



Diana Verlag

STELLA
RIMINGTON
Leiser Verrat

Thriller

»Die ehemalige britische
Geheimdienstchefin zieht
alle Register ihres Könnens.«

The Sunday Times

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

STELLA RIMINGTON | Leiser Verrat

Das Buch

MI5-Agentin Liz Carlyle erfährt von »Marzipan«, einem ihrer geheimen Informanten, dass in einem islamischen Buchladen verdächtige Treffen stattfinden. Liz glaubt, es könne sich dabei um eine Terrorzelle handeln. Nachdem sie Charles Wetherby, Direktor der Abteilung Terrorismusbekämpfung, informiert hat, wird sofort eine Überwachung angeordnet. Ein Anschlag scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Doch kurz darauf wird Liz überraschend von dem Einsatz abgezogen. Denn Wetherby hat einen Hinweis erhalten, dass es in den Reihen des Britischen Geheimdienstes einen Maulwurf gibt. Und während ihre Kollegen Tom Dartmouth und Dave Armstrong versuchen, ein drohendes Attentat zu verhindern, setzt Liz all ihre Fähigkeiten ein, den Verräter zu finden, der in den Reihen der IRA vermutet wird. Doch erst als »Marzipan« ermordet aufgefunden wird, erkennt Liz, dass sie die ganze Zeit auf der falschen Spur war.

Die Autorin

Ihre erste Karriere startete Stella Rimington 1965 in Indien als Halbtagssekretärin beim Secret Service, dem englischen Geheimdienst. In den folgenden Jahren arbeitete sie in den Bereichen Staatsgefährdung, Spionage und Terrorismus. 1992 wurde sie Chefin des MI5, des inländischen Geheimdienstes, den sie bis 1996 leitete. Sie war die erste Frau, die diese Position innehatte.

Ihre zweite Karriere begann mit der Veröffentlichung ihres ersten Romans, »Stille Gefahr«, der auch in Deutschland ein Bestseller wurde. Zu ihrem Erfolgsrezept äußerte sich die Autorin in einem Interview: »Persönliche Erfahrung ist das Rohmaterial der Fantasie. Obwohl ich einen Thriller geschrieben habe, der vollkommen frei erfunden ist, habe ich als Basis dafür mein Leben benutzt, nicht nur meinen Job im Geheimdienst, sondern auch alle anderen Aspekte meines Lebens.«

Pressestimmen

»Liz Carlyle ist ein durch und durch moderner weiblicher George Smiley.«

The Sunday Times

Lieferbare Titel

»Stille Gefahr« (978-3-453-35008-3)

STELLA RIMINGTON

Leiser Verrat

Roman

Aus dem Englischen von Martin Richter

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Secret Asset bei Hutchinson, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 08/2007
Copyright © Stella Rimington 2006
Copyright © dieser Ausgabe 2007
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Gabriele Rupp
Umschlagmotiv | © Ryan McVay/Getty Images
Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, Teresa Mutzenbach
Herstellung | Helga Schörnig
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
978-3-453-43016-7

<http://www.diana-verlag.de>

Für meine Enkelin Leila

Die schlanke braunhaarige Frau interessierte sich sehr für das Fliesensortiment des schicken Badezimmersgeschäfts in der Regent's Park Road in Nordlondon. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der junge Verkäufer, der gern schließen wollte, denn es war schon kurz vor sieben.

Liz Carlyle schlug die Zeit tot. In ihren Turnschuhen und Designerjeans sah sie aus wie so viele wohlhabende junge Ehefrauen, die in diesem Teil Londons durch die Einrichtungsgeschäfte und Boutiquen bummelten. Aber Liz war weder wohlhabend noch verheiratet und schon gar nicht beim Bummeln. Sie war äußerst konzentriert. Sie wartete darauf, dass der Summer in ihrer linken Hand einmal vibrierte, um ihr zu sagen, dass sie gefahrlos zu dem Treffen in dem Coffeeshop ein paar Häuser weiter gehen konnte. Im Spiegel an der Wand gegenüber sah sie, wie Wally Woods, der Leiter des A4-Teams, das die Absicherung für sie übernahm, sich beim Zeitungsmann an der Ecke einen *Evening Standard* kaufte.

Er hatte schon zwei Signale geschickt, um mitzuteilen, dass ihr Kontaktmann Marzipan schon in dem Café auf sie wartete. Sobald sein Team auf beiden Seiten der Straße sicher war, dass ihm niemand gefolgt war, würde Wally sein Okay geben.

Ein junger Pakistani in schwarzen Jeans und Kapuzenpulli kam direkt vom U-Bahn-Hof Chalk Farm. Wally und sein Team beobachteten gespannt, wie er stehen blieb, um ins Schaufenster eines Maklers zu schauen. Er ging weiter, überquerte die Regent's Park Road und verschwand in einer Seitenstraße. Nun vibrierte der Summer in Liz' Hand einmal. »Vielen Dank«, sagte sie zu dem erleichterten Verkäufer. »Ich komme morgen Abend mit meinem Mann wieder, dann entscheiden wir uns.« Sie

verließ das Geschäft, wandte sich nach rechts und ging rasch die Straße entlang bis zum Coffeeshop, den sie ohne Zögern betrat, alles unter den wachsamen Blicken des A4-Teams.

Drinne wartete Liz am Tresen, um einen Cappuccino zu bestellen. Sie spürte die Spannung im Magen und den beschleunigten Herzschlag wie bei jedem Einsatz. Sie hatte die Aufregung vermisst. Nach einer Antiterroroperation in Norfolk Ende vergangenen Jahres hatte sie vier Monate Erholungsurlaub gehabt.

Nachdem der Arzt beim MI5 sie für dienstunfähig erklärt hatte, war sie gleich zu ihrer Mutter nach Wiltshire gefahren. In den Wochen danach hatte sie sich rasch so weit erholt, dass sie ihrer Mutter im Gartencenter helfen konnte. An den freien Tagen besichtigten sie Landschlösser und kochten aufwendige Menüs für zwei; ab und zu trafen sie sich auch mit Freunden aus der Nachbarschaft. Es war angenehm, ruhig und schrecklich langweilig gewesen. An diesem Maiabend war sie froh, wieder im Einsatz zu sein.

Sie arbeitete erst seit dieser Woche wieder. »Lassen Sie sich Zeit«, hatte Charles Wetherby gesagt, und sie hatte in ihrem Büro im Dezernat Agentenführung der Abteilung für Terrorismusbekämpfung mit dem Papierberg angefangen, der sich in ihrer Abwesenheit aufgetürmt hatte. Aber dann war nachmittags das Signal von Marzipan – der Codename für Sohail Din – gekommen, der dringend um ein Treffen bat. Streng genommen war Liz nicht mehr für Marzipan zuständig. Ihr Kollege Dave Armstrong hatte ihn übernommen und damit auch die verlässlichen Informationen, die dieser lieferte. Jetzt war Dave aber in einer dringenden Angelegenheit in Leeds, und Liz war als Marzipans ursprüngliche Kontaktperson

ingesprungen.

Sie nahm ihren Kaffee und ging in den halbdunklen hinteren Bereich des Cafés, wo Marzipan an einem kleinen Ecktisch saß und ein Buch las. »Hallo, Sohail«, sagte sie ruhig und setzte sich.

Er schloss das Buch und blickte überrascht auf. »Jane!«, sagte er, der Name, unter dem er sie kannte. »Ich habe Sie nicht erwartet, aber ich freue mich, Sie zu sehen.«

Sie hatte vergessen, wie jung er wirkte, aber er war ja auch jung. Als Liz Sohail Din vor über einem Jahr das erste Mal begegnet war, hatte er gerade einen Jurastudienplatz in Durham bekommen. Er war immer noch keine zwanzig. Um das Wartejahr zu überbrücken, hatte er einen Job in einem kleinen islamischen Buchladen in Haringey angenommen. Obwohl die Bezahlung nicht gut war, hatte er gehofft, Gelegenheit zu religiösen Diskussionen mit anderen ernsthaften jungen Männern zu haben. Bald merkte er jedoch, dass der Buchladen ein Brennpunkt radikalislamistischer Lehren war – nicht die Version des Islam, die Sohail zu Hause gelernt und in seiner Moschee gehört hatte. Die beiläufige Erwähnung von Fatwas und Dschihad hatte ihn schockiert und noch mehr, dass ein paar seiner Kollegen Selbstmordattentate guthießen und sogar prahlten, sie wollten selbst gegen den Westen die Waffen erheben. Schließlich war ihm klar geworden, dass ein paar der Leute, die in den Laden kamen, mit Terrorismus zu tun hatten. An diesem Punkt hatte er beschlossen zu handeln. Er war in ein weiter entferntes Polizeirevier gegangen und hatte einem Beamten vom Staatsschutz seine Geschichte erzählt. Man brachte ihn rasch in Kontakt mit dem MI5 und Liz Carlyle. Sie hatte ihn rekrutiert und als Langzeitagenten aufgebaut, wobei sie ihn überzeugte, sein Studium um ein Jahr aufzuschieben. In den

folgenden Monaten hatte Marzipan wertvolle Informationen über das Kommen und Gehen von Personen geliefert, für die sich die Polizei und der MI5 interessierten.

»Es ist schön, Sie wiederzusehen, Sohail«, sagte Liz. »Sie sehen gut aus.«

Marzipan legte das Buch hin, sagte nichts, aber sah sie freundlich und ernst durch seine Brillengläser an. Liz spürte seine Nervosität.

»Freuen Sie sich auf das Studium?«, fragte sie, um ihn zu beruhigen.

»Ja, sehr«, antwortete er aufrichtig.

»Gut. Sie werden es sicher packen. Und wir sind sehr dankbar, dass Sie es aufgeschoben haben.« Sanft leitete sie zum Geschäft über. »Ihre Nachricht sagte, Sie müssten uns dringend sehen. Ist was passiert?«

Der junge Mann – kaum mehr als ein Junge, dachte Liz – sagte: »Vor zwei Wochen kam ein Mann in den Buchladen. Einer der Jungs im Laden erzählte mir, er wäre ein wichtiger Imam aus Pakistan, und ich glaube, ich habe ihn schon einmal in einem der Videos gesehen, die wir verkaufen. Ich habe das Simon erzählt. Er sagte, wenn der Mann wieder in den Laden käme, sollte ich mich sofort bei ihm melden.«

Simon Willis war Dave Armstrongs Deckname. »Und Sie haben diesen Mann wiedergesehen?«, fragte Liz.

Sohail Din nickte. »Heute Nachmittag. Er kam nicht in den Laden. Er war oben mit drei anderen Männern. Junge Männer, der eine ein bisschen älter als die anderen. Sie waren britische Pakistani.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Ich habe sie reden gehört. Ich wurde nämlich nach oben

geschickt, um den Videorekorder einzustellen. Aswan – der arbeitet auch im Laden – hatte ihn aufgestellt, aber heute hat er frei. Er hatte das Kabel nicht richtig angeschlossen.«

»Was haben sie angesehen?«

»Ein Video, das der Imam mitgebracht hatte – neben dem Rekorder lag ein ganzer Stapel. Eines davon lief gerade.«

Die Tür zum Café öffnete sich, und Sohail blickte über Liz' Schulter. Es waren aber nur zwei junge, mit Einkaufstüten beladene Frauen, die nach dem Shoppen einen Kaffee trinken wollten. Er fuhr fort: »Als ich den Rekorder angeschlossen hatte, machte ich ihn an, um zu sehen, ob er auch läuft. Dabei sah ich einen Teil des Videos.«

Er hielt inne, und Liz unterdrückte ihre Ungeduld und wartete, dass er fortfuhr. »Es war ein Video von diesem Mann, dem Imam. Er sprach Urdu, das verstehe ich nicht gut – aber vom Hören zu Hause kann ich es ein bisschen. Er sagte, manchmal wäre es notwendig, für seinen Glauben zu sterben; er redete von einem Heiligen Krieg.«

»Haben Sie noch mehr gesehen?«

Sohail schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nicht dageblieben. Ich wollte nicht, dass sie denken, ich würde darauf achten.«

»Warum haben die sich das wohl angesehen? Ich meine, wenn der Imam doch sowieso da war.«

Sohail schwieg einen Moment. »Ich habe lange darüber nachgedacht. Vielleicht ist er hergekommen, um die Männer anzuleiten oder sie vorzubereiten.«

»Vorzubereiten?«

»Ich glaube, er bereitete sie auf einen Auftrag vor«, fuhr Sohail ruhig fort. »Vielleicht einen Selbstmordanschlag. Die reden im Laden über solche Dinge.«

Liz war überrascht. Das kam ihr als eine sehr dramatische Schlussfolgerung vor. Sie kannte Marzipan als ruhig und ausgeglichen; jetzt wirkte er ängstlich und aufgeregt. »Warum glauben Sie das?«, fragte Liz ruhig.

Plötzlich fasste Sohail nach unten und holte eine kleine Papiertüte aus seinem Rucksack. Er schob sie über den Tisch. »Deshalb«, sagte er.

»Was ist da drin?«

»Ich habe das Video mitgebracht. Der Imam ließ es mit den anderen Bändern da. Ich bin nach oben gegangen und habe es mir angesehen, bevor wir zumachten.«

Liz steckte das Band rasch in ihre Tasche, erfreut, dass Sohail es mitgebracht hatte, aber auch schockiert darüber, dass er ein solches Risiko eingegangen war. »Gut gemacht, Sohail«, sagte sie, »aber wird keiner merken, dass es weg ist?«

»Da lagen viele Videos rum. Und ich bin sicher, dass mich keiner nach oben gehen gesehen hat.«

»Es muss schnell wieder an seinen Platz zurück«, sagte sie entschieden. »Aber sagen Sie mir erst, wie alt waren diese drei Männer?«

»Die Jüngeren etwa so wie ich. Der andere vielleicht Ende zwanzig.«

»Sie sagten, sie waren aus England. Haben Sie einen Akzent bemerkt?«

»Schwer zu sagen.« Er dachte einen Augenblick nach. »Außer beim Ältesten. Ich glaube, er kam aus dem Norden.«

»Würden Sie die Männer wiedererkennen?«

»Ich bin nicht sicher. Ich wollte sie mir nicht zu auffällig ansehen.«

»Natürlich«, erwiderte Liz beruhigend, denn sie merkte, dass

Sohail immer wieder zur Tür schaute. »Haben Sie eine Ahnung, wo die drei hingegangen sind?«

»Nein, aber ich weiß, dass sie wiederkommen.«

Liz spürte, wie sich ihr Puls beschleunigte. »Warum? Wann?«

»In einer Woche um dieselbe Zeit. Aswan fragte, ob er den Apparat runterbringen sollte, aber der Besitzer hat gesagt, das sei nicht notwendig, da sie ihn am Donnerstag wieder brauchen. Darum glaube ich, dass sie ausgebildet wurden. Sie sollen sich eine Reihe von Videos ansehen. Es ist eine Art Kurs.«

»Woher wissen Sie, dass es dieselben Männer sein werden?«

Sohail dachte einen Moment nach. »Von der Art, wie er es sagte. ›Lass ihn stehen, sie brauchen ihn nächste Woche wieder‹, hat er gesagt, und so, wie er ›sie‹ sagte, konnte er nur dieselben Männer meinen.«

Liz überlegte. Sie hatten also etwas Zeit, wenn auch nicht sehr viel, bevor sich die Gruppe wieder traf. Sie dachte kurz angestrengt nach, um zu entscheiden, was als Nächstes zu tun sei. »Könnten wir uns heute Abend noch mal treffen? Ich möchte das Video kopieren und ein paar Fotos holen, die Sie sich angucken können. Fotos von Personen. Geht das?«

Sohail nickte.

»Ich erkläre Ihnen, wo Sie hinmüssen.« Sie sagte ihm eine Adresse in einer der anonymen Straßen nördlich der Oxford Street und ließ sie ihn wiederholen. Dann fuhr sie fort: »Nehmen Sie die U-Bahn bis Oxford Circus und gehen Sie dann nach Westen. Wissen Sie, wo das Kaufhaus John Lewis ist?« Sohail nickte. »Sie machen Folgendes, um zu dem Haus zu kommen. Wir überprüfen, ob Ihnen jemand folgt. Wenn wir nicht sicher sind, fragt jemand Sie auf der Straße nach der Zeit. Wenn Sie zweimal gefragt werden, gehen Sie nicht zu dem

Haus. Sie gehen weiter, steigen in einen Bus und fahren nach Hause. Und falls Sie jemanden treffen, den Sie kennen, denken Sie sich eine Ausrede aus, was Sie da machen.«

»Das ist leicht«, sagte Sohail. »Ich sage, ich hätte bei HMV in der Oxford Street nach CDs geguckt. Die haben lange offen.«

Liz schaute auf die Uhr. »Es ist jetzt sieben Uhr dreißig. Wir treffen uns dort um zehn Uhr.«

»Sind Sie jetzt wieder meine Kontaktperson?«, fragte er.

»Müssen wir mal sehen«, antwortete sie sanft, denn sie wusste es selbst nicht. »Das ist aber nicht so wichtig. Wir arbeiten alle zusammen.«

Er nickte, und in seinen Augen lag ein Blick, den Liz zuerst für einfache Aufregung hielt, doch dann merkte sie, dass es zum Teil Angst war. Sie lächelte ihn beruhigend an. »Sie machen einen ganz tollen Job. Seien Sie weiter vorsichtig, Sohail.«

Er lächelte etwas gezwungen zurück, seine Augen verdunkelten sich. Sie fügte hinzu: »Wenn Sie je das Gefühl haben, in Gefahr zu sein, müssen Sie uns das sofort sagen. Benutzen Sie das Alarmverfahren. Wir erwarten nicht, dass Sie sich unnötig in Gefahr begeben.«

Sie wusste, dass das leere Worte waren. Natürlich war er in Gefahr, bei solchen Operationen war ein Risiko unvermeidlich. Nicht zum ersten Mal zweifelte sie an ihrer Arbeit im subtilen psychologischen Spiel der Agentenführung: die Aufforderung an den Agenten, vorsichtig zu sein; das Ernstnehmen der Gefahr, in der er sich befand; die Versicherung, er werde geschützt; die Ermutigung, um Informationen zu bekommen. Die einzige Rechtfertigung dafür war der Schaden, den sie abzuwenden versuchte. Aber angesichts eines Marzipan erschien es als ein schwieriges Gleichgewicht.

Sohail sagte aber schlicht und entschlossen: »Ich werde alles tun, was ich kann.« Liz war bewegt, aber seine Worte nahmen ihr nicht die Schuldgefühle. Wenn die Männer im Buchladen bereit waren, sich einfach in die Luft zu sprengen, wollte sie nicht daran denken, was sie mit Sohail machen würden. Fast unwillkürlich schüttelte sie den Kopf und wandte sich ab.

2

Liz nahm am Fuß von Primrose Hill ein Taxi und ließ sich zum Restaurant Atrium an der Millbank fahren. Von dort waren es nur wenige Schritte zum Thames House, dem gedrungenen Gebäude am Nordufer der Themse, in dem der MI5 seine Zentrale hatte. Es war ein guter Zeitpunkt, um durchs West End zu fahren. Der Berufsverkehr war vorbei, und das Theaterpublikum saß schon auf seinen Plätzen. Die Lichter der Pubs versprachen eine Wärme, die sie normalerweise angezogen hätte. Zwanzig Minuten nach dem Abschied von Marzipan saß sie wieder an ihrem Schreibtisch.

Es war viel zu tun, bevor sie zu Sohail Din zurückkonnte. Das Video musste kopiert, die Arrangements für das sichere Haus bestätigt und ein neues A4-Überwachungsteam zusammengestellt werden, um das von Wally Woods abzulösen.

Dann setzte sich Liz hin und dachte nach. Gab es eine unmittelbare Bedrohung? Wenn ja, musste sie Charles Wetherby verständigen, der zufällig gerade mit Geoffrey Fane, seinem

Amtskollegen beim MI6, zu Abend aß. Wenn Marzipan recht hatte, gab es eine Bedrohung, wenn auch keine unmittelbare. Sie beschloss, die Entscheidung aufzuschieben, bis sie wieder mit ihm gesprochen hatte, griff nach dem Telefonhörer und rief das Ermittlungsdezernat der Antiterrorabteilung an. Judith Spratt hatte Nachtdienst und nahm ab.

Judith war eine alte Freundin. Die beiden waren vor über zehn Jahren am selben Tag beim MI5 eingetreten und arbeiteten jetzt seit sechs Jahren in der Antiterrorabteilung. Während Liz' Talente sie zur Agentenführerin prädestiniert hatten, war Judith aufgrund ihrer scharfen analytischen Fähigkeiten und der Aufmerksamkeit für Details zu einer hervorragenden Ermittlerin geworden. Mit fast besessener Ausdauer folgten sie und ihre Kollegen jeder Information, die neben den Berichten der Agentenführer in ihre Abteilung gelangte. Sie standen in ständigem Kontakt mit ausländischen Kollegen und tauschten Spuren aus, identifizierten Personen, stellten Verbindungen her. Die Ermittlungsabteilung war das Schleppnetz der Antiterrorarbeit von Thames House; sie sammelte Informationen und interpretierte sie.

Also wandte sich Liz wegen eines Fotoalbums britischer Pakistani, bei denen man Verbindungen zum Terrorismus vermutete, an Judith. Sie gab ihr eine Zusammenfassung von Marzipans Bericht, aber nichts ergab eine Verbindung zu etwas, woran Judith und ihre Kollegen gerade arbeiteten. Mit der großen verschlossenen Ledermappe, die Judith ihr gab, fuhr Liz im Fahrstuhl in die Tiefgarage und nahm einen der anonymen Dienstwagen. Sie hatte noch eine Dreiviertelstunde Zeit und fuhr wieder nach Norden durch die Regent Street bis zum Oxford Circus und schließlich in die ruhigen Straßen, in deren

ehemals vornehmen Häusern aus dem achtzehnten Jahrhundert jetzt Ärzte, Zahnärzte, Psychiater und andere Spezialisten für Londons wohlhabende Bürger und Besucher ihre Praxen hatten. Schließlich bog sie unter einem Torbogen in eine schwach beleuchtete Gasse mit kleinen Häusern, den früheren Remisen der Vorderhäuser. Als sie die Fernbedienung bediente, öffnete sich ein Garagentor, und sie fuhr sofort in die kleine, beleuchtete Garage.

Über der Garage befand sich ein warmes, freundliches Wohnzimmer mit mehreren älteren Sofas, deren Bezug von den Agentenführern »Beamten-Chintz« genannt wurde. Die restliche Einrichtung bestand aus einem quadratischen Esstisch mit mehreren Stühlen aus nicht identifizierbarem Holz, einem zerkratzten Couchtisch und einem gerahmten Druck. Konspirative Häuser waren eine der Sackgassen der Zivilisation. Sie waren nur auf Nützlichkeit ausgerichtet und stets zum Gebrauch bereit, in der Küche gab es Tee und Kaffee, aber niemals Lebensmittel. Eine Viertelstunde später, während Liz immer noch die Fotosammlung aus der Ledermappe auspackte, klingelte das Telefon.

»Neunzig Sekunden«, sagte eine Stimme. »Alles ruhig.«

Als es an der Tür klingelte, öffnete sie sofort und führte Marzipan die Treppe hinauf.

»Möchten Sie was trinken – Tee vielleicht oder Kaffee?«

Sohail schüttelte langsam und ernsthaft den Kopf, während er das Zimmer musterte. »Haben Sie schon was gegessen?«, fragte sie und hoffte darauf.

»Ich brauche jetzt nichts.«

»Gut, dann fangen wir an. Ich möchte, dass Sie sich in Ruhe diese Bilder ansehen, aber denken Sie nicht zu intensiv darüber

nach. Meistens ist der erste Instinkt der richtige.«

Die Fotos stammten aus verschiedenen Quellen. Die besten waren Kopien von Pass- und Führerscheinanträgen. Der Rest stammte hauptsächlich aus weiter entfernten versteckten Überwachungskameras und war von schlechterer Qualität. Sohail ließ sich Zeit und betrachtete jedes Foto aufmerksam, bevor er bedauernd den Kopf schüttelte. Als sie um elf Uhr erst mit der Hälfte fertig waren, fiel Liz ein, seine Eltern könnten sich Sorgen machen, wenn er später als sonst nach Hause käme. »Ich glaube, wir sollten für heute Schluss machen«, sagte sie. »Könnten Sie sich den Rest morgen ansehen?«

Er nickte, und sie sagte: »Dann treffen wir uns wieder hier. Sagen wir halb acht? Kommen Sie genauso wie heute.« Sie schaute Sohail an. Er sah sehr müde aus. »Sie sollten ein Taxi nach Hause nehmen. Ich rufe Ihnen eines.«

Sie ging hinaus und rief an. Als sie zurückkam, sagte sie: »Gehen Sie in zehn Minuten weg. Wenn Sie aus der Gasse kommen, biegen Sie nach links, und ein Taxi wird die Straße entlangfahren. Wenn es näher kommt, macht es die Scheinwerfer an. Der Fahrer wird Sie ein paar Straßen von Ihrem Zuhause entfernt absetzen.«

Sie blickte den jungen Mann an und spürte plötzlich eine fast mütterliche Besorgnis. Schade, dass er noch keinen der drei Verdächtigen identifiziert hatte. Aber sie war nicht enttäuscht. Schon seit Langem hatte sie gelernt, dass Erfolg in ihrem Metier Zeit und Geduld erforderte und sich oft plötzlich und unerwartet einstellte.

Maddie kam zurück nach Belfast, als ihre Mutter Molly ihr am Telefon erzählte, was der Arzt gesagt hatte. Man konnte nicht mehr tun, als die Schmerzen zu lindern. Sean Keaney würde zu Hause sterben.

Also kehrte sie in das kleine Backsteinhaus zurück, in dem ihre Eltern seit über vierzig Jahren wohnten, ganz in der Nähe der Falls Road in Belfast. Es war genauso klein und schäbig wie alle anderen Häuser in der Straße. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, wie dick die Haustür war und dass die gestrichenen Fensterläden mit Stahl verstärkt waren.

Als die Familie erfuhr, dass der Tod unmittelbar bevorstand, sammelte sie sich wie in einer Wagenburg. Obwohl es eine kleine Wagenburg war, dachte Maddie. Eine Tochter war vor zwei Jahren an Brustkrebs gestorben, und ein Sohn – der Augapfel seines Vaters – wurde vor fünfzehn Jahren erschossen, als er einer Straßensperre der britischen Armee ausweichen wollte. Jetzt waren nur noch sie und ihre ältere Schwester Kate übrig.

Maddie war nur gekommen, weil ihre Mutter sie gebeten hatte. Als kleines Mädchen war die Abneigung ihrem Vater gegenüber nur von der innigen Liebe zu ihrer Mutter ausgeglichen worden, obwohl diese Liebe mit den Jahren von der Enttäuschung über deren passive Hinnahme der Dominanz ihres Ehemannes zersetzt worden war. Maddie verstand einfach nicht, warum ihre Mutter ihre eigenen Qualitäten – die

Musikalität, die Liebe zu Büchern, den ländlichen Galway-Humor – der Forderung ihres Mannes Sean untergeordnet hatte, der Kampf müsse immer an erster Stelle stehen.

Maddie wusste, dass das Eintreten ihres Vaters für den irischen Nationalismus ihm eine gewisse Bewunderung eingebracht hatte, aber das hatte ihre Abneigung nur verstärkt, ihre Wut über die gefühllose Art, mit der er seine Familie behandelte. Doch sie war nie sicher, was sie mehr verabscheute – den Mann oder die Bewegung. Sie war so schnell wie möglich fortgegangen, mit achtzehn Jahren begann sie ihr Jurastudium am University College Dublin und blieb danach dort, um zu arbeiten.

Dann war da die Gewalt – auch vor ihr war Maddie geflohen. Sie hatte sich nie die Mühe gemacht, zu zählen, wie viele Menschen, die sie gekannt hatte, verletzt oder getötet worden waren. Andere, meistens ganz normale Leute, waren einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Sie glaubte, das Zählen werde nie aufhören. Ihr Vater hatte sein »Berufsleben« streng geheim gehalten, aber wenn die Keaney in den Nachrichten von einer neuen IRA-»Operation« hörten – dem Euphemismus für Bomben, Erschießungen und Tod –, war ihr Schweigen wissend, nicht unschuldig. Kein Schweigen konnte den Einfluss der Todesfälle vertreiben, die Maddies Kindheit wie ein grotesk eng bestecktes Dartboard spickten. Besonders der ihres von klein auf zum Republikaner erzogenen Bruders, der starb, bevor er erfuhr, dass es vielleicht auch noch etwas anderes im Leben gab.

Nun saß sie stundenlang mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammen und trank unzählige Tassen Tee im kleinen Wohnzimmer, während ihr Vater – mit Schmerzmitteln

vollgepumpt – oben in seinem Bett lag. Durchs große Netzwerk von Kameraden und Freunden war die Nachricht verbreitet worden, Sean Keaney würde sich über Abschiedsbesuche von denen freuen, die mit ihm seit den Unruhen Ende der Sechzigerjahre gekämpft hatten. An einen Priester dachte keiner, denn obwohl Keaney als Katholik geboren war, war sein einziger Glaube die felsenfeste Treue zur Irisch-Republikanischen Armee.

Die Familie kannte alle Besucher. Kieran O'Doyle, Jimmy Garrison, Seamus Ryan, sogar Martin McGuinness kam eines Abends spät ins Haus, im Schutz der Dunkelheit, damit sein Besuch nicht bemerkt wurde – die Liste war ein Namensaufruf der republikanischen Bewegung. Alle waren Veteranen des bewaffneten Kampfes.

Viele hatten wegen der Beteiligung an Morden oder Bombenanschlägen Gefängnisstrafen abgesessen und waren jetzt nur wegen der Amnestieartikel des Karfreitags-Abkommens auf freiem Fuß. Keaney hatte es in seiner langen paramilitärischen Karriere immer geschafft, einer Verurteilung zu entgehen, aber wie die meisten seiner Besucher war er in den Siebzigern über ein Jahr im Maze-Gefängnis interniert gewesen.

Da ihre Mutter das ständige Treppauf, Treppab nicht schaffte, führte Maddie die Männer nach oben. Sie standen am Bett und versuchten Smalltalk mit dem Mann zu machen, den sie als den »Kommandanten« kannten.

Maddie merkte aber, dass Keaneys Zustand sie schockierte – die tödliche Krankheit hatte den früher so kräftigen Mann in eine kleine, zusammengefallene Gestalt verwandelt. Da sie seine Müdigkeit spürten, blieben die meisten seiner alten Kameraden nur kurz und nahmen am Schluss verlegen, aber von Herzen

Abschied. Unten wechselten sie noch einige Worte mit Mollie und Maddies Schwester Kate; wenn sie Keaney besonders nahegestanden hatten, tranken sie einen kleinen Whiskey.

Maddie sah, wie viel Energie selbst die kurzen Besuche ihrem Vater abverlangten, und war erleichtert, als niemand mehr auf der Besucherliste stand. Darum war der nächste Wunsch ihres Vaters umso überraschender, den er nach einer so schlimmen Nacht äußerte, dass sie meinte, er werde den Morgen nicht erleben.

»Er will James Maguire sehen!«, verkündete sie, als ihre Schwester und ihre Mutter zum Frühstück in die kleine Küche kamen.

»Das meinst du nicht ernst«, erwiderte Kate ungläubig. Sogar unter dem Dach des irischen Nationalismus hatten James Maguire und Sean Keaney eine bestenfalls zerbrechliche Koexistenz geführt, und nur ihre Treue zur Sache hatte die gegenseitige Abneigung im Zaum gehalten.

»Ich dachte, er fantasiert wegen des Morphiums, aber jetzt hat er zum zweiten Mal darum gebeten. Ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll. Wir können doch unserem sterbenden Vater keine Bitte abschlagen, oder?«

Ihre Schwester blickte sie streng an. »Ich gehe nach oben und rede mit ihm. Er muss verwirrt sein.« Als sie wieder herunterkam, war ihr Gesicht noch strenger. »Er will es unbedingt. Ich habe gefragt, warum er Maguire sehen will, und er sagte: ›Geht dich nichts an. Bring ihn her.‹«

Etwa eine Stunde, bevor die Keaney Tee tranken, klopfte es an die Tür. Ein großer magerer Mann kam ins Haus, und obwohl er im selben Alter war wie der Sterbende, war er kein bisschen gebrechlich. Er zeigte nichts von der Bescheidenheit

der anderen Kameraden Sean Keaney und gab auch niemandem die Hand. Als Kate ihn nach oben brachte, fanden sie ihren Vater schlafend vor, erzählte sie Maddie später – vielleicht würde die bizarre Begegnung mit seinem langjährigen Feind ja gar nicht stattfinden. Als sie sich aber zu ihrem Besucher umwandte, sagte der Mann ruhig: »Hallo, Keaney.«

»Komm rein, Maguire«, befahl die schwache Stimme, und Kate sah, dass die Augen ihres Vaters jetzt offen waren. Er hob die knochige Hand, um sie hinauszuschicken, was er bei den anderen Besuchern nie getan hatte.

Hin und her gerissen zwischen Neugier und Ungläubigkeit wartete Maddie mit ihrer Schwester und ihrer Mutter im vorderen Wohnzimmer, während die Uhr tickte, und sie leise das tiefe Murmeln von oben hörten. Fünf, zehn, dann fünfzehn Minuten. Nach einer halben Stunde öffnete sich schließlich die Schlafzimmertür, Schritte kamen die Treppe herab, und ohne ein Wort des Abschieds verließ Maguire das Haus.

Danach fand Maddie ihren Vater so erschöpft vor, dass sie sich nicht überwinden konnte, nach dem Besucher zu fragen, und ihn schlafen ließ. Ihre weniger geduldige Schwester wartete nur bis nach dem Tee, um nach oben zu gehen, und war entschlossen, den Grund für das Gespräch ihres Vaters mit Maguire herauszufinden. Doch sie bekam keine Antwort mehr. Sean Keaney war während des Tees im Schlaf gestorben.

Charles Wetherby, der Leiter der Abteilung für Terrorismusbekämpfung, war seit halb acht im Büro. Liz hatte ihn am Vorabend telefonisch über ihre Treffen mit Marzipan informiert, sobald er von seinem Essen mit Geoffrey Fane vom MI6 nach Hause gekommen war. Wetherby hatte für neun Uhr morgens eine Sondersitzung der Koordinationsgruppe Terrorismusbekämpfung einberufen, dem gemeinsamen Komitee von MI5, MI6, dem Abhörzentrum GHQ, der Polizei und dem Innenministerium. Die KGT war gleich nach den Anschlägen vom 11. September 2001 auf Drängen des Premierministers gegründet worden, um sicherzustellen, dass alle Behörden, die sich mit terroristischen Bedrohungen in Großbritannien befassen, ohne Rivalitäten zusammenarbeiten. Die Gruppe war anhand der Informationen zu dem Schluss gekommen, dass möglicherweise eine extremistische Bedrohung vorliege, die dringend verfolgt werden müsse. Der MI5 sollte Marzipans Informationen weiterverfolgen und dabei wenn nötig gemeinsame Ressourcen nutzen und alle auf dem Laufenden halten.

Jetzt war es elf Uhr, und Wetherby leitete eine Einsatzbesprechung der zuständigen MI5-Abteilungen. Der Besprechungsraum lag im Zentrum von Thames House. Er hatte Fenster zum Innenhof, aber nicht nach außen. Mehrere Stuhlreihen standen um einen langen Tisch herum, an dessen einem Ende sich ein Bildschirm und andere technische Geräte

befanden. Trotz der Größe des Raumes war es voll, und Liz quetschte sich zwischen Judith Spratt und Reggie Purvis, den spröden, aus Yorkshire stammenden Leiter der Überwachungseinheit A4, die Liz und Marzipan letzten Abend abgesichert hatte.

Außerdem saßen da nicht wenige robust aussehende Männer in kurzärmligen Hemden, meist Exsoldaten, die zu A2 gehörten, der Abteilung für »Einbrechen und Verwanzen« – den Einbau von Abhöranlagen und Kameras –, was inzwischen immer den Beschluss des Innenministers erforderte. Liz wusste, dass sie Experten auf ihrem riskanten, nervenaufreibenden Gebiet waren. Weiterhin waren Kollegen von Judith Spratt aus dem Ermittlungsdezernat anwesend, dazu »Technik-Ted« Poyser, der Spezialist für Computerfragen, Patrick Dobson aus dem Büro des Direktors, der für die Verbindung zum Innenministerium zuständig war, sowie der gerade aus Leeds zurückgekommene Dave Armstrong. Sogar aus der Entfernung sah Liz, dass er eine Rasur, ein sauberes Hemd und eine Nacht Schlaf brauchte.

Liz kannte und mochte ihre meisten Kollegen, sogar Reggie Purvis, der vielleicht schweigsam und stur war, aber ein Experte auf seinem Gebiet. Die einzige Ausnahme war der zu spät kommende Michael Binding. Er war im Jahr zuvor von einem langen Einsatz in Nordirland zurückgekehrt und jetzt der Leiter von A2, der oberste Einbrecher und Verwanzer. Binding behandelte alle seine Kolleginnen mit einer provozierenden Mischung aus Galanterie und Herablassung, was Liz nur dank eiserner Selbstkontrolle ertrug.

Zumindest heute Morgen standen Liz und Marzipans Video im Mittelpunkt. Einen Großteil des Inhalts hatten die meisten schon einmal gesehen, im Fernsehen oder auf extremistischen

Internetseiten. Was beim Ansehen des Videos aber schockierte, war die menschenfeindliche Konzentration auf brutale Bilder, das Einhämmern der Botschaft über alle Sprach- und Kulturbarrieren hinweg, es sei die Pflicht einiger, andere zu hassen und zu zerstören, aus Gründen, die von keiner Seite zu beeinflussen seien.

Zwischen all dem Blut und der Gewalt, den durchgeschnittenen Kehlen, den Schreien, der Angst, den Explosionen und dem Staub war nichts in dem Video so bedrohlich und von so kalter Brutalität wie das Bild eines Mannes mit schwarzem Bart in einer weißen Robe, der auf einer Matte saß und mit aufsteigender und fallender Stimme wie eine Sirene in einer Sprache predigte, die nur wenige im Raum verstanden. Seine Botschaft des Hasses, didaktisch gegliedert und kompromisslos, war aber nur allzu klar. Da sein Bild zwischen den Gewaltszenen erschien, war offensichtlich, dass seine Botschaft verschiedene Punkte der Lehre oder der Methode erläutern sollte – alle mit einem Ziel, dem Tod. Schließlich endete das Video mit einem längeren Flackern.

Wetherby brach das schockierte Schweigen. »Der Mann in Weiß ist der Imam, den unser Agent Marzipan gestern in einem Buchladen in Haringey sah. Wir werden in etwa einer Stunde eine vollständige Abschrift des Textes haben, aber seine Hauptbotschaft war wohl deutlich. Judith?«

Judith hatte von einem der Übersetzer, die Funk- und Telefongespräche auf Urdu abhörten, Stichpunkte bekommen. Sie blickte auf ihre Notizen.

»Er hat zum Kampf aufgerufen – alle wahren Gläubigen sollen das Schwert ergreifen usw. – gegen den Satan Amerika und seine teuflischen Verbündeten; wer kämpft und den Tod

findet, wird in der nächsten Welt gesegnet sein. Das war der Schlusssatz. Das Interessante ist aber, dass es nicht bloß die übliche Hasspredigt war. Ich fand, es war wie eine Lektion gegliedert, bei der die verschiedenen Gewaltszenen die einzelnen Punkte illustrierten. Fast eine Art schrittweise Argumentation.«

»Eine Art Ausbildungsvideo, meinen Sie?«, fragte Dave Armstrong.

»Ja, so etwas in der Art. Jedenfalls handelt es sich nicht nur um eine Predigt.«

»Das würde zu Marzipans Bericht passen«, pflichtete Liz ihr bei.

»Genau wie die Tatsache, dass es drei Zuschauer waren«, sagte Judith. »Das ist die ideale Größe für ein Team. Sie bietet maximale Sicherheit, und jeder kann die anderen Mitglieder gleichzeitig beobachten.«

»Woher kam das Bildmaterial?«, fragte jemand.

Wetherby antwortete: »Die Szene mit der durchgeschnittenen Kehle war sicher die Ermordung von Daniel Pearl, dem amerikanischen Reporter. Die anderen können von überallher sein, wahrscheinlich aus dem Irak. Das werden wir vielleicht anhand des Textes rauskriegen.«

Er wandte sich zu jemandem am Ende des Tisches, den Liz nicht kannte. Es handelte sich dabei um einen breitschultrigen Mann in einem gut geschnittenen Anzug mit scharlachrotem Schlips. Sein Gesicht war freundlich und ein wenig zerfurcht. Relativ gut aussehend, dachte sie sich.

»Tom, was ist mit dem Imam?«, fragte Wetherby. »Wissen wir, wer er ist?«

Der Mann namens Tom antwortete mit sanfter Stimme in einem Tonfall, den man früher Oxford-Englisch oder ihre

Mutter »richtiges Englisch« nannte, dachte Liz ironisch. »Sein Name ist Mahmud Abu Sayed. Er leitet eine Koranschule in Lahore. Und er ist wirklich ein Lehrer, wie Judith vermutete. Seine Madrasa ist als radikales Schulungszentrum bekannt. Abu Sayed stammt aus der Nähe der afghanischen Grenze. Seine Familie hat enge Beziehungen zu den Taliban. Sogar unter den Radikalen ist er ein Hardliner.« Er schwieg einen Moment. »Wir müssen das noch mit der Einwanderungsbehörde abklären, aber wahrscheinlich reiste er unter einem anderen Namen ein. Ich würde wetten, dass er vorher noch nie in England war. Englische Schüler sind immer zu ihm nach Lahore gereist. Wenn er herkommt, muss was ziemlich Wichtiges im Busch sein.«

Einen Moment herrschte Schweigen, dann beugte sich der rotgesichtige Michael Binding in seinem dicken Tweedjackett vor und hob seinen Bleistift, um Wetherbys Aufmerksamkeit zu erregen. »Charles, ich glaube, wir sind etwas zu schnell. Die Ressourcen bei A2 sind gerade ziemlich angespannt. Dieser Imam ist vielleicht radikal, aber in seiner Welt wohl ziemlich bedeutend. Ist es wirklich so bemerkenswert, dass junge Muslime ihn hören wollen oder dass er ein paar mögliche Jünger sammelt? Vielleicht wollen sie nur zu seinen Füßen sitzen. In Nordirland ...«

Liz unterbrach ihn und versuchte, nicht zu ungeduldig zu klingen. »Das war nicht Marzipans Eindruck, und bis jetzt lag er immer zu mindestens neunzig Prozent richtig. Das ist kein theologisches Video. Marzipan glaubte, dass sich diese Leute auf eine Aktion vorbereiten, und ich bin seiner Meinung.«

Binding lehnte sich mürrisch zurück und kratzte sich mit dem Bleistift an der Nase. Wetherby lächelte grimmig. »Die KGT ist

zu dem Schluss gekommen, dass aufgrund dieser Fakten eine spezifische Bedrohung möglich ist«, sagte er. »Ich teile diese Ansicht. Unsere Arbeitshypothese muss sein, dass diese drei jungen Männer einen Anschlag irgendwelcher Art unter fremder Leitung planen, und hier haben wir die Konditionierung gesehen, die Stärkung, wenn Sie so wollen, damit sie bis zum Schluss durchhalten. Ohne gegenteilige Informationen müssen wir annehmen, dass ein Anschlag in diesem Land vorbereitet wird.« Er hielt inne. »Und zwar in extremer Form.«

Es schien kühler im Raum zu werden. Ein Selbstmordattentäter ist kaum zu stoppen, wenn man ihn nicht vor Beginn seiner Aktion fasst. Drei davon konnten es dreimal so schwierig machen. Einer kam bestimmt durch. Der genaue Plan war zwar noch nicht klar, aber Marzipan hatte ihnen wenigstens eine Chance gegeben, dachte Liz.

Wetherby fuhr fort: »Die Operation wird vom Ermittlungsdezernat organisiert und von Tom Dartmouth geleitet. Der Codename ist Fuchsjagd. Dave, Sie kümmern sich weiter um Marzipan – Sie sollten sich heute Abend mit ihm treffen.«

Liz' Magen schien sich plötzlich in Blei zu verwandeln. Sie spürte, wie sich ihr Gesicht vor Enttäuschung rötete. Dave Armstrong schaute sie mitfühlend an, aber sie schaffte nur ein schwaches Lächeln. Dass sie dienstunfähig gewesen war, war nicht seine Schuld. Er hatte Marzipan auf faire Art »geerbt«, bevor der Agent ein »Star« wurde. Es war logisch, dass er nun weiter mit ihm arbeitete. Jenseits ihrer Enttäuschung fiel es ihr schwer, die eigenen Gefühle zu analysieren. Es war etwas an Marzipan – seine Verletzlichkeit, seine Hilflosigkeit, fast seine *Prinzipien*. Er war ihr in so vieler Hinsicht fremd, stammte aus

einer anderen Kultur, hatte einen völlig anderen Hintergrund, und doch waren ihre Überzeugungen dieselben. Verstand er, welches Risiko er einging? Sie wusste es nicht. In der Art, wie er nachgab, lag fast etwas Naives. Sie biss sich auf die Lippen und schwieg. Wetherby redete weiter. Fast verabscheute sie seine Sachlichkeit, den gleichmäßigen, zuversichtlichen Tonfall.

»Im Moment ist unser Ziel, mehr herauszufinden. Es gibt keinen klaren Vorteil, wenn wir jetzt schon eingreifen. Das Video beweist nichts. Wir haben keine Beweise gegen irgendjemanden. Unser erster Schritt muss die Überwachung des Ladens sein. Ich möchte so schnell wie möglich Abhöranlagen und auch versteckte Kameras. Patrick, können Sie sich um die Genehmigung kümmern?«

Patrick Dobson nickte. »Ich rufe das Büro des Innenministers an. Ich weiß, dass er in London ist, also sollte es schnell gehen. Wenn wir Glück haben, bis sechs. Ich brauche in einer Stunde einen schriftlichen Antrag.«

Tom nickte. »Judith, würden Sie das bitte übernehmen?« Wetherby wandte sich an Binding. »Tut mir leid, Michael. Die Sache ist beschlossen. Wenn wir die Genehmigung haben, möchte ich, dass Ihre Leute morgen Abend reingehen. Schaffen Sie das?«

Binding nickte langsam. »Wir können es wohl machen, wenn Marzipan eine Skizze des Hauses für uns zeichnet. Wir brauchen vorher natürlich A4-Überwachung, wer die wichtigen Leute sind, wann sie weggehen, wo sie wohnen, wer Schlüssel hat. Wir wollen nicht das Risiko eingehen, dass uns jemand stört. Ich werde auch mit dem Staatsschutz reden. Tom, Sie müssen mir sagen, wie viel wir ihnen erzählen können.«

Tom nickte. »Wir reden gleich noch darüber.«

Reggie Purvis blickte zu Liz. »Wir geben den A4-Teams um vier ihre Anweisungen. Ich hoffe, Sie und Dave können zur Sitzung kommen. Wir brauchen alle Informationen über den Einsatzort und die Leute, die Sie von Marzipan haben.«

Liz schaute zu Dave und nickte, Wetherby schob seine Papiere zusammen. »Wir treffen uns morgen wieder in meinem Büro. Ich möchte Zwischenberichte von allen Dezernaten. Und Judith, bitte ein Memorandum, das von Tom aus als Rundschreiben herumgeht.«

Während die Sitzung sich auflöste, sprach Wetherby Liz an. »Können Sie um zwölf in mein Büro kommen? Ich muss erst noch einen kurzen Anruf machen.«

Als Liz den Raum verließ, kam Dave Armstrong auf sie zu und ging mit ihr zur Treppe. »Danke, dass du mich gestern vertreten hast«, sagte er.

»Jederzeit«, antwortete sie. »Wie ist es im Norden eigentlich gelaufen?«

Dave schüttelte den Kopf. »Viel Aufregung um nichts«, sagte er und rieb sich das stopplige Kinn. »Ich bin sofort wieder zurückgekommen. War noch nicht mal zu Hause. Aber diese Sache klingt wenigstens echt.«

Im vierten Stock verließen sie das Treppenhaus. »Sag mal, wer ist dieser Tom?«, fragte Liz. »Hab ihn noch nie gesehen. Ist er neu?«

»Tom Dartmouth«, sagte Dave. »Nein, der ist nicht neu. Er war in Pakistan – wurde nach dem 11. September dem MI6 zugeteilt, der arme Hund. Er spricht Arabisch. Ich hätte euch bekannt machen sollen, aber ich wusste nicht, dass du ihn nicht kennst. Ich glaube, er kam zurück, als du krank warst. Du wirst ihn mögen; er ist ein netter Kerl, aufgeweckt.«

Er schaute Liz einen Moment an, dann zog langsam ein Lächeln über sein Gesicht. Er stupste sie spielerisch mit dem Ellenbogen. »Nur die Ruhe, es soll auch eine Mrs. Dartmouth geben.«

»Sei nicht komisch«, erwiderte Liz. »Du denkst immer bloß in eine Richtung.«

5

Während sie den Korridor zu Wetherbys Büro entlangging, fühlte Liz eine Mischung aus Beklommenheit und Vorfreude. Sie hatte ihn seit ihrer Rückkehr erst kurz gesehen, als er sie begrüßte und dann gleich zu einer Sitzung nach Whitehall musste. Sie war sehr enttäuscht, aber eigentlich nicht überrascht, dass er Marzipan wieder Dave Armstrong zugeteilt hatte, aber sie hoffte, dass er etwas ebenso Wichtiges für sie hatte. Es war weiß Gott genug zu tun – ein erfahrener Antiterror-Kollege hatte am Tag vorher gesagt, nicht mal auf dem Höhepunkt der IRA-Bombenanschläge in London habe Thames House so gebrummt.

Als sie den Raum betrat, stand Wetherby vor seinem Schreibtisch. Er bat sie mit einer Geste Platz zu nehmen, und sie dachte – nicht zum ersten Mal –, wie wenig sie doch über diesen Mann wusste. Mit seinem gut gebügelten Anzug und den Oxford-Schuhen hätte er sich in jede Gruppe gut gekleideter Männer eingefügt. Einem scharfen Beobachter wären aber seine

Augen aufgefallen. In seinem unauffälligen, leicht unregelmäßigen Gesicht besaßen sie eine ruhige Wachsamkeit, die plötzlich zu Humor oder Kälte wechseln konnte. Manche missdeuteten seine scheinbar milde Art, aber Liz wusste aus Erfahrung, dass hinter dem sanften Äußeren scharfe Intelligenz und Entschlossenheit lagen. An guten Tagen wusste Liz, dass sie wichtig für ihn war, nicht nur wegen ihrer Fähigkeiten. Doch diese berufliche Beziehung blieb kühl und war von einer subtilen Ironie durchzogen, als würden sie sich in einem anderen Leben besser kennen.

»Als ich klein war, hatte ich ein irisches Kindermädchen«, sagte Wetherby, »die hat mich nach jedem Ärger gefragt, ob ich mich ›gut in mir‹ fühle. Komischer Ausdruck, aber passend. Wie ist es mit Ihnen?«

Er lächelte, war aber wachsam, und sie sah ihm in die Augen, als sie antwortete: »Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen um mich zu machen.«

»Ich habe gehört, Sie waren bei Ihrer Mutter. Geht's ihr gut?«

»Ja. Sie macht sich Sorgen, dass die jungen Pflanzen unter der Trockenheit leiden.« Liz hielt inne, dann fragte sie höflich: »Und wie geht es Joanne? Besser?« Wetherbys Frau litt an einer schweren Blutkrankheit, die sie zu einer ständigen Patientin machte. Liz dachte, wie seltsam es war, dass er stets nach ihrer Mutter und sie nach seiner Frau fragte – ohne dass einer von ihnen sie je kennengelernt hatte.

»Eigentlich nicht«, sagte Wetherby mit gerunzelter Stirn und leichtem Kopfschütteln, als wolle er den unwillkommenen Gedanken loswerden und zu einem anderen Thema wechseln. »Ich wollte mit Ihnen sprechen, weil ich einen Auftrag für Sie habe.«

»Hat er mit der Operation zu tun?«, fragte sie hoffnungsvoll.

»Nicht direkt, aber ich möchte, dass Sie im Dezernat bleiben und greifbar sind, während Sie daran arbeiten. Es ist ein Zusatzauftrag, wenn Sie so wollen, aber wichtig.«

Was konnte wichtiger sein als ein bevorstehender Selbstmordanschlag in England? Plötzlich fragte sie sich, ob sie degradiert wurde; es schien die einzige Erklärung zu sein.

»Haben Sie schon mal den Namen Sean Keaney gehört?«

Liz dachte einen Moment nach. »Der IRA-Mann? Natürlich. Aber ist er nicht tot?«

»Ja, er starb letzten Monat. Bevor er starb, wollte er einen seiner früheren Kameraden sehen, einen Mann namens James Maguire. Das war seltsam, weil die beiden sich nie vertragen hatten. Keaney war genauso für Gewalt wie jeder andere in der IRA, aber er war auch bereit zu reden – er hat an den geheimen Diskussionen mit William Whitelaw in den Siebzigerjahren teilgenommen. Maguire hingegen sagte immer, es sei schon Verrat, mit den Briten bloß zu reden. Anscheinend glaubte er sogar, Keaney könnte für uns arbeiten.«

Liz zog fragend die Augenbraue hoch.

»Die Antwort ist nein«, sagte Wetherby. »Keaney hat nie für uns gearbeitet.« Er hielt inne und lachte kurz. »Aber Maguire, obwohl er nach außen so ein Hardliner war, dass ihn nie jemand verdächtigt hat. Außer Keaney. Deshalb wollte er Maguire sehen, als er wusste, dass er bald sterben würde. Er wollte sichergehen, dass seine Botschaft bei uns ankommt. Und das ist auch geschehen.«

Wetherby schwieg wieder und schaute nachdenklich. »Anfang der Neunziger hatte die militärische Führung der IRA große Angst, von britischen Informanten unterwandert zu werden.

Keaney kam auf die Idee, den Spieß umzudrehen: Er versuchte, uns zu infiltrieren. Und kurz bevor er starb, erzählte er Maguire, es sei ihm gelungen, eine geheime Quelle im britischen Sicherheitsapparat zu installieren.«

»Eine geheime Quelle? Sie meinen einen Maulwurf?«

»Genau.«

»Was meinte er mit dem britischen Sicherheitsapparat? Welcher Teil sollte das sein?«

»Das hat er nicht gesagt. Ich weiß nicht, ob er es wusste oder nicht, aber er hat es Maguire nicht gesagt. Er hat ihm nur gesagt, dass dieser Maulwurf nach Oxford ging, und dort wurde er – oder sie – von einem IRA-Sympathisanten rekrutiert. Vermutlich von einem Dozenten, aber vielleicht auch nicht. Der entscheidende Punkt ist, dass der Maulwurf laut Keaney in einen Geheimdienst eintrat. Ungefähr zur selben Zeit begannen aber die Friedensgespräche, und dann kam das Karfreitags-Abkommen. Keaney kam zu dem Schluss, die Maulwurfsaktion lohne das Risiko nicht. Also wurde der Agent nach seinen Worten nie aktiviert.«

»Warum hat Keaney das erst jetzt enthüllt? Es ist fast fünfzehn Jahre her.«

Wetherby presste die Lippen zusammen. »Als die IRA dabei erwischt wurde, wie sie Stormont verwanzte, hat das den Friedensprozess fast lahmgelegt. Keaney sagte, er hätte Angst, die Enttarnung eines IRA-Agenten im britischen Geheimdienst könnte den Prozess erneut zurückwerfen und diesmal vielleicht sogar ganz stoppen. Alle Meldungen über *unsere* Informanten in der IRA waren für die IRA peinlich, aber sie bestätigten nur, was sie und alle anderen schon lange vermuteten. Aber wenn sie es geschafft hätten, uns zu infiltrieren, wäre das eine explosive

Nachricht gewesen.«

»Glauben Sie das?«, fragte Liz.

»Sie meinen Keaney's Grund, jetzt zu reden? Ich weiß es einfach nicht. Ich fürchte, da, wo er jetzt ist, können wir ihn nicht fragen.«

»Wäre es möglich, dass Keaney sich das Ganze nur ausgedacht hat?«, fragte Liz vorsichtig. »Als letzten Schlag eines lebenslangen Feindes gegen die britische Regierung?«

»Kann sein. Aber wenn es auch nur die geringste Möglichkeit gibt, dass er die Wahrheit gesagt hat, können wir das nicht ignorieren. Wenn wirklich jemand im Geheimdienst sitzt, der für die IRA spionieren wollte ... der anscheinend auf dieser Grundlage eingetreten ist ...«

»Aber nie aktiviert wurde.«

»Nein«, sagte Wetherby. »Aber die Tatsache, dass er vielleicht aktiviert worden wäre, ist genauso schlimm. So jemand wäre zu allem Möglichen fähig. Wir müssen mehr darüber rausfinden, Liz. Wir können nicht einfach nichts tun.«

Liz sah sofort ein, dass er recht hatte. Da sie nun Keaney's Beichte hatten, mussten sie ihr folgen – sie schauderte bei dem Gedanken, was geschehen würde, wenn die Politiker oder die Medien erführen, dass sie nicht gehandelt hatten. Die Aussicht eines neuen Burgess oder Maclean oder schlimmer noch eines Philby oder Blunt auf den Titelseiten der Boulevardblätter war schrecklich. Und wenn es so aussah, als habe der MI5 das Ganze heruntergespielt, würde dies das Ansehen des Dienstes zerstören.

»Wir müssen also eine Untersuchung starten, und ich möchte, dass Sie sie leiten.«

»Ich?«, fragte Liz, ohne ihre Überraschung verbergen zu

können. Sie hatte schon gemerkt, dass er ihre Mitarbeit wollte, aber als Leiterin? Sie war sich der Qualität ihrer Arbeit bewusst, hätte aber trotzdem erwartet, einen solchen Fall würde ein höherrangiger Mitarbeiter übernehmen. Vielleicht war die Sache aber auch nicht ganz so wichtig, wie Wetherby sagte.

»Ja, Sie.«

»Aber Charles, ich habe keine Erfahrung mit Spionageabwehr und nur sehr wenig mit Nordirland«, sagte Liz etwas nervös.

Wetherby schüttelte den Kopf. »Ich habe das mit dem Direktor besprochen. Im Moment sind Sie dafür zuständig. Wir wollen auf keinen Fall einen Nordirlandspezialisten. Ich brauche einen guten Ermittler, jemanden mit Ihrem Gespür, der in Nordirland nicht so bekannt ist, aber sich ein bisschen auskennt. Sie haben kurz mal da gearbeitet, ein paar Monate, nicht wahr?« Liz nickte. »Nicht lange genug, um hineingezogen zu werden«, sagte Wetherby.

Plötzlich fühlte sich Liz ziemlich geschmeichelt.

»Wenn wir nicht wissen, ob der MI5 das Ziel war, was ist mit den anderen Diensten?«

»Ich habe mit Geoffrey Fane gesprochen«, sagte er. »Wir waren beide der Meinung, dass es wahrscheinlich der MI5 ist. Fane hat mit seinem Direktor gesprochen, und sie sind im Moment gar nicht scharf auf eine interne Untersuchung. Schließlich haben wir Nordirland in den Achtzigerjahren von ihnen übernommen; laut Keaney ist der Maulwurf Anfang der Neunziger eingetreten. Also war wohl der MI5 das Ziel. Fane hat zugestimmt, dass wir mit der Untersuchung hier beginnen. Er will uns jemanden zur Unterstützung schicken, um ihn auf dem Laufenden zu halten.« Er blickte sie ausdruckslos an. Liz wusste, dass er zwar Fanes berufliche Qualitäten schätzte, ihm

jedoch nicht hundertprozentig traute. »Es wird jemand von der unteren Ebene sein. Sie leiten also die Sache. Jetzt brauchen Sie nur noch eine Legende für die Gespräche, die Sie führen werden, sobald Sie eine Liste der ...« – er hielt auf der Suche nach dem richtigen Ausdruck kurz inne – »Kandidaten haben. Wenn Sie neue Untersuchungen über bestimmte Personen anstellen, müssen wir einen guten Grund haben, sonst spricht es sich schnell rum, und der Maulwurf wird misstrauisch. Ich habe mit dem Direktor folgende Legende vereinbart: Der parlamentarische Geheimdienstausschuss macht sich Sorgen, dass die Sicherheitsüberprüfung der Geheimdienstmitarbeiter nicht häufig genug stattfindet, und meint, es sollte öfter sein. Also hat der Direktor zugestimmt, die Überprüfung vorerst stichprobenartig zu wiederholen, um zu sehen, ob etwas Nützliches dabei herauskommt. Das sagen Sie, wenn jemand fragt, warum Sie Information über Kollegen einholen. Nehmen Sie für vertrauliche Gespräche den Eckkonferenzraum – ich habe ihn für Sie reservieren lassen. Ansonsten arbeiten Sie von Ihrem normalen Platz aus. Für Ihre Kollegen sind Sie noch bei der Terrorismusbekämpfung. Ich glaube, das reicht erst mal; Einzelheiten können wir später regeln. Haben Sie Fragen?»

»Nur eine. Ich möchte mit Maguires Agentenführer reden.«

Wetherby lächelte traurig. »Das ist leider unmöglich. Es war Ricky Perrins.«

»Oh nein.« Perrins war vor drei Wochen bei einem Autounfall gestorben; es war eine der ersten Neuigkeiten, die Liz bei ihrer Rückkehr gehört hatte. Besonders schlimm war, dass er zwei kleine Kinder und eine schwangere Frau hinterließ.

»Natürlich sollten Sie seinen Bericht lesen. Vielleicht wollen Sie auch mit Maguire reden – aber ich glaube nicht, dass Sie viel

aus ihm herausbekommen. Nachdem er Ricky seine Geschichte erzählt hatte, wollte er nichts mehr mit uns zu tun haben.«

6

Die drei Männer auf der Straße beunruhigten sie. Doris Feldman war an ein reges Kommen und Gehen im Laden gegenüber gewohnt, all die fremdartigen jungen Männer – wie seltsam sie sich anzogen, daran würde sie sich nie gewöhnen –, aber sie waren pünktlich wie ein Uhrwerk, und ab halb acht war es abends immer ruhig. Doris lebte in der kleinen Wohnung über dem Eisenwarenladen, den sie in Haringey immer noch besaß und selbst führte. Wie sie gern sagte, war sie in London geboren und aufgewachsen, obwohl ihr Vater mit kaum vierzehn Jahren aus Minsk kam, einen Sack mit Krempel auf der Schulter. Zuerst hatte er einen Marktstand mit Blumen, dann stieg er zu Obst und Gemüse auf, und als er genug gespart hatte, um einen eigenen Laden zu mieten, verkaufte er Eisenwaren. »In Nägeln steckt Geld«, sagte er gern, auch als zehn Nägel nur noch einen Penny kosteten.

Doris, die nie geheiratet hatte, erbte beim Tod ihrer Eltern den Laden, was aber nicht mehr bedeutete als die Ware und die langen Öffnungszeiten, um sie zu verkaufen. Das Wachstum der Heimwerkermärkte war für ihren kleinen Laden fast der Tod gewesen, aber in diesem dicht besiedelten und nicht sehr wohlhabenden Teil von Nordlondon hatte nicht jeder ein Auto,

und ihre langen Öffnungszeiten und ihr enzyklopädisches Wissen über die Gegenstände in den Kartons, Schubladen und Regalen zogen genug Kunden an, um weiterzumachen. »Mrs. Feldman, Sie sind das Selfridge's von Capel Street«, hatte ein Kunde mal gesagt, und das gefiel ihr.

Aber es half ihr nicht beim Schlafen. Warum wurden die Nächte mit sechzig und dann mit siebzig Jahren immer länger? Gegen zwei Uhr nachts wurde sie langsam munter, bis sie hellwach war. Sie wälzte sich herum, machte das Licht an, schaltete das Radio ein, machte das Licht wieder aus, wälzte sich wieder hin und her, dann gab sie schließlich auf und stand auf. Sie zog den Morgenrock an und setzte das Teewasser auf, während ihre Katze Esther (in Katzenjahren fast so alt wie Doris) im Korb neben dem Ofen wie ein Baby schlief.

Darum saß Doris Feldman in dieser Freitagnacht – Freitag? Ach was, es war schon drei Uhr früh am Samstag – im Lehnstuhl, wärmte sich die Hände an einem Teebecher und schaute auf die Straße hinaus. Wie sehr sich die Nachbarschaft verändert hatte, obwohl es nun seltsamerweise ruhiger war als früher. In ihrer Kindheit hatte es natürlich Leute wie sie gegeben, Einwanderer aus Polen und Russland, dazwischen Iren, die manchmal Radau machten, besonders am Wochenende nach einem zu langen Abend im Pub. Nach dem Krieg dann die Farbigen. Viele anständige Leute dabei, aber lieber Gott, sie konnten schon Lärm machen mit ihrer Musik, dem Tanzen und dem Leben auf den Straßen.

Zuletzt dann die Leute aus Pakistan und Indien, eigentlich die fremdesten von allen. Ruhig, mit guten Manieren – Ladenschluss bedeutete für sie wirklich, ihre Zeitungsläden zu schließen, keine Besuche in Pubs. Sie schienen viel zu beten –

sie hatte sich seit Langem daran gewöhnt, die Männer zu jeder Tageszeit in die Moschee gehen zu sehen. Es machte ihnen nichts aus, ihre Läden mitten am Tag zu schließen. Aber nicht der Buchladen gegenüber – dort schien immer jemand da zu sein. Den ganzen Tag kamen und gingen Leute, obwohl sie anscheinend nicht viele Bücher kauften.

Nachts war aber geschlossen, und es gab in dem Haus nie ein Lebenszeichen. Während sie in dieser Nacht ihren Tee trank, richtete sie sich darum kerzengerade auf, als plötzlich drei Männer auf der Straße erschienen und vor der Tür des Buchladens eng zusammenstanden. Sie trugen dunkle Sachen, Jeans und Anoraks, einer eine Lederjacke. Ihre Gesichter waren nicht zu sehen. Einer von ihnen zeigte zur Rückseite des Hauses, ein anderer schüttelte den Kopf, und als zwei von ihnen zu beiden Seiten der Tür standen und die Straße beobachteten, stellte der dritte sich direkt vor die Tür. Was tat er da – machte er was am Schloss? Plötzlich öffnete sich die Tür, und im nächsten Moment glitten die drei Männer hinein.

Doris saß erstaunt da und fragte sich einen Moment lang, ob sie die drei Männer wirklich gesehen oder sich das alles nur eingebildet hatte. Unsinn, sagte sie sich, mein Körper wird alt, aber ich bin noch nicht bekloppt. Sie hatte nie mit dem Besitzer des Buchladens gesprochen, kannte nicht einmal seinen Namen, aber jetzt brach jemand in seinen Laden ein. Oder vielleicht auch nicht – vielleicht waren es Freunde. Sah aber nicht so aus. Um diese Uhrzeit war es nichts Gutes, dachte sie. Krumme Touren, das würde sie nicht überraschen, wie bei so vielen dieser jungen Männer. Sie schauderte bei dem Gedanken, und aus Pflichtgefühl wie aus Besorgnis stand sie auf, um die Polizei anzurufen.

Im Inneren des Ladens arbeiteten die drei Männer konzentriert und schnell. Zwei gingen nach oben, überzeugten sich, dass die Vorhänge dicht zugezogen waren, und suchten dann so lange mit einer Taschenlampe, bis sie ganz hinten in der Ecke eine quadratische Falltür fanden, die zum Dachboden führte. Ein Mann stieg auf einen Stuhl, stieß sie auf und zog sich mithilfe des anderen Mannes hoch, der ihm dann einen kleinen Werkzeugkasten hinaufreichte. Der Mann auf dem Boden hielt die Taschenlampe nach unten, damit kein Strahl nach draußen dringen konnte, und untersuchte die Dachbalken, bis er einen direkt über der Ecke des großen Zimmers darunter fand. Sechzig Sekunden später bohrte er ein Loch, was lange dauerte, weil der Bohrer langsam lief, um Lärm zu vermeiden.

Plötzlich stand sein Kollege unter der Falltür und sagte dringlich: »Das war der Staatsschutz. Die Polizei hat einen Anruf von einer Nachbarin von gegenüber gekriegt. Sie hat uns reingehen sehen.«

»Mist. Was haben sie vor?«

»Sie wollen wissen, wann wir fertig sind. Es ist genug Zeit, um zu verschwinden, bevor der Wagen kommt.«

»Nein. Ich brauche mindestens noch zehn Minuten.«

»Okay, ich sag ihnen Bescheid.«

Er ging weg, und der Mann auf dem Dachboden bohrte weiter. Er war gerade durch den Balken und wollte die Sonde mit der kleinen Kamera hineinschieben, als sein Kollege zurückkam. »Der Wagen ist unterwegs, aber sie wissen, dass wir hier sind. Sie werden mit der Frau reden, die angerufen hat. Anscheinend eine alte Dame.«

»Okay. Sollte kein großes Problem sein.«

Nachdem er zehn Minuten später sorgfältig die Bohrspäne weggefeigt und das kleine Loch verschmiert hatte, sprang der Mann nach unten, stieg auf den Stuhl und schloss die Falltür. »Ich bin hier fertig. Ist noch was zu tun?«

Sein Kollege schüttelte den Kopf. »Ich hab zwei Mikros eingebaut – eins in die Steckdose in der Ecke, das andere hinten in den Videorekorder.«

»Hast du sie von der Zentrale checken lassen?«

»Ja, sie hören laut und deutlich. Los jetzt.« Sie gingen nach unten und sammelten ihren Kollegen ein, der drei Wanzen platziert hatte, eine innen über der Eingangstür, eine im kleinen Büro des Besitzers und die dritte im Lagerraum an der Rückseite. Nun war auch das schwächste Flüstern auf jedem Stockwerk gut in Thames House zu hören.

Im Haus gegenüber goss Doris Feldman einen Teebeutel für den netten jungen Polizisten auf, der bei ihr geklingelt hatte. Er wusste alles über die seltsamen Vorgänge auf der anderen Straßenseite und hatte sogar gesagt, man würde vielleicht ihre Hilfe brauchen. Sie sah dieselben drei Männer nicht aus der Vordertür des Ladens schleichen und in der Dunkelheit verschwinden. Aber zu diesem Zeitpunkt machte Doris sich schon keine Sorgen mehr.

Peggy Kinsolving war Geoffrey Fane erst einmal begegnet, er

hatte beim Einführungskurs gesprochen, als sie vor etwa einem Jahr beim MI6 eingestellt wurde. Sie erinnerte sich nicht an viel, was er damals gesagt hatte, aber an die hohe, an einen Kranich erinnernde Gestalt und den kühlen Händedruck.

Das zweite Treffen war kürzer, prägte sich aber stärker ein. Er versetzte Peggy für einen oder zwei Monate zum MI5, und zwar mit einem wichtigen Auftrag, der so vertraulich war, dass sie eine besondere Verschwiegenheitserklärung unterschreiben musste. In Thames House würde sie mehr erfahren. Er betonte jedoch, dass sie nicht vergessen sollte, wo ihre Loyalität liegt. »Biedern Sie sich da nicht an«, sagte Fane streng, »das würden wir hier überhaupt nicht mögen.«

Das hatte der neuen Aufgabe etwas von ihrem Glanz genommen, obwohl ihr direkter Vorgesetzter Henry Boswell – ein netter, wohlmeinender Mann, der sich auf die Pensionierung freute – versucht hatte, sie aufzumuntern. »Es ist eine tolle Gelegenheit«, sagte er über ihren vorübergehenden Umzug auf die andere Seite der Themse, aber sie spürte, dass er keine Ahnung hatte, worum es sich handelte.

Peggy fragte sich unwillkürlich, warum nicht Fane selbst ihr genaue Anweisungen gegeben hatte, wenn der Job so wichtig war. Und warum sich der MI5 jemanden von der unteren Ebene auslieh (Peggy war ehrlich mit sich.) Ihr war auch schon der Gedanke gekommen, dass der MI6 vielleicht schon beschlossen hatte, auf ihre Fähigkeiten zu verzichten, und sie bloß wie ein Bauer in einem persönlichen Handel zwischen den beiden Diensten hin und her geschoben wurde.

Aber es erwies sich dann doch als echter Job. Am nächsten Tag hatte Charles Wetherby in Thames House über eine halbe Stunde mit ihr gesprochen. Er war freundlich und beantwortete

alle ihre Fragen anscheinend offen. Wetherby besaß die seltene Fähigkeit, mit einer neuen Mitarbeiterin wie Peggy von Gleich zu Gleich zu reden. Nach dem Gespräch zweifelte sie nicht länger an der Bedeutung ihrer künftigen Arbeit für Wetherby.

Er hatte erklärt, sie werde mit Liz Carlyle zusammenarbeiten, einer erfahrenen und sehr begabten Ermittlerin, die besonderes Talent bei der Analyse von Personen zeigte. Liz würde ihr Zweipersonenteam leiten, und sie sollten direkt an ihn Bericht erstatten. Er würde dann Geoffrey Fane über ihre Arbeit auf dem Laufenden halten. Als Wetherby die Situation erklärte, verstand Peggy, warum man sie ausgewählt hatte. Sie würde die Recherchearbeit machen und Liz bei ihren Untersuchungen unterstützen. Das erschien ihr als sehr sinnvoll. Sie kannte und liebte die Welt des Gedruckten, der Fakten, Daten und Informationen. Hier fühlte sie sich wohl. Sie konnte Informationen ausgraben, die anderen bedeutungslos vorkamen, und sie dann zum Leben erwecken wie jemand, der auf einen Funken blies, um Feuer anzufachen. Wo andere nur Staub sahen, sah Peggy das Drama.

Peggy Kinsolving war ein schüchternes, ernstes Kind mit Sommersprossen und einer runden Brille gewesen. Eine fröhliche Tante hatte sie mal Bobbitty Bücherwurm genannt, und das war in der Familie hängen geblieben, sodass alle sie ab dem Alter von sieben Bobby nannten. Sie hatte den Spitznamen in die Oberschule mitgenommen, eine der letzten Grammar Schools in Mittelengland, und dann nach Oxford. Nach drei Jahren harter Arbeit hatte sie einen guten Abschluss in Englisch und vage wissenschaftliche Ambitionen. Die Familie hatte nicht genug Geld, um ihr eine Promotion zu finanzieren, darum

verließ sie Oxford ohne eine klare Vorstellung, was sie als Nächstes tun wolle. Zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens wusste Peggy nur zwei Dinge genau. Wenn man sein Bestes tat und nicht aufgab, würde es klappen, und man sollte sich nichts gefallen lassen, was man nicht mochte. Also ließ sie sich nur noch Peggy nennen.

Mangels besserer Ideen nahm Peggy eine Stelle in einer privaten Bibliothek in Manchester an. Eigentlich sollte sie die halbe Zeit den Lesern zur Verfügung stehen und den Rest für sich haben. Da aber im Durchschnitt nur fünf Leute am Tag ihre Dienste in Anspruch nahmen, hatte sie viel Zeit, ihre Forschung über Leben und Werk eines Sozialreformers und Romanciers aus dem neunzehnten Jahrhundert aus Lancashire zu verfolgen. Warum hatte sie daran so schnell das Interesse verloren? Zum einen erwies sich ihr Thema als trockener als erwartet, es fehlten die Fakten, die ihren Hunger nach Details befriedigen konnten. Zum anderen waren ihre Tage sehr einsam, und sie fand keinen Weg, ihre Abende in Gesellschaft zu verbringen. Die leicht exzentrische Bibliothekarin wechselte kaum ein Wort mit ihr und ging nach Hause, sobald die Bibliothek schloss. Aus dieser Einsamkeit erwuchs die Überzeugung, dass die Welt, die sie in Büchern und Manuskripten fand, vielleicht lebendig war, aber dass die Welt, die sie sah, wenn sie den Blick von den Seiten hob, noch mehr versprach, wenn sie nur einen Zugang dazu finden konnte.

Sie wusste, dass sie weggehen musste, und die natürliche Alternative war London, wo ihre offensichtlichen Fähigkeiten ihr ein Vorstellungsgespräch und dann ein Stellenangebot als Forschungsbibliothekarin in der British Library einbrachten. Doch die sterile, geräuschlose Atmosphäre der modernen

Lesesäle lag ihr noch weniger als die Spannungen eines Arbeitstags mit ihrer Kollegin in Manchester, und sie wusste nicht, was sie getan hätte, wenn nicht eines Tages ein alter Bekannter vom College in die Bibliothek gekommen wäre und ihr erzählt hätte, eine spezialisierte Regierungsbehörde suche Recherchemitarbeiter.

Aus diesem Grund saß Peggy nun mit fünfundzwanzig Jahren, immer noch sommersprossig und mit runder Brille, im Konferenzraum von Thames House neben Liz Carlyle, vor sich auf dem Tisch halb volle Kaffeetassen und einen Teller Kekse, dazu mehrere Stapel von Aktenordnern, die sie schon nach sechs Tagen zusammengetragen hatte.

Obwohl Peggy sich ihr zunächst vorsichtig genähert hatte, hatte sie Liz von Anfang an gemocht. Peggys vorige Chefin in der Bibliothek hatte ihr anscheinend ihre Jugend und ihr Geschlecht zum Vorwurf gemacht. Liz dagegen war jünger und höflich, vor allem war sie offen. Peggy hatte sofort das Gefühl, dass sie ein Team waren, und die Arbeitsteilung war klar. Liz konzentrierte sich auf die Gespräche, während Peggy die Recherchen machte.

Sie hatte die ersten Tage in der Personalabteilung gearbeitet, Akten gelesen, Notizen gemacht, eine Jagd organisiert, die ihre Unvertrautheit mit dem Ablagesystem schwieriger als erwartet machte. Liz wollte am nächsten Tag nach Rotterdam und hatte Peggy gebeten, sie über ihre Fortschritte zu informieren, bevor sie wegfuhr. Sie gab Liz das erste Dokument von vielen, vielen, die noch kommen würden. Das ist der Anfang, dachte Peggy. Aber was, wenn es im Heuhaufen gar keine Nadel gibt?

Liz war überrascht. Es gab nur fünf MI5-Mitarbeiter, die in der ersten Hälfte der Neunzigerjahre in Oxford studiert hatten,

drei davon kannte sie. Vielleicht war das nicht so überraschend, weil sie alle ungefähr gleich alt waren. Sie schaute wieder auf die Liste, die Peggy ihr gegeben hatte:

Michael Binding
Patrick Dobson
Judith Spratt
Tom Dartmouth
Stephen Ogasawara

Peggy hatte gut gearbeitet, dachte Liz. Sie hatte nicht lange gebraucht, um sich in einer Umgebung zurechtzufinden, die ihr sehr fremd sein musste.

»Ich kenne Michael Binding«, sagte Liz. »Und Judith Spratt.« Sie ist eine Freundin, hätte sie fast gesagt, tat es aber nicht. »Tom Dartmouth habe ich gerade erst kennengelernt – er ist vor Kurzem aus Pakistan zurückgekommen. Er war eine Weile dem MI6 zugeteilt. Der umgekehrte Fall von Ihnen. Und Patrick Dobson war gestern bei einer Sitzung.« Sie gab Peggy die Liste zurück. »Was macht Dobson genau?«

Peggy öffnete seine Akte. »Er hält das Innenministerium über Operationen auf dem Laufenden. Theologie-Abschluss am Pembroke College.« Liz seufzte, und Peggy lachte unerwartet lebhaft. Gott sei Dank hat sie Humor, dachte Liz. Peggy fuhr fort: »Verheiratet, zwei Kinder, sehr aktiv in seiner Kirchengemeinde.«

Liz unterdrückte einen weiteren Seufzer und versuchte, nicht die Augen zu verdrehen. »Gut. Und Stephen Ogasawara. Was haben Sie über ihn?«

Peggy öffnete eine weitere Akte. »Hat am Wadham College

Geschichte studiert. Dann ist er ungewöhnlicherweise zur Armee gegangen. Sechs Jahre bei der Fernmeldetruppe. Dienst in Nordirland«, sagte sie und hielt bedeutungsvoll inne. »Wie der Name schon sagt, ist sein Vater Japaner, er wurde aber in Bath geboren.«

»Was macht er jetzt?«

»Er ist nicht mehr dabei.«

»Ach wirklich?«

»Nein, er ist vor drei Jahren ausgeschieden.«

»Und wo ist er jetzt? Bei einer privaten Sicherheitsfirma?« Mit seiner Mischung aus militärischer und Geheimdienst Erfahrung verdiente Ogasawara jetzt wahrscheinlich ein kleines Vermögen als Berater im Irak, dachte Liz. Obwohl er vielleicht nicht lange genug leben würde, um es zu genießen.

»Nicht ganz«, sagte Peggy. »Hier steht, er managt ein Tanzensemble in King's Lynn.«

»Wie exotisch«, sagte Liz und unterdrückte ein Lächeln.

»Kann ich ihn von der Liste streichen?«

»Ja«, sagte Liz, dann dachte sie noch mal nach. »Besser nicht, aber Sie können ihn sicher ganz nach unten setzen.« Sie schaute auf die Uhr. »Sie haben sicher genug zu tun, während ich in Rotterdam bin.« Liz deutete auf die Aktenordner.

»Ich dachte, ich könnte die Originalbewerbungen beim MI5 noch einmal überprüfen und die Fakten in den Aktualisierungen auch.«

»Ja, fangen Sie ruhig ganz am Anfang an. Und lesen Sie die Empfehlungsschreiben.« Liz blickte wieder etwas nervös auf die Uhr. »Ich glaube, wir sollten mit möglichst vielen der Leute sprechen, die sie empfohlen haben. Suchen Sie nach allen persönlichen Aspekten, die ungewöhnlich aussehen. Und

natürlich allen irischen Verbindungen.«

Als Liz aufstand, fragte Peggy: »Macht es Ihnen was aus, wenn ich frage, mit wem Sie sich in Rotterdam treffen?«

»Nein, gar nicht.« Liz hatte bereits beschlossen, dass es möglich sein musste, Peggy alles zu erzählen, wenn sie eng zusammenarbeiten sollten. »Ich treffe mich mit einem Mann namens James Maguire. Er war unsere Quelle für die Geschichte, dass die IRA einen Maulwurf in den Sicherheitsapparat eingeschleust hat. Der Beamte, dem er die Information gab, ist tot, also ist Maguire der Einzige außer uns und dem Maulwurf, der davon weiß.«

»Meinen Sie, er kann uns helfen?«

Liz dachte einen Moment nach. »Vielleicht. Die Frage ist, ob er das will. Er wollte sich erst nicht mit mir treffen.«

»Na, dann viel Glück.«

»Danke«, sagte Liz und presste die Lippen zusammen. »Ich habe das Gefühl, das brauche ich auch.«

Das Wasser im Alten Hafen von Rotterdam war meergrün und platschte gegen die Kanalboote und kleinen Schlepper, die am einen Ende vertäut waren. Es war Abenddämmerung Mitte Mai, die Luft war mild, und der leichte Regen fiel sanft auf ihr Gesicht. Liz schaute über die kleine Wasserfläche, die einmal der Haupthafen gewesen war. Das einst durch Bomben total

zerstörte Rotterdam war eine fast völlig moderne Stadt; seine Einwohner hatten sich entschlossen, die Stadt nicht wieder so aufzubauen, wie sie 1939 gewesen war, sondern ganz neu anzufangen. Die Resultate waren architektonisch bedeutend, aber für das Auge kühl; dieses Stück Altstadt war eine kleine Zuflucht vor dem schonungslos Modernen.

Das Café auf der anderen Seite des Hafens lag im Erdgeschoss eines alten Backsteinhauses und war innen von Wandlampen erleuchtet, die einen orangefarbenen Schein warfen; an den Tischen waren die Teelichter in Glasschüsseln die einzige Beleuchtung. Obwohl sie nur Fotos von seinem Gesicht hatte, um ihn zu identifizieren, war Liz sicher, dass er nicht unter den wenigen Gästen war. Während es aber langsam dunkler wurde, sah sie ihn plötzlich. Ein hochgewachsener Mann, mager bis zur Ausgezehrttheit, näherte sich vom entfernten Ende des Hafens langsam dem Café. Er trug Kakihsen und einen langen Regenmantel, der von den wattierten Schultern locker herabhing; unter den Arm hatte er eine Zeitung geklemmt.

Liz gab ihm fünf Minuten, um sich niederzulassen, dann ging sie rasch um den Hafen herum ins Café. Sie erblickte ihn an einem Ecktisch, und als der Mann aufsah und nickte, setzte sie sich ihm gegenüber und legte ihren Mantel über einen leeren Stuhl. »Hallo, Mr. Maguire. Ich bin Jane Falconer.«

Der Mann namens Maguire sagte nicht Hallo, sondern bemerkte nur kurz: »Ich hoffe, Sie waren vorsichtig, als Sie herkamen.«

Sie war allerdings vorsichtig gewesen. Liz war nach Amsterdam statt zum kleinen Rotterdamer Flughafen geflogen und hatte dann ein normales Touristenprogramm gemacht; im

Taxi direkt zum Rijksmuseum, eine Besichtigung des Anne-Frank-Hauses und Lunch in einem Bistro am Kanal in der Nähe des Damrak. Dann im Zug nach Rotterdam und – an diesem Punkt war Liz besonders vorsichtig gewesen – ein Spaziergang zum Hafen. Sie seufzte innerlich, wie viel Zeit das Ganze verschlungen hatte.

Liz fühlte sich mit ihrer begrenzten Nordirland-Erfahrung im Nachteil. Maguire war gewohnt, mit Routiniers wie Ricky Perrins oder Michael Binding zu tun zu haben. Alles Veteranen der insularen, aber unglaublich komplizierten Welt dieses Konflikts. Liz konnte nicht mal so tun, als kenne sie alle Haupt- und Nebenwege.

Das muss ich aber auch nicht, sagte sie sich und beschloss, ihr relatives Unwissen als Vorteil zu nutzen. Sie arbeitete nicht im traditionellen Rahmen, weil sich alles verändert hatte. Sie musste an Maguire persönlich appellieren. Die Frage war, ob er darauf ansprang oder seine Beteiligung als beendet ansah, seitdem in Nordirland halbwegs Friede herrschte.

»Ich war vorsichtig«, beruhigte sie ihn.

Er schaute unzufrieden. »Ich dachte, ich hätte klargemacht, dass ich Ihrem Kollegen Rob Petch alles erzählt habe, was ich weiß«, sagte er, wobei er Ricky Perrins' Decknamen benutzte.

»Ja, das haben Sie«, erwiderte Liz, »aber Rob ist tot.« Das wissen Sie schon, dachte sie. Sie hatte es ihm gesagt, als sie ihn anrief, um das Treffen zu arrangieren.

Maguire gab keinen Zentimeter nach. »Er hat bestimmt alles weitergegeben, was ich gesagt habe.«

Liz nickte, sagte dann aber fest: »Ich wollte die Geschichte direkt von Ihnen hören. Nur für den Fall, dass Rob etwas ausgelassen hat, was uns helfen könnte.«

»Helfen wobei? Ich habe ihm gesagt, Keaney's geheime Quelle wurde nie aktiviert. Ich weiß wirklich nicht, was Sie sonst noch von mir wollen.« Seine Stimme hob sich. Liz blickte sich nach einem Kellner um, und einer kam herüber – ein großer Mann mit Schnurrbart, der eine Schürze trug.

»Coffie?«, sagte Liz und versuchte, sich an ihre zehn Worte Holländisch zu erinnern.

Der Kellner schaute mit kaum verhüllter Erheiterung auf sie herab. »Schwarz oder mit Milch, Madam?«, fragte er in makellosem Englisch. Sie hätten genauso gut im Savoy Hotel sitzen können.

»Mit Milch bitte«, sagte sie lächelnd. Sie hatte die weitverbreitete Zweisprachigkeit der Holländer vergessen. Sie hörten *Today*, sahen die ITN-Nachrichten und lasen mehr englischsprachige Romane als alle Londoner zusammen. Eine von Liz' Studienfreundinnen hatte sechs Monate in Amsterdam gewohnt und nie das Bedürfnis verspürt, ein Wort Holländisch zu lernen, so gut konnten die Einwohner Englisch.

Maguire sah immer noch wütend aus. Liz beschloss, die Unterbrechung durch den Kellner zu benutzen, um das Thema zu wechseln. »Sind Sie gern in Rotterdam?«

Er zuckte die Schultern, um seine Gleichgültigkeit zu demonstrieren, begann dann aber widerwillig zu reden. »Hierhin hätte ich mich zurückgezogen, wenn ich aufgefliegen wäre. Obwohl Rob immer meinte, es müsste weiter weg sein. Vorausgesetzt natürlich, sie hätten mich nicht schon vorher gekriegt.« Er blickte Liz an; beide wussten, was er meinte. In den Jahren vor dem Friedensschluss war ausnahmslos jeder Informant, den die IRA enttarnte und in die Finger bekam, ermordet worden.

»Warum Holland?«, fragte Liz, um den Mann weiterreden zu lassen.

»Ich glaube, ich sehe ein bisschen holländisch aus«, antwortete er. »Hier habe ich das Gefühl, nicht aufzufallen.« Angesichts seiner rötlichen Wangen, dünner werdenden sandfarbenen Haare und blauen Augen stimmte Liz ihm zu. Maguire konnte als älterer Universitätsdozent durchgehen. Er brauchte nur noch eine Pfeife.

»Wollten Sie sich deshalb hier mit mir treffen?«

»Nur zum Teil.« Er starrte mit einem harten Blick auf den Hafen hinaus. »Ich hoffe, wenn sie jetzt wüssten, dass wir miteinander reden – oder dass ich seit Jahren mit Ihren Kollegen rede –, würden sie mich nicht umbringen. Es kam mir aber sicherer vor, dass wir uns nicht in Irland treffen.«

Liz wollte ihn vom Reden über Gefahren abbringen. Sie musste seine Neugier anregen, nicht seine Furcht. Bring ihn zum Nachdenken, dachte sie, interessiere ihn. »Was meinen Sie, was mit der Person passiert ist, die Keaney angeheuert hat?«, fragte sie.

»Sie meinen, ob ich glaube, dass sie noch da ist?«, fragte er fast verächtlich zurück.

»Ja, unter anderem«, sagte Liz mit gespielter Zurückhaltung. Lass ihn nicht das Gespräch an sich reißen, dachte sie. »Angenommen, Keaney's Geschichte stimmt.«

»Was kommt es darauf an?«, fragte Maguire gereizt. »Es hat keinen Schaden gegeben, oder? Wenn es wirklich einen Maulwurf gibt, sehe ich nicht, was er Keaney und seinen Freunden genützt hat.«

Er hielt inne, als er sah, dass Liz den Kopf schüttelte. Die Neugier in seinem Blick war stärker als die Verachtung, und Liz

sagte scharf: »Sie sehen nicht den entscheidenden Punkt.« Es gab keinen Grund, diesem Mann schönzutun, dachte sie. »Vielleicht hat Keaney nie erwartet, dass sein Maulwurf der IRA direkt hilft – er konnte ja nicht sicher sein, dass er je mit Nordirland befasst sein würde, oder?

Es war subtiler. Wahrscheinlich fand Keaney jemanden, der sich zum Eintritt in einen Geheimdienst eignete. Jemanden, der eine Karriere vor sich hatte und in der Organisation aufsteigen konnte. Vielleicht ein Oxford-Absolvent, der später eine Menge Schaden anrichten könnte. Ich glaube, das Ziel war nicht, der IRA direkt zu helfen; das Ziel war, den Briten irgendwie zu schaden.«

Maguire sah interessiert aus, hätte das aber niemals zugeben. Stattdessen sagte er: »Ich glaube nicht, dass Irland heutzutage ganz oben auf der Agenda steht. Der Krieg ist vorbei. Also was macht es noch aus? Ich dachte, Sie jagen jetzt Imame, nicht Iren.«

Liz zuckte die Achseln. »Das ist natürlich das Problem, dass nach dem 11. September alles andere ignoriert wird. Dann kommt es wieder hoch. Das ist schon öfter passiert.«

»Glauben Sie, der Maulwurf ist noch aktiv? Immer noch?« Maguire klang nun interessiert.

Jetzt war Liz mit dem Schulterzucken dran. »Man kann nicht annehmen, dass so jemand ein Interesse an einem Waffenstillstand hat, oder?«

Der Kellner brachte Liz den Kaffee, und während sie warteten, dass er wieder ging, schien Maguire sich zurückzuziehen. »Ich glaube es nicht«, sagte er mit einem unfreundlichen Blick. »Und in jedem Fall ist das Ihr Problem. Ich habe Keaney's Botschaft weitergegeben, so wie er es wollte.

Und damit ist die Sache für mich erledigt. Was Sie damit machen, ist mir egal.«

Liz sagte ruhig: »Ich hatte gehofft, Sie könnten uns vielleicht helfen«, dann konzentrierte sie sich darauf, den Kaffee umzurühren, der trotz der dicken Sahneschicht heiß war.

»Was könnte ich denn tun, selbst wenn ich wollte?«, fragte Maguire ärgerlich.

»Uns helfen, die Person zu finden, die Keaney rekrutiert hat.«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich das könnte?«

»Vielleicht können Sie es nicht«, gab Liz zu. »Aber Sie sind besser platziert als wir, um es herauszufinden. Sie sagten, Keaney habe erzählt, der Maulwurf sei in Oxford gewesen. Es muss eine Verbindung zwischen Keaney und der Universität gegeben haben, aber wir wissen nicht welche.«

»Keaney hat mich gehasst.«

»Ja, aber Sie haben ihn *gekannt*. Wir kamen nie an ihn ran. Sie könnten es zumindest versuchen.«

»Warum benutzen Sie nicht einen Ihrer anderen Spitzel?«, fragte er sarkastisch. »Bestimmt haben Sie genügend zur Auswahl. Nehmen Sie jemanden, dem Keaney vertraute.«

»Das könnten wir nicht machen, ohne demjenigen von dem Maulwurf zu erzählen. Das Risiko wäre zu groß. Sicher verstehen Sie das.«

Maguire ignorierte das. Plötzlich fragte er: »Was ist für mich drin?«

Sie machte sich nicht die Mühe zu antworten. Er hatte noch nie Geld gefordert, und sie glaubte nicht, dass er jetzt bezahlt werden wollte. Er wollte nur ihrer Bitte ausweichen.

Maguire fuhr fort: »Wem würde ich helfen, können Sie mir das sagen? Die Lage hat sich völlig verändert. Egal, wer es ist, er

kann Ihnen nicht mehr schaden – oder der IRA helfen. Die Welt hat sich weitergedreht. Der Krieg ist vorbei. Warum brauchen Sie mich noch? Außer um die Akte schließen zu können?»

Liz atmete tief ein. Der Instinkt sagte ihr, dass ihre einzige Chance, Maguires Unterstützung zu bekommen, darin lag, mit ihm auf Augenhöhe zu reden.

»Sie wissen genauso gut wie ich, dass der Krieg nicht vorbei ist, Mr. Maguire. Er ist nur in eine andere Phase eingetreten. Ich brauche Ihnen keinen Vortrag über die Geschichte der IRA zu halten. Oder über das Wesen des Verrats«, fügte sie hinzu. Sie sah Maguire leicht zucken. »Jeder hat seinen Grund, und Verrat ist fast immer auch Loyalität. Aber es kommt darauf an, welcher Sache wir loyal gegenüberstehen. Deshalb müssen wir diese Person finden. Seine oder ihre Sache ist nicht unsere. Und Ihre auch nicht, Mr. Maguire. Es ist eine offene Angelegenheit. Und ich rede nicht von der Akte.«

Wieder das scheinbar uninteressierte Achselzucken, aber diesmal konnte Liz sehen, dass Maguire nachdachte. Schließlich sprach er, und zum ersten Mal lag in seiner Stimme Tragik statt Zorn. »Verstehen Sie nicht, dass *ich* eine abgeschlossene Angelegenheit bin? Ich will bloß in Ruhe gelassen werden.«

Und bevor Liz antworten konnte, stand er auf. Wortlos warf er ein paar Euro auf den Tisch und ging fort. Liz nippte wieder an ihrem Kaffee, er war jetzt kühler. Fast verzweifelt schaute sie auf das Geld, das Maguire auf dem Tisch liegen gelassen hatte. Wie hatte sie nur glauben können, hier voranzukommen.

Dennis Rudge saß am Steuer eines Taxis, das an einem Taxistand in der Mitte der Capel Street parkte. Er hatte einen Pappbecher mit Kaffee in der Hand und die *Sun* auf dem Armaturenbrett ausgebreitet. Sein Radio war auf Magic FM eingestellt und spielte leisen Softpop, der ab und zu von Durchsagen unterbrochen wurde, die für Passanten wie Verkehrsmeldungen klangen. Von seinem Standpunkt aus hatte er eine gute Sicht auf den Buchladen und auf Doris' Laden gegenüber. Er hielt Sichtkontakt mit Maureen Hayes und Lebert Johnson, die an einem Tisch vor dem Red Lion Pub ein Stück weiter saßen. Lebert hatte ein Glas mit einem braunen Getränk vor sich stehen und löste das Kreuzworträtsel in der *Daily Mail*. Maureen trank Mineralwasser, strickte und hörte scheinbar über Kopfhörer Musik von ihrem iPod. In der anderen Richtung saßen Alpha 4 und Alpha 5 in einem schmutzigen Peugeot 307 und stritten sich lautstark, wenn jemand vorbeikam. Weitere Mitglieder des A4-Teams parkten an strategischen Punkten in Seitenstraßen, ein paar andere Wagen fuhren durch das Gebiet.

In Doris Feldmans Wohnzimmer über dem Eisenwarenladen saß Wally Woods bequem in Doris' Sessel, während sich Esther, die alte Katze, den Platz auf seinen Knien mit einem starken Fernglas teilte.

Doris' Anruf bei der Polizei vor fünf Tagen um drei Uhr früh hatte sich als segensreich herausgestellt. Wie bei allen heimlichen Hausbesuchen von A2 war der Staatsschutz vorher

informiert worden. Als er von Doris' Anruf bei der Polizei erfuhr, rief er sofort bei A2 an, um die Optionen zu besprechen. Am wichtigsten war, die Anruferin zu beruhigen, und eine Möglichkeit war die Erklärung, der »Einbruch«, den sie gesehen hatte, sei völlig unschuldig gewesen – die Sicherungen seien rausgeflogen, und der Besitzer habe Freunde geschickt, um sie auszuwechseln, so was in der Art. Beim Staatsschutz hatte man Erfahrung mit solchen Geschichten. Wenn sie aber den Besitzer des Buchladens auf die Ereignisse des Wochenendes angesprochen hätte, wäre das katastrophal gewesen.

Also hatten sie beschlossen, bei der alten Dame ein Risiko einzugehen, und um halb vier am Samstagmorgen saß der Beamte vom Staatsschutz in Doris Feldmans Wohnzimmer, trank Tee und erklärte so allgemein wie möglich, dass gegenüber seltsame Dinge vorgingen, die er und seine Kollegen untersuchen wollten. Eine Anspielung auf den 11. September hier, eine Erwähnung des islamischen Fundamentalismus da, und Doris hatte bereitwillig zugestimmt, kein Wort zu sagen. Wichtiger noch, sie hatte erlaubt, ihre Wohnung zu nutzen, die als fester Beobachtungspunkt ideal gelegen war. So kam Wally Woods in Doris' Sessel, während sich sein Kollege an ihrem Esstisch um die Kommunikation über Funk kümmerte. Er saß wie eine Spinne im Mittelpunkt des Netzes, sprach mit den Kollegen auf der Straße und hatte den Buchladen direkt im Blick.

Die Koordination der ganzen Operation lag bei Reggie Purvis in Thames House. Er kontrollierte mit ein paar Kollegen die A4-Teams und alle Funksprüche aus der Operationszentrale und ignorierte Dave Armstrong, der ungeduldig wartend hinter ihm

saß. Hinter ihnen ging Tom Dartmouth auf und ab, und gelegentlich kam Wetherby herein, um sich über den Fortgang zu informieren.

In Doris' Wohnung wartete geduldig Wally Woods. Kurz vor drei Uhr hielt ein Minitaxi vor dem Buchladen. Der Fahrer, ein junger Mann aus dem Nahen Osten, stieg aus und öffnete die Beifahrertür. Einen Augenblick später stieg ein sehr viel älterer Mann aus. Er trug ein weißes Gewand und eine weiße Kappe mit Goldfäden. Während er langsam auf den Laden zuing, lief der junge Mann voraus und hielt ihm die Tür auf.

»Fuchs 1 ist angekommen und reingegangen«, sagte Wally, und der Mann am Tisch sprach sofort ins Mikrofon. »Alle Teams in Alarmzustand«, sagte Reggie Purvis in Thames House. »Fuchs 1 ist drin. Wiederhole, Fuchs 1 ist drin.«

In der Umgebung des Ladens veränderte sich nichts Auffälliges, obwohl Dennis Rudge seinen Kaffee austrank und Maureen ihr Strickzeug wegpackte. Die A4-Leute waren auf alles vorbereitet, was passieren konnte, doch das vergrößerte nur die Spannung, denn sie konnten bloß warten.

In Thames House kam Judith Spratt in die Operationszentrale. Sie war groß, hatte feine Züge und wirkte in jeder Situation unangestrengt elegant.

»Es gab einen Telefonanruf im Buchladen«, sagte sie zu Dave und Tom Dartmouth. »Nicht sehr lang.«

»Wer war es?«, fragte Tom Dartmouth.

»Schwer zu sagen. Der Besitzer nahm ab, und der Anrufer fragte, ob Rashid da wäre. Er fragte auf Englisch.«

»Wer zum Teufel ist Rashid?«, fragte Dave.

Judith zuckte die Achseln, als wollte sie sagen »Keine Ahnung«. »Der Besitzer sagte, niemand mit diesem Namen wäre

da. Dann legte der Anrufer auf.«

Tom fragte: »Wissen wir, wer angerufen hat? Ist beim Abhören schon was rausgekommen?«

»Nichts von den Mikros. Kein Laut von Fuchs 1. Bloß das übliche Reden und Geräusche vom Kaffeetrinken von anderen da drin. Aber die Rufverfolgung hat was gebracht. Es ist eine Nummer in Amsterdam. Ich kümmere mich drum. Geben Sie mir zehn Minuten.«

Im Amsterdamer Büro des Inlandsgeheimdienstes AIVD griff Pieter Abbink gerade nach dem Telefon, als es klingelte. Er nahm rasch ab und sagte knapp: »Abbink.«

»Pieter, hier ist Judith Spratt aus London.«

Abbink lachte laut auf. »Ich hatte die Hand schon am Telefon, um Sie anzurufen.«

»Wieso das?«

»Wir beobachten ein Haus hier in Amsterdam. Fragwürdige Leute. In letzter Zeit ging eine Menge von da raus, Internet und ein paar Anrufe. Jemand im Haus hat gerade eine Londoner Nummer angerufen, und ich wollte Sie fragen, ob Sie rausfinden könnten, wo das ist.«

»Ein islamischer Buchladen in Nordlondon. Außerdem ein Treffpunkt für Leute, die wir suchen. Sie sollten heute kommen, aber sie sind noch nicht da.«

»Wissen Sie, wer sie sind?«

»Nein, das ist das Problem. Jemand von uns hat sie einmal gesehen, aber wir haben keine Namen. Obwohl Ihr Anrufer nach Rashid gefragt hat.«

Abbink lachte in sich hinein. »Das ist ja eine große Hilfe – als ob man hier in Holland nach Jan fragt.«

»Ich weiß. Aber es scheint irgendeine Verbindung nach Holland zu geben.«

»Wir checken unsere Dateien, keine Sorge. Soll ich Ihnen vielleicht die Fotodatei schicken?«

»Sie können Gedanken lesen, Pieter. Darum wollte ich Sie gerade bitten.«

Um halb vier hatte Wally Woods dreimal in Thames House Bescheid gesagt, dass die drei Männer nicht aufgetaucht waren, und um vier konzentrierte sich Reggie Purvis darauf, seine Teams wachsam zu halten. Er schickte Maureen und Lebert Johnson in Dennis Ridges Taxi weg und ließ das streitende Paar in der Nähe herumfahren. Als der Imam schließlich den Buchladen verließ, wurde das von den A4-Teams mit Erleichterung aufgenommen, die sich an seine Fersen hefteten.

Aber wenn der Imam ging, bedeutete das, die drei jungen Männer würden nicht kommen. Purvis ließ seine Leute trotzdem vor Ort, wo sie trübsinnig warteten, bis die Angestellten um sechs Uhr nach Hause gingen und der Laden geschlossen wurde. Wally Woods überließ den Sessel seinem Kollegen – eine Ablösung würde um acht kommen – und fuhr zum Thames House zurück. Die einzige Spur war der Imam. Bitte lieber Gott, dachte Dave, der immer noch in der Operationszentrale saß, lass ihn uns zu ihnen führen.

Eine Stunde später war Charles Wetherby, der zu Tom Dartmouth und Dave Armstrong in die Zentrale gekommen war, enttäuscht (aber nicht völlig überrascht), als er erfuhr, Abu Sayed habe sich direkt nach Heathrow fahren lassen, wo er als erste Etappe seiner Heimreise nach Lahore für den Flug nach

Frankfurt eincheckte.

Scheinbar gleichgültig war Abu Sayed in die Clubklasse hochgestuft worden. Bei der Sicherheitskontrolle widmete man seiner Tasche scheinbar keine besondere Aufmerksamkeit, und er durchlief rasch die Ausweiskontrolle.

Sein einziges größeres Gepäckstück, ein alter, aber stabiler Samsonite-Koffer, wurde dagegen genauer unter die Lupe genommen. Er wurde entschlossen vom Gepäckband genommen, das nach draußen führte, und von nicht weniger als zwei erfahrenen Zollbeamten und einem Mann vom Staatsschutz durchsucht, um irgendeinen Hinweis auf Identität und Aufenthaltsort der drei jungen Männer zu finden, die nachmittags nicht im Buchladen aufgetaucht waren.

Sie fanden nichts. Tatsächlich lag der einzige Hinweis, dass der Imam überhaupt in England gewesen war, sauber zusammengefaltet unten im Koffer. Egal, was Mahmud Abu Sayed sonst noch während seines Aufenthalts getan hatte, er hatte genug Zeit gehabt, sechs Paar neue Boxershorts bei Marks & Spencer am Marble Arch zu kaufen.

Oxford, die Stadt der träumenden Türme, wirkte auf Liz hellwach. Der Himmel war leuchtend blau, und die Temperatur stieg auf fast sommerliche einundzwanzig Grad, als sie und die fast atemlose Peggy Kinsolving die Treppe des Sheldonian

Theatre hinaufstiegen. Schwer zu glauben, dass die Verleihung von Abschlusszeugnissen in diesem kleinen alten Gebäude stattfand. Laut Peggy hatte Christopher Wren es mit nur einunddreißig Jahren entworfen.

Von der bemalten hölzernen Aussichtskuppel aus sahen Liz und Peggy ein ganz anderes Oxford als die enge, fast klaustrophobische Welt auf der Erde. Kirch- und College-Türme stießen wie Pfeile in den Himmel und bildeten eine gezackte historische Skyline.

Unten sah Liz, wie sich die Touristengruppen auf dem Bürgersteig der Broad Street drängten – Peggy nannte sie The Broad. Autos parkten in gerader Linie in der breiten Ausbuchtung in der Mitte der Straße, und ein paar weitere fuhren langsam in der frommen Hoffnung auf einen Parkplatz vorbei und kamen schließlich wieder zurück, weil die Straße am anderen Ende mit schweren Pollern gesperrt war.

Sie schaute hinüber zur Buchhandlung Blackwell's, wo sie und Peggy ein paar Minuten in Büchern geblättert hatten. Eine schöne kleine Unterbrechung, dachte Liz. Sie waren in Liz' Wagen hergefahren, nachdem sie Peggy bei ihrer Wohnung abgeholt hatte, die sie mit zwei alten Studienfreundinnen in der weniger angenehmen Ecke von Kilburn teilte. Da der Hauptverkehr nach London hineinfuhr, kamen sie gut voran, dann kämpften sie sich durch das verwirrende Einbahnstraßensystem und parkten auf einem riesigen Parkplatz westlich vom Oxforder Stadtzentrum. Sie gingen am alten Gefängnis vorbei, das inzwischen ein Luxushotel war, und in eine Einkaufsstraße, deren Kettenläden überall in England hätten sein können. Doch dann bogen sie in eine dunkle, enge Straße mit Häusern, die an Dickens erinnerten, einschließlich

Schatten werfenden Dächern und vorspringenden Balken. Um die nächste Ecke lag Pembroke College, ihre erste Station.

Es war im siebzehnten Jahrhundert gegründet worden, enthielt aber mittelalterliche Reste, hatte Peggy am Vortag akribisch nachgelesen. Sein Ruhm war nicht so groß wie der seines Namensvetters in Cambridge, aber zu seinen bedeutenden Studenten zählten immerhin der Barockschriftsteller Thomas Browne, Samuel Johnson und später Michael Heseltine.

Ein Portier zeigte ihnen den Weg über einen alten quadratischen Innenhof mit einer gepflegten Rasenfläche. An der hinteren Fassade standen Blumenkästen mit frühen Geranien in den Fenstern. Sie betraten einen weiteren Innenhof und sahen vor der Wand des älteren College-Teils die kleine Statue einer Frau mit betend oder klagend gefalteten Händen stehen. Kein gutes Omen, dachte Liz angesichts des bevorstehenden Gesprächs. Sie war nicht religiös im konventionellen Sinn und fragte sich etwas nervös, welche Rolle die Theologie dabei spielen würde.

Kaplan Hickson stellte sich als großer Mann mit dickem Bierbauch und lockigem Vollbart heraus, eher ein Bruder Tuck als der asketische Theologe, den Liz erwartet hatte. Er war ein fröhlicher und erstaunlich unfrommer Nordengländer, der Liz und Peggy herzlich begrüßte, bevor er ihnen Kaffee oder – »weil die Luft heute so trocken ist« – ein Glas Sherry anbot.

Beide entschieden sich für Kaffee und setzten sich mit ihren fleckigen Nescafébechern vorsichtig auf unbequeme Stühle, während der Kaplan überall nach Keksen suchte. Erst als er sie nach ein paar Minuten gefunden hatte, konnte das Gespräch beginnen. Er ließ sich aufs Sofa plumpsen und stellte einen

Teller Schokoladenkekse in Reichweite. Inzwischen hatte Liz den Eindruck gewonnen, für Kaplan Hickson sei die Ernährung wichtiger als die Gebete.

Sie begann mit der Erklärung, das Gespräch sei nur eine Formalität, um die ursprüngliche Überprüfung zu aktualisieren. In London hatte sie sich Sorgen gemacht, ob der Geistliche offen über das Privatleben eines früheren Studenten sprechen würde, vor allem über dessen moralisch zweifelhafteren Aspekte, über die sie am meisten wissen musste. Aber der Kaplan redete ohne Scheu über den jungen Patrick Dobson.

»Er hat alles sehr ernst genommen und extrem hart gearbeitet. Das ist ja kein Fehler«, fügte er mit einem rollenden Lachen hinzu, das das Gegenteil andeutete. »Es hat ihn aber ein bisschen von den anderen entfernt. Der Junge hatte fast etwas Ältliches.«

»Also hat er nicht über die Stränge geschlagen?«, fragte Liz mit angedeutetem Lächeln.

»Bestimmt nicht. Er war in jeder Hinsicht ein Musterbürger.« Er nahm einen Keks vom Teller. »Er ist den Jungen Konservativen beigetreten, hat im College gegessen und Versuchungen gemieden. Es gab keine Frauen in seinem Leben – nicht, dass er sich nichts aus ihnen gemacht hätte, sollte ich hinzufügen. Aber er war nicht gerade ein Frauentyp. Komisch, wie so was kommt, nicht?«

»Woher kannten Sie ihn so gut?«, fragte Liz, die ein wenig von diesem sehr persönlichen Porträt verblüfft war.

»Er kam viel in die Kapelle. Jede Woche, manchmal sogar mittwochs.« Er verzog leicht das Gesicht. »Es klingt von mir vielleicht seltsam, aber ich fand ihn etwas *zu* religiös, wenn Sie wissen, was ich meine. Ziemlich ungewöhnlich bei Jungs in

seinem Alter, besonders in Oxford.«

»Hat er sich Ihnen anvertraut?«

Zum ersten Mal blickte der Kaplan überrascht. »Mir? Oh nein. Es gab so etwas wie eine Klassenschranke zwischen uns.«

»Wirklich?«, fragte Liz. Wenn sie sich richtig erinnerte, stammte Dobson kaum aus der Oberschicht. Oder deutete Hickson an, dass er selbst daher stammte? Angesichts dieses keksliebenden Berges von einem Mann fand sie das wenig wahrscheinlich.

»Sehen Sie, Patrick kam aus einer Arbeiterfamilie. Aufgrund seiner Intelligenz erhielt er ein Stipendium für eine Privatschule. Dort entwickelte er nicht nur seinen Geist, sondern auch« – der Kaplan hob den Finger, und Liz merkte, dass es anfang, ihm Spaß zu machen – »einen frühreifen Sinn für sozialen Aufstieg.«

»Ich verstehe«, sagte Liz, ohne ihre Erheiterung zu zeigen.

»In Oxford setzten sich diese Neigungen fort. Er trug am liebsten einen Jumper«, fuhr Hickson fort, wobei er das J fast genussvoll betonte, »und manchmal sogar seinen Schulschlips. Sonntags trug er einen karierten Tweedanzug, und einmal erzählte er jemandem, so etwas würden ›Gentlemen auf dem Land‹ tragen.« Hickson schaute Liz mit einem Glitzern in den Augen an. »Sie können sich vorstellen, wie beliebt er damit bei seinen Kommilitonen war.«

»War das der Klassenunterschied, den Sie meinten?«, fragte Peggy, die bis jetzt geschwiegen hatte. Sie wirkte erstaunt.

»Oh, ursprünglich gab es gar keinen Unterschied. Wir waren beide ganz gewöhnliche Leute«, sagte der Kaplan mit versöhnlichem Grinsen. »Die Sache ist die, ich bin es immer noch. Erstaunlich, dass ich hier geduldet werde. Wahrscheinlich eine Form von politischer Korrektheit.« Diesmal lachte er so

heftig, dass das Sofa wackelte.

Als sie ein paar Minuten später gingen, nachdem sie ein weiteres Sherryangebot abgelehnt hatten, fragte sich Liz, ob das ironische Porträt des Kaplans echten Grund zur Besorgnis gab. Offensichtlich war Dobson ein ernsthafter Student und ein wenig ein Außenseiter gewesen, der die Spuren seiner bescheidenen Herkunft so angestrengt verwischen wollte, dass er dadurch paradoxerweise eher hervorstach als sich einpasste. Liz war unbehaglich bei jemandem, der eine Maske für sich erfand – kariertes Tweedanzug, also wirklich –, denn wenn er sein Leben auf einer Lüge aufbaute, konnte er es dann nicht auf mehr als einer aufbauen?

Zugleich tat ihr ein Mensch, der so offensichtlich unsicher war, fast leid, obwohl die satirische Beschreibung des Kaplans sie amüsiert hatte. Wenn es ein Verdachtsgrund war, in seiner Jugend ein sozialer Außenseiter zu sein, dachte Liz, und erinnerte sich an ihre eigene unglückliche Teenagerzeit, dann müsste sie selbst ganz oben auf der Liste der Verdächtigen stehen.

Sie gingen weiter zum Somerville College zu Judith Spratts alter Tutorin. Isabella Prideaux war ein eleganter Blaustrumpf und musste kurz vor der Pensionierung stehen. In ihrem Raum im Erdgeschoss, dessen Flügeltüren auf den Innenhof hinausgingen, gab Isabella einen kurzen und lobenden Bericht über Judiths Studienzeit. Sie schien zu wissen, wo ihre Exstudentin gelandet war. »Sie meldet sich ab und zu«, sagte sie und fügte stolz hinzu: »Aber das tun die meisten meiner Studenten.«

Sie hatten sich um halb eins getroffen. Nach einer halben

Stunde hatten sie alles erfahren, und Liz versuchte, sich zu verabschieden, um mit Peggy irgendwo ein Sandwich zu essen. Mit etwas Verlegenheit merkte sie, dass sie zum Lunch bleiben sollten. Peggy schaute Liz fragend an, aber es schien keinen höflichen Ausweg zu geben, und so gingen sie in einen kleinen Speiseraum neben dem großen Saal für die Studenten.

Hier konnten sie nicht über Judith Spratt sprechen, da sie von den Dozenten umgeben waren. Die meisten schienen Männer zu sein – etwas zu Liz' Überraschung, deren Bild von Somerville aus Dorothy Sayers' *Aufbruch in Oxford* stammte. Nachdem ein Physiker ihr längere Zeit von der Schönheit der Quarks vorgeschwärmt hatte, war sie froh, mit Peggy und ihrer Gastgeberin zum Kaffee in den Aufenthaltsraum der Dozenten zu entkommen, wo sie eine ruhige Ecke für sich fanden. »Entschuldigen Sie wegen Professor Burrell«, sagte Miss Prideaux zu Liz, die merkte, dass ihr Tischnachbar gemeint war. »Wenn ich ihm zuhöre, könnte er genauso gut Urdu sprechen.«

Sie hielten noch einen kurzen Schwatz, und als Liz und Peggy gerade gehen wollten, sagte Miss Prideaux plötzlich: »Es tat mir so leid, als ich von der Sache mit Ravi hörte.«

Liz spitzte die Ohren. »Ja?«

»Ich weiß, es klingt altmodisch, aber ich glaube, gemischte Ehen sind zerbrechlicher.« Als Liz nichts sagte, errötete Miss Prideaux leicht, vielleicht aus Angst, rassistisch oder indiskret zu klingen, oder beides. Sie schaute demonstrativ auf die Uhr. »Ach je, ich klatsche hier, und eine Studentin wartet schon auf mich, die völlig in Panik wegen ihrer Angelsächsisch-Klausur ist.«

Während sie nun in der Kuppel des Sheldonian standen und die Aussicht genossen, fragte Peggy: »Was hat Miss Prideaux

gemeint, als sie sagte, es tue ihr leid wegen Ravi?»

Liz zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ravi ist Judith Spratts Ehemann. Er heißt Ravi Singh, Judith benutzt bei der Arbeit ihren Mädchennamen.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, sagte Peggy. »Was macht er?»

»Er ist Geschäftsmann und kommt aus Indien. Sie sind schon lange verheiratet – ich glaube, sie haben sich in Oxford kennengelernt. Er ist sehr nett.«

»Dann kennen Sie ihn?»

»Ein bisschen. Ich war ein paarmal zum Essen eingeladen.«

Peggy nickte. »Das ist schwierig, nicht? In Judiths Akte steht nicht, dass ihr Familienstand sich verändert hat.«

Liz seufzte. Das war wohl die unvermeidliche Schattenseite, wenn man seine Kollegen überprüfte. »Dann gehen wir besser auf Nummer sicher. Hoffentlich ist da nichts.« Sie nahm sich aber vor, am nächsten Tag mit der Personalabteilung zu sprechen.

Ihr letztes Gespräch fand im Merton College statt, zu dem sie von der High Street in eine schmale Gasse abbogen. Der Tempowechsel vom geschäftigen Leben einer Hauptstraße zu einem Winkel von fast mittelalterlicher Stille war abrupt. Als sie die ungleichmäßigen Kopfsteine der Merton Street betraten, sah Liz einen kleinen Friedhof mit einem Pfad, der von herrlichen Kirschbäumen gesäumt war. Sie stellte sich vor, dieser Anblick habe sich seit fünfhundert Jahren nicht verändert.

Er hieß Hilary Watts. Für mich *Professor* Watts, dachte Liz, da er diese Art von Ehrerbietung zu erwarten schien. Er war ein Arabist alter Schule mit den unvermeidlichen engen

Verbindungen zum Außenministerium – er hatte bei den Sommerkursen im MECAS gelehrt, dem berühmten Zentrum für arabische Studien in den Hügeln über Beirut, und war Tutor der unbekannten Verwandten König Husseins von Jordanien gewesen, als sie sich in Oxford den letzten Schliff holten.

Und er war lange Talentsucher für den MI6 gewesen, bevor es offene Bewerbungen gab. Er hatte Tom Dartmouth während dessen Aufbaustudium betreut und war vom MI5 um eine Empfehlung gebeten worden, als sein Exstudent sich bewarb. Die Empfehlung, die an eine vergangene Epoche von College-Netzwerken und Public-School-Jargon erinnerte, bestand aus drei Zeilen auf der Rückseite einer Postkarte aus der Accademia in Venedig: *Ordentlicher Bursche. Gut in Sprachen. Mehr als clever genug für den Dienst zu Hause.*

»Dienst zu Hause«, so hatte der MI6 früher über den MI5 gedacht. Es war wenig überraschend, dass Watts nicht aufstand, als sie und Peggy an die Tür klopfen, sondern nur laut »Herein« rief.

Die beiden Frauen betraten einen dunklen Raum mit hoher Decke und einem riesigen zweiflügeligen Fenster an der hinteren Wand, das aber wenig Licht hereinließ, weil die dicken Samtvorhänge, die dringend einer Reinigung bedurften, halb zugezogen waren. Der Professor saß in einem alten Ohrensessel, dessen Bezug zu einem stumpfen Graugrün verblichen war. Sein Gesicht war dem schmalen unbedeckten Schlitz des Fensters zugewandt, durch den er auf das üppige Gras eines Spielfelds auf den Wiesen von Christ Church schaute.

»Setzen Sie sich«, sagte er und deutete auf eine lange Couch, die im rechten Winkel zu seinem Sessel stand. Sie gehorchten

und setzten sich vorsichtig, und Liz musterte den Mann, der weiterhin hinaus auf die Wiese sah. Sein Gesicht war alt, aber distinguiert, mit einer langen, von roten Äderchen übersäten Adlernase, hohen konkaven Wangenknochen und kleinen durchdringenden blauen Augen. Er legte den Kopf auf die Schulter und blickte die beiden an. »Meine Damen, wie kann ich behilflich sein?«, fragte er kurz.

Liz bemerkte eine Pfeife in seiner Hand, die er jetzt hob, um sie auszuklopfen. Aschekrümchen verstreuten sich über seine dicke Hose, und er wischte sie unwirsch weg, während Liz erklärte, warum sie ihn über Tom Dartmouth befragen wollten.

»Ach Tom«, sagte er. »Begabter Bursche. Kam wegen der Sprache zu mir, obwohl er schon gut war.«

Damit nickte er und paffte gemächlich seine Pfeife. Liz fragte sanft: »Kannten Sie ihn schon vor dem Aufbaustudium?«

Watts nahm den Pfeifenstil mit spürbarem Unwillen aus dem Mund. »Ich unterrichte keine B. A.-Studenten«, sagte er mit einem Kopfschütteln, »aber Mason von Balliol sagte, der junge Dartmouth hätte in Philosophie-Politik-Wirtschaft den besten Abschluss in seinem Jahrgang gemacht.«

»War an Tom etwas Besonderes? Irgendetwas, das Sie ungewöhnlich fanden?«

»Alle meine Studenten sind ungewöhnlich«, sagte er sachlich.

Peggy warf Liz einen Seitenblick zu. Liz musste die Selbstsicherheit dieses Dinosauriers bewundern; sie war so ausgeprägt, dass sie nicht einmal prahlerisch klang.

»Das bezweifle ich nicht«, sagte Liz nachgiebig. »Ich habe mich nur gefragt, ob Sie sich bei Tom an etwas Bestimmtes erinnern?«

Diesmal schien Watts bereitwillig die Pfeife aus dem Mund

zu nehmen. Er sagte scharf: »Nur, dass er eine Enttäuschung war.«

»Wieso das?«, fragte Liz überrascht.

»Ich fand, es könnte ein sehr guter Arabist aus ihm werden. Er hätte eine Promotion sehr schnell geschafft – heutzutage braucht man eine, um an eine Universität zu kommen.«

War es das?, fragte sich Liz. Watts war schlecht auf Tom zu sprechen, weil er die akademische Welt verlassen hatte? »War das sehr enttäuschend?«

»Was?«, fragte Watts zurück und klang verärgert. »Dass er nicht lehren wollte? Nein, nein, das war es nicht. Gott weiß, es gibt reichlich Dozenten.«

Er wirkte etwas verschnupft, als erinnere er sich an eine Unbotmäßigkeit, und Liz beschloss, ihn nicht zu drängen, obwohl sie gern zu ihm gesagt hätte: »Raus damit. Sagen Sie uns einfach, wie Tom Dartmouth – *Bester seines Jahrgangs, begabter Bursche, einer von uns usw. usw.* – Sie als seinen Mentor enttäuscht hat.«

Aber sie brauchte nicht lange zu warten. Mit einem Bedauern, das Liz völlig aufgesetzt vorkam, sagte Watts langsam: »Ich arrangierte ein Treffen zwischen ihm und meinen Freunden in London.« Zum ersten Mal blickte er Liz direkt an, seine Augen waren undurchsichtig, uninteressiert. »Ihrem Gegenstück.«

Der MI6, dachte Liz. Der offensichtliche Platz für einen hochbegabten Arabisten. »Was ist passiert?«, fragte sie und merkte, dass dieser Veteran der alten Schule sie ebenso ärgerte wie sie offensichtlich ihn. Gott sei Dank sind die Läden jetzt hochgezogen, dachte sie über die vergleichsweise offene moderne Geheimdienstwelt.

Nun nahm sich Watts mit der Antwort Zeit, als wolle er Liz

klarmachen, dass sie das Gespräch nicht in der Hand hatte. Schließlich sagte er: »Der Junge war nicht interessiert. Ich dachte zuerst, er wolle lieber zum Außenministerium und eine richtige diplomatische Karriere machen. Aber nein, überhaupt nicht. ›Was ist es dann?‹, fragte ich ihn, ›Geld?‹ Das hätte ich verstanden – er hätte ein Vermögen bei einer Bank verdienen können, die sich im Nahen Osten etablieren wollte. Aber das war es auch nicht.« Watts hielt inne, als sei die Erinnerung abstoßend. Als er weiterredete, hatte er den Pfeifenstiel halb im Mund, sodass er seine Worte fast abbiss. »Er sagte mir, er wolle für Ihre Leute arbeiten. An der Heimatfront, so hat er das ausgedrückt. Sagte, er wolle die Bedrohungen direkt bekämpfen. Ich fragte ihn, ob er wirklich so hart gearbeitet und einen so guten Abschluss gemacht hatte, um dann irgendein verdammter Polizist zu werden.«

Aus dem Nichts meldete sich Peggy zum zweiten Mal an diesem Tag zu Wort. »Was hat Tom gesagt?«

Watts drehte sich um und bedachte Peggys Impertinenz mit einem verächtlichen Blick. Herablassender alter Knacker, dachte Liz, wenn er wüsste, dass Peggy beim MI6 ist, würde er einen Herzanfall kriegen.

Jetzt sprach er mit zornigem Unterton. »Er hat gelacht und gesagt, ich würde das nicht verstehen.« Nach Watts' Miene zu urteilen, war das offensichtlich die größte aller Sünden.

Ais sie am frühen Abend wieder in London waren, setzte Liz Peggy ab und fuhr direkt nach Hause. Sie warf einen skeptischen Blick in den spärlich gefüllten Kühlschrank und beschloss, nicht hungrig zu sein. Das Licht am Anrufbeantworter blinkte, und sie ging widerwillig hinüber, um die Nachrichten abzuhören. Hoffentlich nichts vom Büro. Sie war müde, und mehr als alles andere wünschte sie sich ein heißes Bad, einen großen Wodka-Tonic und ihr Bett.

Die Stimme am Telefon war schwach und etwas zögernd. Liz, die immer noch an die verschiedenen Treffen des Tages dachte, brauchte einige Sekunden, um ihre Mutter zu erkennen. Sie redete über die Gärtnerei, wo es nach dem langen untätigen Winter plötzlich wieder brummte.

Dann veränderte sich ihre Stimme zu einem fast künstlich leichtherzigen Ton, als wolle sie rasch ein unangenehmes Thema hinter sich bringen. »Barlow hat angerufen«, sagte sie, und Liz spitzte die Ohren. Er war der Hausarzt ihrer Mutter. »Die Testergebnisse sind da, und er will, dass ich in die Praxis komme. So ein Aufwand.« Dann eine Pause. »Ruf mich doch mal zurück, wenn du kannst, Schatz. Jetzt muss ich gerade weg, aber morgen Abend bin ich da.«

Das war keine gute Nachricht. Ihre Mutter ging nur zu ihrem Arzt, wenn alles andere – zusammengebissene Zähne, heißer Tee mit Rum, bloßer Stoizismus – versagte. Dr. Barlow musste darauf bestanden haben, dass sie zu ihm kam, und das war

beunruhigend.

Liz goss sich einen doppelten Wodka ein. Sie drehte gerade den Hahn an der Wanne auf, als das Telefon klingelte.

Es war Dave Armstrong. »Hi Liz, wo bist du gewesen? Ich hab dich den ganzen Tag gesucht.«

»Ich habe was für Charles erledigt«, sagte sie. Da sie nicht weiter darüber sprechen wollte, wechselte sie das Thema. »Habt ihr Glück bei den Fotos gehabt?«

»Noch nicht, aber es kommen noch mehr.«

»Wie geht's unserem Freund?«

»Bis jetzt gut.« Die Chance, dass die falschen Leute ihrem Gespräch lauschten, war gleich null, aber wie alle in ihrem Beruf waren sie am Telefon stets vorsichtig.

»Ich hab versucht, dich zu finden, um dir zu sagen, dass ich mich mit einer Kontaktperson in Islington treffen muss«, sagte Dave. »Ich wollte dich zum weltbesten Inder einladen. Die Einladung steht noch.«

»Das ist nett von dir, aber mir fallen fast die Augen zu. Ich wäre eine sehr schlechte Begleitung. Lieber ein andermal.«

»Kein Problem«, sagte Dave, gut gelaunt wie immer. »Dann bis morgen auf der Farm.«

Liz sah nach ihrem Bad. Sie war zwar müde, normalerweise hätte sie sich jedoch noch mit Dave getroffen, weil sie seine Gesellschaft genoss. Da sie sich aber Sorgen um ihre Mutter machte, hätte sie sich diesmal wohl nicht amüsiert.

Während sie in die Wanne stieg, dachte sie, ich muss was mit dem Bad machen. Als sie die Wohnung kaufte, hatte sie das Badezimmer unklugerweise in einem lebhaften Zitronengelb tapezieren lassen, das jetzt ziemlich ausgebleicht aussah. Noch schlimmer war, dass die Tapete sich wegen der täglichen Dosis

heißen Dampfs aus der Wanne und der Enge des Raums zu lösen begann. Ein quadratisches Stück direkt über dem Wasserhahn hielt gerade noch.

Ihre Gedanken wanderten zurück zu Dave. Er war in vieler Hinsicht ein enger Freund, obwohl nie mehr als Freundschaft zwischen ihnen gewesen war – und auch nie sein würde. Komisch, auf den ersten Blick schien Dave der ideale Kandidat für eine Beziehung zu sein. Er war aufgeweckt, aber nicht intellektuell, amüsant und – ja, er sah gut aus. Er war nicht launisch, beschwerte sich nicht und schien ein lebenslanges Abonnement auf die Kraft des positiven Denkens zu besitzen. Obwohl Liz manchmal dachte, er sei etwas zu sehr davon überzeugt, die Welt liege ihm zu Füßen, schien er immer einen Platz für Liz zu haben.

Sie setzte sich auf und drehte das heiße Wasser an, bis Dampf von der Wasseroberfläche aufstieg, dann drehte sie es wieder ab und legte sich entspannt zurück. Wem konnte sie alles erzählen, wenn nicht Dave? Niemandem, denn im Moment gab es keinen besonderen Mann in ihrem Leben, was sie ruhig und ohne Bestürzung oder Bedauern zur Kenntnis nahm.

Natürlich wäre es schön, jemanden zu haben, mit dem man persönliche Dinge teilen könnte – vor allem die schlechten und schwierigen wie die Testergebnisse ihrer Mutter. Aber das wollte man nicht mit einem beliebigen Freund tun, dachte sie. Nach ihrer Erfahrung schufen solche Vertraulichkeiten stets eine Spannung und erzeugten eine künstliche Intimität, die über Freundschaft hinausging. Manche Frauen schienen damit durchzukommen – sogar andauernd –, aber es passte nicht zu Liz' Charakter. Ein »Partner« dagegen (schreckliches Wort, dachte sie, aber ihr fiel kein besseres ein) war genau deshalb da,

um alles zu teilen.

Plopp. Etwas klatschte neben ihren Zehen ins Wasser. Das Tapetenstück hatte den Kampf aufgegeben und beschlossen, ihr in der Wanne Gesellschaft zu leisten.

12

Ich hasse dieses frühe Reisen, dachte Liz. Es war erst Viertel nach neun, und sie war schon auf halbem Weg über der Irischen See. Bis jetzt war es der übliche Albtraum gewesen, erst eine überfüllte U-Bahn und dann das frustrierende Warten in Heathrow, weil die Maschine aus Belfast Verspätung hatte. Man weiß nie, was man so früh anziehen soll, dachte sie. Sie hatte ihr neues Leinenjackett genommen – sehr riskant für diese Jahreszeit und für eine Reise in einem vollen Flugzeug. Leinen sah auf dem Kleiderbügel immer so gut aus, aber wenn es eine halbe Stunde getragen war, konnte es wie ein zerknitterter Lumpen aussehen. Zum Glück konnte sie es im Flugzeug vor ihrem Sitz auf einen Haken hängen und hoffte, dass es in einem präsentablen Zustand ankam.

Während sie aus dem Fenster blickte und sah, wie die Wolkendecke über Wales nun in blauen Himmel überging, besserte sich ihre Laune. Vielleicht würde die Reise ja produktiver und angenehmer als erwartet.

Als sie die Massen am Gepäckband sah, war sie froh, nur Handgepäck mitgenommen zu haben, und stand als Erste am

Avis-Schalter, wo sie mit ihrem Führerschein auf den Namen Falconer einen Renault 5 mietete.

Sie nahm eine Route durch die Außenbezirke, um dem letzten Berufsverkehr auszuweichen. Sie fuhr gern Auto, obwohl sie den Renault im Vergleich zu ihrem Audi schwach auf der Brust fand, und beeilte sich, um nicht zu spät zu ihrem Treffen mit Dr. Liam O'Phelan zu kommen, der Irische Studien an der Queen's University Belfast lehrte.

Es war seltsam, nach zehn Jahren wieder in Belfast zu sein. Gott sei Dank muss ich nicht mehr aufpassen, ob der Wagen verfolgt wird, oder fürchten, dass jemand eine Bombe angebracht hat, dachte sie. Beides waren bei ihrem letzten Aufenthalt noch alltägliche Sorgen gewesen.

Sie dachte an ihre Monate in der Nordirland-Abteilung zurück. Von Thames House fuhr sie dreimal kurz nach Belfast. Sie erinnerte sich, wie nervös sie beim ersten Mal Gewaltausbrüche erwartet hatte, da sie mit den Fernsehbildern von gepanzerten Polizeiwagen und Ausschreitungen aufgewachsen war. Das Schlimmste war aber bereits vorüber. Zu ihrer Zeit Mitte der Neunzigerjahre stand Nordirland kurz vor einem Frieden. Ab und zu gab es noch einen politischen Mord, aber im Großen und Ganzen hielt der zerbrechliche Waffenstillstand.

Nicht, dass es nicht genügend andere Gelegenheiten für Konflikte gegeben hätte, wenn auch keine gewalttätigen, zwischen dem Nordirland-Ministerium, dem MI5, dem militärischen Geheimdienst und der damaligen Royal Ulster Constabulary und ihrer Staatsschutzabteilung. Rasch hatte sie die politische Seite der Informationsbeschaffung in Nordirland kennengelernt. Ich musste schnell erwachsen werden, dachte sie,

als sie sich erinnerte, wie ein Staatsschutzbeamter von der RUC versucht hatte, ihr den kleinen Informanten zu klauen, dessen Agentenführerin sie war. Dem hab ich Bescheid gestoßen, dachte Liz befriedigt.

Sie fuhr auf der Stranmillis Road nach Norden, vorbei am Botanischen Garten, und parkte in einer ruhigen, baumgesäumten Nebenstraße der University Road. Die Umgebung der Universität war eine Oase der Ruhe, die von beiden Konfliktparteien respektiert wurde. Sie ging diagonal über die Rasenfläche in einen quadratischen Hof zwischen neogotischen Gebäuden aus der viktorianischen Zeit und schaute neidisch zu den Studenten, die mit ihren Büchern auf dem Rasen saßen und die Sonne genossen, eine seltsam sommerliche Szene für Mai. Der Anblick verursachte ihr einen wehmütigen Schmerz. So vertraut und so sorglos.

Nach einigem Suchen fand sie schließlich das Institut für Irische Studien in einer Reihe grauer viktorianischer Häuser. Liam O’Phelans Büro lag im zweiten Stock.

Er hatte fast überpräzise den Zeitpunkt bestimmt, wann sie kommen sollte (Viertel vor zwölf), aber als sie an seine Tür klopfte, kam keine Antwort. Dann rief eine Stimme aus dem Korridor: »Komme schon.«

Aus der Akte, die Peggy ihr gegeben hatte, wusste Liz, dass O’Phelan zweiundvierzig war, aber sein dünner werdendes Haar und seine Sorgenfalten ließen ihn älter wirken. Er trug ein blassgrünes Tweedjackett und Flanellhosen. Sie hatte viele Versionen dieses Jacketts an Männern mittleren Alters gesehen, die ins Gartencenter ihrer Mutter kamen, aber dieses hier war schön geschnitten und sah nicht aus, als sei es je in die Nähe eines Gartenschuppens gekommen.

»Dr. O’Phelan.«

»Stimmt«, sagte er und streckte eine trockene weiche Hand aus. Er schaute sie mit scharfen blaugrünen Augen an. »Und Sie müssen Miss Falcon sein. Mein Lieblingsraubvogel.«

»Falconer.«

»Noch besser«, sagte er und öffnete die Tür.

Die üppige, fast luxuriöse Ausstattung des Raums verblüffte sie. Es war nicht so, wie sie es in diesem ansonsten schäbigen Haus erwartet hatte. Am einen Ende stand ein falscher Kamin aus weißem Marmor, Orientteppiche in Rot und Blau bedeckten den Boden. Die Wände hingen voller Gemälde, Drucke und Zeichnungen, und sie erkannte Porträts von Yeats und Joyce.

O’Phelan bedeutete Liz, in einem der beiden alten Polstersessel in der Mitte des Zimmers Platz zu nehmen. »Bitte setzen Sie sich«, sagte er förmlich, »ich mache Kaffee.«

Während er beschäftigt war, nahm Liz ihre Papiere heraus und blickte auf ihre Notizen vom Vorabend. Sie hielt sich nie an eine starre Reihenfolge von Fragen und zog es vor, wenn ein Gespräch sich natürlich entwickelte, wollte aber sichergehen, dass sie Antworten auf alle Fragen bekam.

O’Phelan brachte ein Tablett mit zwei Porzellantassen und stellte es auf ein Tischchen zwischen ihnen. Er setzte sich, schlug nachlässig ein Knie über das andere und nippte an dem heißen Kaffee, während Liz ihn unauffällig musterte. Er hatte glattes, sandfarbenes Haar, leicht schiefe Zähne und eine dünne, gerade Nase. Wie ein jüngerer Peter O’Toole.

»Sie wollen also über einen meiner früheren Studenten mit mir reden.« Sein Akzent war kultiviert, ohne das raue Schnarren eines Nordiren.

»Genau. Michael Binding.«

»Und Sie sind vom Verteidigungsministerium.« Er beobachtete sie genau.

»Ja. Sie haben eine Empfehlung für ihn geschrieben, als er sich zuerst beim Ministerium bewarb. Erinnern Sie sich an ihn?«

»Sehr gut«, sagte O’Phelan. Er hob den Zeigefinger, als wolle er etwas bekannt geben. »Ich habe seine Abschlussarbeit betreut, aber nicht sehr lange. Er wechselte den Betreuer, als ich von Oxford hierher kam.«

»Ist das die übliche Praxis?«

»Was? Dass ich hierher kam?« Er lachte kurz über sein bewusstes Missverständnis. »Es kommt darauf an. In seinem Fall glaube ich, er wollte wahrscheinlich auch wechseln. Ich wollte es auf jeden Fall.«

»Sind Sie nicht miteinander ausgekommen?«

O’Phelan zuckte die Schultern. »Das nicht, aber darum ging es nicht. Ich war mit seinem ganzen Ansatz nicht einverstanden.«

»Dem Ansatz seiner Arbeit?«. O’Phelan nickte, und sie fragte neugierig: »Was war das Thema?«

»Charles Stewart Parnell.«

»Ein besonderer Aspekt bei Parnell?«

Er schien von ihrem Interesse überrascht. »Seine politischen Reden. Wie sie die Politik seiner Zeit spiegelten und umgekehrt. Das übliche Zeug. Es war nur eine Magisterarbeit.«

»Aber Sie sagten, sein Ansatz hätte Ihnen nicht gepasst.«

»Stimmt, ich hielt ihn für völlig falsch. Natürlich gehöre ich zu der Schule, die Conor Cruise O’Brien mal »Studierstuben-Radikale« nannte. Parnell ist für mich in erster Linie ein irischer Nationalist.«

Er schien seine Worte zu genießen, als unterstreiche er im

Geist seine Sätze. »Binding sah ihn nur im Kontext der britischen parlamentarischen Demokratie. Er schien zu glauben, wenn Parnell das Glück gehabt hätte, Engländer zu sein, hätte er große Dinge tun können – auf der anderen Seite der Irischen See.«

»Und Sie waren der Meinung, Parnell war auch so groß?«

»Absolut«, sagte er, und zum ersten Mal lag Enthusiasmus in seiner Stimme. »Aber das Grundproblem mit Binding war nicht, dass wir verschiedener Meinung waren. Wenn ich bloß Leute unterrichten würde, die mit mir übereinstimmen, hätte ich nicht viel zu tun. Nein, es lag einfach daran – wie soll ich das höflich sagen? –, dass er nicht besonders gut war.«

Er führte das ein paar Minuten aus und erklärte mit sanfter Stimme, Binding sei kein guter Forscher gewesen und habe weder klar gedacht noch klar geschrieben, kurz gesagt, er habe keine der grundlegenden geistigen Qualitäten besessen, die man von einem Postgraduierten in Oxford erwartete.

Es war ein Meisterstück der Herabsetzung, verpackt in so bedauernde Töne, dass Liz einen Moment brauchte, um es als solche zu erkennen. Selbst O’Phelan konnte die Fassade von Nachsicht nicht aufrechterhalten und schloss mit den Worten: »Ich war erstaunt, als ich hörte, seine Arbeit sei angenommen worden.«

»Ich verstehe«, sagte Liz neutral. Sie nahm ihren Bleistift vom Tisch. »Ich wollte Sie auch nach seinem Privatleben fragen.«

»Fragen Sie, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen da helfen kann. Ich kannte ihn nicht besonders gut. Ich war in St. Antony’s und er in einem anderen College – Oriel, glaube ich. Jedenfalls einem der kleineren.«

»Wissen Sie, ob er viele Freunde hatte?«

O’Phelan schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Freundinnen?«

Er überlegte kurz und lächelte leicht. »Er hatte Freundinnen – mehr als eine.«

»Wirklich?«

»Ja. Sie haben manchmal auf ihn gewartet, wenn er zu mir kam. Es ist mehrfach passiert, und es waren wenigstens zwei verschiedene Mädchen. Ich weiß noch, dass ich dachte: ›So eine Hingabe.««

Liz lächelte höflich. »Gehörte er zu Klubs oder machte er Sport?«

O’Phelan öffnete die Hände, um sein Unwissen anzudeuten. »Darüber weiß ich leider nichts.«

»Was ist mit Politik? Interessierte er sich dafür?«

O’Phelan schaute nachdenklich. »Ja, das tat er. Jedenfalls mehr als die meisten anderen meiner Studenten. Er diskutierte gern – zitierte den *Daily Telegraph*, als sei das eine neutrale Quelle.«

»Also war er konservativ?«

»Ja. Aber in vieler Hinsicht bin ich das auch. Irland war das Thema, über das wir uns stritten. Er brachte irgendwelchen angloprotestantischen Unsinn mit und las ihn mir vor, wahrscheinlich nur, um mich zu ärgern. Meistens gelang ihm das.«

Nach einigen weiteren Fragen schaute Liz pro forma auf ihre Liste, aber O’Phelan hatte ihr alles erzählt, was sie über Binding wissen wollte.

Mal sehen, dachte sie, griff in ihre Aktentasche und holte ein weiteres Blatt aus dem Ordner. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich Ihnen ein paar Namen vorlesen – es sind

Leute, die etwa zur selben Zeit wie Binding in Oxford waren. Vielleicht kannten Sie jemanden davon.«

Sie begann langsam die Namen ihrer Verdächtigen vorzulesen und beobachtete aus dem Augenwinkel O’Phelans Reaktion. Doch er saß ruhig mit ausdruckslosem Gesicht da, die Hände im Schoß.

Plötzlich, als sie fast durch war, sprang er auf. »Einen Moment bitte«, sagte er, »ich glaube, da ist jemand an der Tür.« Er ging hin, öffnete sie und steckte den Kopf hinaus. »Ryan, ich bin gleich für Sie da.«

Dann setzte er sich wieder mit den Worten: »Entschuldigen Sie.«

Liz las den letzten Namen auf der Liste vor: »Steven Ogasawara.«

O’Phelan schüttelte den Kopf und lächelte bedauernd. »Leider sagt mir keiner der Namen etwas.« Er hob wieder den Zeigefinger, diesmal, als wolle er sich korrigieren. »Das heißt nicht, dass ich einem davon nicht mal begegnet wäre. Studenten kommen und gehen, wie jeder Lehrer Ihnen sagen kann – man kann sich einfach nicht alle Namen merken.«

»Das ist völlig verständlich«, sagte Liz. »Vielen Dank für Ihre Zeit.«

»Gern«, antwortete O’Phelan, wartete, bis Liz aufstand, und brachte sie zur Tür. »Sagen Sie Bescheid, wenn Sie noch Hilfe brauchen«, sagte er, öffnete dann die Tür und schaute hinaus. »Ryan scheint nicht gewartet zu haben.«

Er war dran, den Laden abzuschließen, und da es Donnerstag war, machte er erst um halb acht das Licht aus und ging noch einmal durch die drei Räume im Erdgeschoss, um niemanden einzuschließen, der in ein Buch vertieft war. Dann zog er die Vordertür fest zu und drehte die Schlüssel in den beiden Sicherheitsschlössern herum.

Der Imam war vor genau einer Woche gekommen. Damals war Sohail bewusst im Lagerraum geblieben und hatte Inventur gemacht, damit seine angespannten Nerven nicht auffielen. Zu seiner Überraschung war Abu Sayed nicht nach oben gegangen, sondern fast eine Stunde im Büro hinter dem großen Raum geblieben. Niemand ging hinein, und als er herauskam, ging er direkt aus dem Laden zu einem wartenden Auto.

Was war schiefgelaufen? Warum waren die drei jungen Männer nicht gekommen? Sohail zerbrach sich den Kopf, ob er sich geirrt hatte. Nein, er war sicher, es gab eine Verabredung zwischen dem Imam und den jungen Männern. Doch die Unsicherheit, warum sie nicht stattgefunden hatte, nagte an ihm, und er hatte das Gefühl, Jane, Simon und ihren ungenannten Geheimdienst, der sicher der MI5 war, schwer enttäuscht zu haben.

War es möglich, dass die Beobachter – er wusste, sie mussten da gewesen sein – bemerkt worden waren? Bei diesem Gedanken schoss ihm das Adrenalin durch den Körper. Er hatte selbst auf dem Weg zur Arbeit und zurück auf irgendein

Zeichen der Beobachtung von außen geachtet; auch in der Mittagspause sah er sich um, während er mit seinem Sandwich in den Park ging. Aber so angestrengt er auch die Augen offen hielt, ihm war nichts aufgefallen.

Welchen Grund hätte der Imam also für Misstrauen haben sollen? Oder der Besitzer des Buchladens, der sich Sohail gegenüber so wie immer verhalten hatte – ein wenig distanziert, aber sehr höflich? Tatsächlich hatte eher Sohails Kollege Aswan kürzlich dessen Aufmerksamkeit erregt. Als er fragte, ob er den Videorekorder von oben holen soll, hatte der Besitzer gereizt gesagt, er sollte besser zuhören und weniger Fragen stellen.

Aber – und das machte ihn noch unruhiger – konnte es sein, dass jemand vermutete, Sohail sei gar nicht, was er zu sein vorgab? Ein junger Mann, ruhig, fromm, ernsthaft, der hart arbeitete, um seiner Familie zu helfen. Er versuchte rational zu sein; dieses Porträt war keine Fassade, so war Sohail, und niemand hatte Grund anzunehmen, er sei sonst noch etwas.

Er wartete fast fünfzehn Minuten auf den Bus und musste dann die halbe Strecke stehen. Meistens fand er einen Sitzplatz, um zu lesen. Er war mitten in *Englische Streitfälle: ein Arbeitsbuch*, denn auch wenn er einen guten Grund hatte, das Studium ein Jahr aufzuschieben, brauchte er die Zeit nicht zu vergeuden. Er mochte die Präzision und Trockenheit der Prosa. Das Buch war in seiner Abstraktheit fast theoretisch, aber im Gegensatz zu der islamischen Literatur, von der er den ganzen Tag umgeben war, schien das englische Recht zum Missbrauch in der Hand von Fanatikern völlig ungeeignet zu sein.

Er fragte sich, wie es sein würde, wieder ein normales Leben zu führen. Nicht aufpassen zu müssen, was man sagte oder was man für ein Gesicht machte. Wieder zu studieren, und zwar in

einer Umgebung, wo unterschiedliche Meinungen in Diskussionen ausgedrückt wurden statt durch Gewalt. Was ihn an den Menschen, mit denen er arbeitete, am meisten verstörte, war ihre Bejahung der Gewalt; das beiläufige Akzeptieren, sogar Feiern des Todes, als sei das Leben nicht real, als seien Menschen bloße Symbole.

Sicher war auch England nicht frei von Gewalt. Die British National Party hatte in dem Bezirk, wo er mit seinen Eltern lebte, fast einen Sitz im Stadtrat gewonnen. Er selbst war zweimal von weißen Jugendlichen gejagt worden, die rassistische Schimpfworte riefen, und einmal hatten zwei Betrunkene ihn keine hundert Meter von seinem Haus entfernt gepackt und nach Geld durchsucht. Aber diese Leute brachen ganz klar das Gesetz; sie konnten kaum behaupten, das Gesetz sei auf ihrer Seite.

Er stieg wie immer früher aus dem Bus, um noch ein Stück zu gehen, bevor er nach Hause kam. Seine Mutter würde an seinem langen Donnerstag mit dem Essen auf ihn warten, und seine kleine Schwester wäre schon gebadet und fertig zum Schlafengehen.

Es wurde dunkel, und er beschleunigte seine Schritte, als er die lange Hauptstraße seines Viertels entlangging und dann in eine Seitenstraße bog. An ihrem Ende verlief eine lange Gasse zwischen einem Lagerhaus und der Rückseite einiger Läden. Sie war schlecht beleuchtet und ein bisschen unheimlich – seine kleine Schwester wollte nicht mal bei Tageslicht dort entlanggehen –, aber er sparte damit fünf Minuten Weg und bog ohne Zögern ein. Während er sie rasch entlangging, meinte er einen Moment lang, jemanden hinter sich zu hören, aber als er sich umdrehte, sah er nur den langen Schatten des Lagerhauses

von einer entfernten Straßenlaterne. Sei nicht so nervös, sagte er sich, dann dachte er wieder daran, dass er Jane und Simon im Stich gelassen hatte. Und vielleicht – er wusste, es klang übertrieben, aber es stimmte – auch England.

Mit diesem Gefühl der Enttäuschung blickte er auf und sah eine Gestalt auf sich zukommen. Er war sofort wachsam, bis er sah, dass die Person so dunkel war wie er, dann entspannte er sich. Als der Mann sich näherte, kam er Sohail bekannt vor. Er lächelte breit – sogar in der Dämmerung waren seine Zähne zu sehen – und rief: »Sohail!«

Automatisch lächelte Sohail zurück, denn es war offenbar ein Freund. Und das Gesicht des klein gewachsenen Mannes war ihm vertraut. Ich weiß, dachte Sohail, das ist der kleine Typ, der beim zweiten Mal nicht im Buchladen auftauchte. Aber was macht der hier?

Gar nicht übel, dachte Liz, als sie im Culloden Hotel eincheckte. Mit seinen weitläufigen Gärten, dem Wellnessbereich, dem Schwimmbecken und dem Restaurant unter einer Kuppel lag es etwas über ihren sonstigen Unterkünften, aber sie hatte über das Internet einen sehr guten Preis bekommen und untypischerweise beschlossen, sich etwas zu gönnen.

Obwohl ich nicht viel davon haben werde, dachte sie, als sie nach oben ging, ein Sandwich beim Zimmerservice bestellte, die

Schuhe wegkickte und den Laptop öffnete. Während er hochfuhr, rief sie ihren Anrufbeantworter in Thames House ab, aber es gab keine Nachrichten.

Liz fragte sich, ob Marzipan bei der Identifizierung der Fotos aus Holland Fortschritte gemacht hatte, dann zwang sie sich, das Spekulieren sein zu lassen – es geht dich jetzt nichts mehr an, sagte sie sich und konzentrierte sich stattdessen darauf, ihr Gespräch mit O’Phelan zusammenzufassen.

Irgendwas an dem Mann stimmte nicht. Was war es? Er hatte eine gute Vorstellung gegeben, aber eben eine Vorstellung. Warum? War er einfach gegen alles und jeden eingestellt, der mit den Sicherheitskräften zu tun hatte? Hinter der scherzhaften Fassade und dem leicht exzentrischen Verhalten ging etwas anderes vor, das spürte sie. Er beobachtete, welche Wirkung er erzielte. Die ganze Zeit erzählte er nur das, was sie wissen sollte.

Ja, das Gespräch war eine Vorstellung gewesen. Liz war sicher, dass er ein Mann mit sehr starken Überzeugungen war. Sie erinnerte sich an die Intensität seiner Stimme, als er über Parnell redete. Auf formbare Studenten musste er einen starken Einfluss ausüben. Wenn auch nicht auf ihren Kollegen Michael Binding, das war klar.

Liz hatte sich zum Essen mit Jimmy Fergus verabredet, einem alten Bekannten vom RUC-Staatsschutz und Experten für paramilitärische Protestantengruppen. Sie hatte ihn aus London angerufen, um ihm zu sagen, sie käme in sein Revier, und das Essen war seine Idee gewesen.

Während sie im Foyer auf ihn wartete, blätterte sie die örtliche Abendzeitung durch und sah, dass ein prominenter Republikaner behauptet hatte, ein Agent der Sicherheitskräfte

gewesen zu sein. Was da wohl dahintersteckt, dachte Liz. Vor zehn Jahren hätte niemand gewagt, so ein Geständnis zu machen, weil er fürchten musste, an der Grenze tot mit einem Sack über dem Kopf gefunden zu werden.

Sie sah Fergus durchs Foyer kommen. Er war groß und breit, mit einem pockennarbigen Gesicht und einem zuversichtlichen Grinsen, das Liz stets ansteckend gefunden hatte. Im Privatleben ließ Fergus nichts anbrennen – er war so oft verheiratet gewesen, dass er auf die Frage nach seinem gegenwärtigen Familienstand gern sagte, er befinde sich »zwischen zwei Scheidungen«. Es hatte nie etwas zwischen ihm und Liz gegeben, und es würde auch nie etwas geben, obwohl er nie auf eine rituelle Anmache verzichtete.

Fergus stammte aus einer protestantischen Bauernfamilie in Antrim (»Allesamt aufrecht und bigott«, hatte er mal gesagt). Als sie ihn vor einem Jahrzehnt kennenlernte, entdeckte sie, dass seine Großspurigkeit zum großen Teil defensiv war – der Panzer des harten Mannes schützte eine scharfe Intelligenz. Er war außerdem verschwiegen, sodass sie sich heute Abend bis zu einer gewissen Grenze mit ihm austauschen, ihn um Informationen und wenn nötig um Hilfe bitten konnte.

»Du hast ja ganz schön Karriere gemacht«, zog er sie auf, als er auf sie zukam, und zeigte auf das prächtige Hotelfoyer, eine Mischung aus Marmorsäulen, Holzpaneelen und Kronleuchtern. »Ich wollte dich erst in deinem Hotel zum Essen einladen, aber als ich hörte, welches es ist, habe ich gedacht, wir nehmen was mit ein bisschen mehr Lokalkolorit.«

Sie fuhren in seinem alten blauen Rover zu einem schick renovierten Pub mit großen offenen Räumen, Holzboden und einem Backsteinkamin. Beim Hineingehen schlug ihnen der

Lärm von Musik und lauten Stimmen entgegen. Keine Chance zum Reden, dachte Liz. Nach der Art, wie Fergus begrüßt wurde, war es offensichtlich eines seiner Stammlokale. »Keine Angst«, sagte er, während man sie nach hinten zu einem ruhigen Tisch in einer Nische führte.

Beim Aperitif brachten sie einander auf den neuesten Stand. Sie hatten sich das letzte Mal vor vier Jahren gesehen, als Fergus mal nach London kam. Liz hatte damals in der Abteilung für organisiertes Verbrechen gearbeitet, war aber kurz danach zur Terrorismusbekämpfung versetzt worden.

Fergus zog eine Augenbraue hoch. »Schon ironisch, dass das Leben hier ruhiger und bei euch aufregender geworden ist.«

»Also, wenn du heutzutage nicht die Ulster Volunteer Force jagst, was machst du dann?«, fragte Liz.

»Wer sagt, dass ich nicht mehr die UVF jage?«, gab er grinsend zurück. »Dieselben Leute, andere Verbrechen. Katholiken zu ermorden, ist out, Schutzgelderpressung, Prostitution und Glücksspiel sind in. Eigentlich Standardsachen.«

Während der Kellner das Essen brachte, fragte Fergus, was sie in Nordirland machte. Liz erzählte ihm die offizielle Überprüfungsgeschichte. »Ich soll mit jemandem reden, der vor fünfzehn Jahren eine Empfehlung für einen Kollegen von mir gegeben hat«, sagte sie und hoffte, ihr Ton drücke ihre Verstimmung über eine unnötige bürokratische Prozedur aus.

Fergus grinste. »Schön, dass wir hier nicht die Einzigen sind, bei denen die Oberen sich einmischen. Wen hast du besucht?«

»Einen Dozenten an der Queen's University, den wir mal um eine Empfehlung für einen seiner Studenten gebeten hatten. Er hat eine Weile Geschichte in Oxford gelehrt und ist vor etwa

zehn Jahren hierher ans Institut für Irische Studien gekommen. Er hat starke Überzeugungen. Wenn Irland nur Parnell die Treue gehalten hätte, könnte es heute vereinigt sein.«

Fergus lachte hohl, während er sein Sirloinsteak schnitt. »Wahrscheinlich meint er, Gerry Adams hat ausverkauft. Er klingt wie die Leute, die mein Vater ›Sessel-Fenier‹ nannte. Wie heißt er?«

Liz lehnte sich vor und sagte: »Liam O’Phelan.«

»Ich habe von ihm gehört«, sagte er und dachte nach. »Kam er nicht ursprünglich aus Dublin?«

»Ich weiß nicht viel über ihn«, gab Liz zu. »Ich glaube aber, er war nicht ehrlich zu mir.«

»Über seinen Exstudenten?«

»Nein, das klang echt. Ein paar andere Sachen aber nicht.« Sie wollte nicht zu sehr auf die Einzelheiten des Gesprächs eingehen.

Fergus spießte eines der Pommes frites auf die Gabel und starrte einen Moment darauf, während er antwortete. »Ich könnte mal nachgucken, ob wir eine Akte über ihn haben. Das wäre gut möglich. Auf dem Höhepunkt der Gewalt waren wir mal sehr besorgt über die Queen’s University.«

»Das wäre schön. Ich wäre dir sehr dankbar.«

»Kein Problem. Greif auf mich zurück, solange es noch geht. Ich werde das nicht ewig machen.«

Wollte Fergus aufhören? Das schien kaum vorstellbar. Das sagte Liz ihm auch, lehnte sich zurück und sah ihn mit freundschaftlicher Skepsis an.

»Ich bin älter, als du glaubst«, sagte er. »Im Herbst bin ich fünfundzwanzig Jahre dabei.«

»Was machst du danach?«, fragte Liz. Sie konnte ihn sich

nicht in Antrim bei der Weizenernte vorstellen.

Fergus zuckte ein wenig bekümmert die Achseln, und Liz wünschte sich, sie hätte nicht gefragt. Er hatte schon erwähnt, er sei wieder Single, und sie wusste, dass er sich immer Kinder gewünscht hatte.

Um das Thema zu wechseln, bemerkte sie: »Ich hab in der Zeitung gelesen, dass wieder ein Exagent an die Öffentlichkeit gegangen ist.«

»Da kommen bestimmt noch mehr«, sagte Fergus ernst. »Es ist jetzt schwer für ein paar der Leute, die während der Unruhen geheime Quellen, Maulwürfe, Agenten waren, wie du's nennen willst – für uns, für euch und besonders für die Armee. Jetzt bringt die Politik alte Feinde zusammen, und sie müssen schwierige Entscheidungen treffen. Zum Teil befürchten sie aufzufliegen, wenn immer mehr durch Untersuchungen, Informationsfreiheit und so weiter rauskommt. Wahrscheinlich fliegen sie nicht auf, aber sie können sich darüber nicht sicher sein. Ein paar haben wohl eine Gewissenskrise. Sie wollen, dass man versteht, was sie getan haben und warum – schließlich sehen sie sich nicht als Verräter. Sie haben das Gefühl, sie hätten auf ihre Weise einen Beitrag für den Frieden geleistet, und möchten Anerkennung dafür. An die Öffentlichkeit zu gehen, ist gefährlich, aber ein paar werden es weiterhin tun, obwohl der Friedensprozess sie nicht schützen wird.«

»Nicht alle hatten so hehre Ziele«, sagte Liz. »Manche haben aus eigennützigeren Gründen für uns gearbeitet – Geld zum Beispiel. Ich glaube nicht, dass wir je von denen hören.«

»Nein, das stimmt. Sie werden sich woanders ausheulen.«

»Jedenfalls ist der geheime Krieg nicht vorbei, oder? Infiltration muss für die paramilitärischen Gruppen jetzt

einfacher sein. Wie viele Katholiken gibt es beim Staatsschutz?»

»Mehr als früher«, sagte Fergus und fügte sarkastisch hinzu: »Aber das heißt nicht viel. Die neuen Einstellungsbestimmungen fordern einen Anteil von fünfzig Prozent für die gesamte nordirische Polizei. Du kannst dir vorstellen, wie begeistert ein paar meiner Kollegen davon sind. Aber Infiltration war schon ein Problem, als es noch gar keine Katholiken bei der Polizei gab; sie kam halt von den Loyalisten.

Wie die meisten in unserem Laden bin ich zuerst Polizist und dann erst Protestant. Aber ab und zu hat jemand die falschen Prioritäten. Natürlich gab es undichte Stellen zu den Loyalisten. Wenn so was passiert, richtet es eine Menge Schaden an. Aber der größte Schaden ist das Misstrauen, das dadurch entsteht. Der Schaden für das Ansehen der Polizei, wenn man so will. Ihr habt Glück, dass ihr dieses Problem nicht habt.«

»Wer sagt das?«, erwiderte Liz. »Früher hatten wir das auf jeden Fall. Erinnerst du dich an Philby und Anthony Blunt?«

Aber Fergus hatte alles gesagt und machte dem Kellner Zeichen.

Nach dem Essen fuhr er sie zurück zum Culloden Hotel. Sie saßen auf einem roten Plüschsofa, während Fergus einen großen Brandy trank und erklärte, was mit Ehefrau Nummer drei passiert war. Nach einer Weile ließ Liz sich die Rechnung geben und erklärte, sie müsse am nächsten Tag früh zurückfliegen.

»Du brauchst nicht zufällig Hilfe beim Packen?«, fragte Fergus, als sie zurück ins Foyer gingen.

Liz lachte. »Du gibst doch nie auf.« Dann schüttelten sie sich die Hände, und sie küsste ihn auf die Wange, sagte Gute Nacht und fügte hinzu: »Du wirst das mit O'Phelan nicht vergessen, nicht?«

Auf dem Weg zum Fahrstuhl musste sie heftig gähnen, aber als sie ihr Zimmer erreichte, waren ihre Augen scharf und wachsam.

Zwei Stunden später war sie immer noch hellwach und saß am Schreibtisch in ihrem Zimmer. Ein Glas Mineralwasser aus der Hausbar stand unangerührt neben ihr, während sie konzentriert auf ihre Notizen schaute.

Was sie geschrieben hatte, waren eher Spekulationen als Fakten, aber sie waren besorgniserregend. Ausgelöst hatte sie Fergus' beiläufige Bemerkung über Infiltration im nordirischen Staatsschutz. »Ihr habt Glück, dass ihr dieses Problem nicht habt.«

Aber was war mit dem Maulwurf? Sie fragte sich nicht zum ersten Mal, was die IRA davon erwartete. Angenommen, er oder sie kam zur Terrorismusbekämpfung, vielleicht sogar zuständig für Nordirland. Was genau sollte diese Person dann tun?

Was *konnte* sie tun, wenn sie allein im MI5 arbeitete? Zum einen konnte sie der IRA die Identität von Informanten in ihren Reihen mitteilen. Philby und Blake hatten so etwas im Kalten Krieg getan. Sie konnte ihr einen Tipp geben, wenn eine Operation aufgefliegen war, vor bevorstehenden Festnahmen warnen und mehr noch, sie konnte sie beruhigen, wenn eine Operation *nicht* aufgefliegen war.

Liz konnte sich aber etwas noch Schädlicheres vorstellen. Ein Maulwurf am richtigen Platz konnte vielleicht Informationen beschaffen, die der IRA bei einem Angriff halfen. Selbst wenn er nicht direkt mit nordirischem Terrorismus beschäftigt war und seinen Herren nicht direkt helfen konnte, konnte er falsche Informationen erfinden, die wertvolle Ressourcen banden und

der Glaubwürdigkeit des Dienstes schadeten. Man denke an das Irak-Dossier und den Schaden, den es dem Ansehen des ganzen britischen Geheimdienstes zugefügt hatte.

Aber war das Ganze nicht eine akademische Frage? In Sean Keaney's Zeitrahmen hatte es keine terroristischen Aktivitäten der IRA gegeben, die der Maulwurf hätte unterstützen können. Und der MI5 hatte keine Informanten verloren. Sein Ansehen war nicht beschädigt worden. Hatte der Maulwurf sich also einfach aus dem Geschäft zurückgezogen, nachdem er niemals aktiviert worden war? Vielleicht hatte er einfach in aller Stille den Dienst verlassen.

Sie versuchte sich die Situation aus Sicht des Maulwurfs vorzustellen. Er war bereit und wartete, als von seinen Herren die Botschaft kam: Wir brauchen dich nicht mehr. Oder vielleicht schlimmer noch, es kam überhaupt keine Nachricht.

Was wäre das für ein Gefühl gewesen? Wie frustrierend? Akzeptierte unser Freund, der Maulwurf, fröhlich den Befehl und verrichtete die nächsten zehn Jahre loyal seine Arbeit beim MI5? War er einfach einer von uns, nicht anders als alle anderen?

Das erschien unwahrscheinlich.

Liz trank etwas von dem abgestandenen Mineralwasser. Zeit fürs Bett, dachte sie. Während sie sich die Zähne putzte, dachte sie daran, dass nichts in den letzten zehn Jahren auf die Aktivität eines Maulwurfs hindeutete – für die IRA. Aber was, wenn der Maulwurf etwas anderes getan hatte?

Sie richtete die zu festen Kissen, zog sich aus und kroch ins Bett. Konnte der Maulwurf beim MI6 sitzen? Sie glaubte nicht daran. Bestimmt war die Idee zuerst gewesen, ihn beim MI5 einzuschleusen, wo er die Arbeit des Dienstes gegen die IRA

untergraben konnte. Die Tatsache blieb bestehen, dass das Anheuern des Maulwurfs einen irischen Auslöser hatte – Sean Keaney's Idee, einen Maulwurf zu benutzen. Doch dann stellte sich heraus, dass die Idee ihren Wert verloren hatte wie eine nicht mehr gültige Währung.

Sie ließ sich zurücksinken und dachte wieder mit einem unbehaglichen Gefühl an O'Phelan. Was beunruhigte sie so an dem Gespräch? Es war nicht nur das Gefühl, er habe ihr nicht die Wahrheit gesagt. Es war noch etwas anderes.

Warum war es ihr nicht schon vorher eingefallen? Es war offensichtlich, sie hatte es die ganze Zeit gewusst. Als O'Phelan aufgestanden und zur Tür gegangen war, um mit Ryan zu sprechen, dem Studenten, der im Korridor wartete, war keine andere Stimme zu hören gewesen. *Weil natürlich niemand da gewesen war.*

O'Phelan war aufgestanden, um eine Ablenkung zu erzeugen. Um seine Reaktion auf etwas zu verschleiern, das sie gesagt hatte. Was hatten sie diskutiert, das ihn dazu brachte? Sie hatten gar nichts diskutiert, wurde ihr klar – sie hatte die Namen auf ihrer Liste vorgelesen. Patrick Dobson, Judith Spratt, Tom Dartmouth usw. Offensichtlich bereitete das O'Phelan genug Kopfzerbrechen, um zu versuchen, sie abzulenken.

O'Phelan kannte einen der Namen.

Sie schloss die Augen, und ihr Gehirn ließ alle Bilder des Tages noch einmal Revue passieren. Doch sie war zu müde, um sich auf eines davon zu konzentrieren. Sie würde es am Morgen noch einmal versuchen.

Und erst jetzt fiel es ihr ein. Sie hatte vergessen, ihre Mutter anzurufen.

Um neun Uhr achtzehn am nächsten Morgen, als Liz gerade ihr Frühstück im Speisesaal des Cullogen Hotels beendete und sich zum Auschecken und zur Fahrt zum Flugplatz bereitmachte, rief der Beobachter in Doris Feldmans Wohnung Dave Armstrong an. Dieser saß an seinem Schreibtisch und schrieb den Bericht über die überflüssige Fahrt in den Norden.

»Marzipan ist nicht gekommen«, sagte der Beobachter.

»Vielleicht ist er spät dran«, antwortete Dave, der verärgert war, mitten im Satz unterbrochen zu werden – Berichte zu schreiben, war für ihn das Schlimmste an seinem Job.

»Er ist noch nie zu spät gekommen. Wir dachten, Sie sollten es wissen.«

»Okay«, sagte der plötzlich aufmerksame Dave, denn ihm wurde klar, dass der Mann recht hatte. Sohail war *immer* pünktlich. »Rufen Sie mich in zehn Minuten an und sagen Sie, ob er da ist.«

Bis zehn Uhr hatten sie noch dreimal angerufen. Immer noch kein Zeichen von Marzipan. Inzwischen war Dave sehr besorgt und beschloss, Sohail auf dem Handy anzurufen – was er sonst nicht gern getan hätte, falls Sohail mit jemandem zusammen war. Er versuchte gegen den Knoten in seinem Magen anzukämpfen und hoffte, alles sei ein falscher Alarm.

Es war keiner. Ein Mann meldete sich mit »Hallo«.

Ein Engländer, registrierte Dave, mit Essex-Akzent. Ruhig fragte er: »Ist Sohail da?«

»Hier spricht die Polizei. Bitte sagen Sie mir Ihren Namen.«

Nach der Landung in Heathrow kaufte Liz den *Evening Standard*, bevor sie hinunter zur U-Bahn ging. In die Innenstadt dauerte es fünfundvierzig Minuten, aber sie hatte einen Sitzplatz, was bei ihren morgendlichen Fahrten zur Arbeit nie vorkam.

Sie hatte immer wieder über O’Phelan nachgedacht. Dass er sie angelogen hatte, wenn es denn so war, bedeutete nicht, dass er unbedingt Leute für die IRA rekrutierte, und sie konnte nicht glauben, dass er ausgerechnet Michael Binding gern rekrutiert hätte. Die Verachtung für seinen früheren Studenten war der Teil des Gesprächs gewesen, den sie vollkommen authentisch fand.

Was aber, wenn O’Phelan wirklich extremistische Ansichten hegte, halb verhüllt in akzeptabler intellektueller Verkleidung? Er war beeindruckend und konnte sehr dominierend sein. Nimm einen neunzehnjährigen Studenten mit einem geheimen Groll und dem Drang, ein Revolutionär zu sein. Eine Begegnung mit O’Phelan konnte potenziell explosiv werden.

Sie öffnete ihre Zeitung und überflog die Nachrichten. Sie hatte das Gefühl, länger als vierundzwanzig Stunden weggewesen zu sein, aber die Geschichten erschienen ermüdend vertraut. Proteste von Einzelhändlern gegen die Auswirkungen der Innenstadtmaut, Verzögerungen beim Bau des neuen Wembley-Stadions, die Festnahme eines Abgeordneten, der alkoholisiert durch einen üblen Teil Südlondons gefahren war. Dann sah sie auf Seite fünf eine Meldung, die sie erstarren ließ:

RASSISTISCHER MORD IN TOTTENHAM

Ein heute Morgen tot in einer Nebenstraße in Tottenham aufgefundener Mann war das Opfer eines brutalen Überfalls. Die Leiche, bei der es sich um einen jungen Mann pakistanischer Abstammung handeln soll, wurde von einem Passanten am frühen Morgen nahe dem Creswell Crescent gefunden, in einem Gebiet, wo es häufig zu Spannungen zwischen den Rassen kommt. Die British National Party (BNP) ist in diesem Bezirk besonders aktiv. Laut Polizeiangaben war das Opfer Anfang zwanzig und trug einen blauen Anorak, Jeans und Wanderstiefel. Sein Name wurde noch nicht genannt, um erst die Angehörigen zu informieren.

Laut Omar Singh, einem örtlichen Labour-Stadtrat, »trägt dieser Mord alle Zeichen eines rassistisch motivierten Verbrechens. Angriffe auf junge Männer mit pakistanischem oder indischem Hintergrund sind in den letzten zwei Jahren ganz alltäglich geworden, und dies scheint der Höhepunkt eines zunehmenden Trends rassistischer Gewalt zu sein.«

»Alles in Ordnung?« Liz schaute auf und sah, wie ein älterer Mann von der Sitzbank gegenüber sie besorgt ansah. Sie merkte, dass sie mehrere Minuten mit glasigen Augen auf dieselbe Seite gestarrt haben musste.

Als sie Sohail Din in dem konspirativen Haus am Devonshire Place zum letzten Mal gesehen hatte, trug er einen blauen Anorak, Jeans und Wanderstiefel.

Wetherby saß am Schreibtisch und schaute aus dem Fenster auf die sonnenglitzernde Oberfläche der Themse, aber seine Miene zeigte keine Freude über diesen Anblick. Das ruhelose Klopfen seines Bleistifts auf einem Stapel Papier war das einzige Zeichen seines Ärgers und seiner Frustration. Er wartete auf Tom Dartmouth, den er in sein Büro bestellt hatte. Wetherby lenkte seine Leute eher durch Konsultation und Rat als durch Anweisungen, aber wenn etwas schief lief, übernahm er die Verantwortung. Dann gab er Befehle ohne Diskussion.

Und die Dinge waren sehr schiefgelaufen. Der Tod eines Agenten war der schlimmste Albtraum jeden Geheimdienstes. Agenten wurden durch Überredung, Schmeichelei und manchmal das Versprechen von Geld angeheuert. Manche Agenten, und Marzipan war einer von ihnen, boten ihre Dienste aus Loyalität zu ihrem Land an. Im Gegenzug versprach man ihnen Schutz. Das war die Abmachung. Wenn der Geheimdienst seine Seite der Abmachung brach, vor allem bei einem jungen Mann wie Marzipan, war das ein professionelles Versagen der übelsten Art.

»Wissen wir, wann es passiert ist?«, fragte Wetherby, sobald Dartmouth eintrat.

»Anscheinend letzte Nacht«, berichtete Dartmouth und setzte sich vorsichtig.

»Ich verstehe.« Wetherby stand auf und ging zum Fenster. Der Frühlingssonnenschein war von einem plötzlichen

Regenschauer abgelöst worden. Fluss und Himmel gingen ineinander über und machten den Lastkahn in der Flussmitte unsichtbar.

Er wandte sich wieder zu Dartmouth, der müde und mitgenommen aussah, gar nicht so adrett wie üblich. »Wie ist es passiert?«

»Auf den ersten Blick sieht es wie ein rassistischer Überfall aus«, antwortete Dartmouth ruhig.

»Combat 18?«

»Möglich. Wir haben keinerlei Informationen und die Polizei auch nicht.« Er zögerte. »Könnte ein durchgedrehtes Mitglied der BNP sein – sie sind in der Gegend stark. Bei den letzten Kommunalwahlen hätten sie fast einen Sitz gewonnen.«

»Aber?«, fragte Wetherby, der Dartmouths Pause bemerkte.

»Jemandem die Kehle durchzuschneiden, ist in diesem Land eine ziemlich ungewöhnliche Mordart«, sagte Dartmouth.

»Das heißt?«

Dartmouth schwieg kurz. »Ich glaube, wir müssen davon ausgehen, dass dieser Mord mit unserer Untersuchung zusammenhängt.«

»Tom, ich möchte, dass für diese Sache alle Kräfte eingesetzt werden. Wir müssen rausfinden, was passiert ist.«

Tom nickte. »Und halten Sie mich ständig auf dem Laufenden«, sagte Wetherby. Er machte eine Pause und fragte dann: »Hat jemand mit Liz Carlyle gesprochen?«

»Ich glaube, sie wird gegen Mittag erwartet.«

Wetherby schaute Dartmouth an. Er war intelligent, das war offensichtlich, nicht nur wegen seines erstklassigen Universitätsabschlusses. Er war auf eigenen Wunsch aus Pakistan zurückgekommen – wer konnte ihm das nach den

harten Jahren nach dem 11. September verübeln? Geoffrey Fane vom MI6 hatte gesagt, er habe dort hervorragend gearbeitet. Er war aber auch schwer zu durchschauen. Wetherby hatte noch nie eine Gefühlsregung bei ihm entdeckt.

Wetherby sagte: »Jemand muss ihr sagen, dass Marzipan tot ist. Ich sollte das machen, aber ich muss in einer halben Stunde beim Innenminister sein. Ich muss den Hintergrund von Marzipans Tod erklären. Wo ist Dave Armstrong?«

Dartmouth seufzte leise. »Er befragt mit der Polizei Marzipans Eltern.« Er wartete eine Minute, dann sagte er: »Charles, ich werde es Liz sagen. Schließlich ist es meine Operation.«

Wetherby nickte. Er sah wieder aus dem Fenster, scheinbar gedankenverloren. Dann ging der Augenblick der Kontemplation vorbei, und er wandte sich zu Dartmouth. »Das müssen Sie wohl«, sagte er abschließend.

Dartmouths Augen wurden etwas schmaler, und Wetherby fuhr in raschen Sätzen mit den Befehlen fort: »Es ist jetzt eine polizeiliche Untersuchung, ein Mord ist begangen worden. Sagen Sie ihnen, dass sie die Leute vom Buchladen festnehmen sollen. Wir müssen mit ihnen reden. Seien Sie vorsichtig. Vielleicht wird einer von ihnen reden, obwohl ich bezweifle, dass sie viel wissen. Wenn Abu Sayed die Sache von Pakistan aus lenkt, haben sie ihn vielleicht den Laden aus Höflichkeit benutzen lassen und wissen nicht, wo die drei anderen sind. Sie sagten, der MI6 hätte Abu Sayed drüben beobachtet. Sagen Sie dort Bescheid, was passiert ist. Jeder Kontakt mit England, egal, wie harmlos, soll uns mitgeteilt werden. Nehmen Sie Kontakt mit den Holländern auf und hören Sie, ob die bei ihrer Operation was erfahren haben.«

Er hielt einen Moment inne und dachte scharf nach, die Stirn vor Konzentration in Falten gelegt. »Ich möchte vor Dienstschluss eine Besprechung mit Ihnen, Dave und Judith Spratt abhalten.« Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: »Ich glaube, Liz Carlyle sollte auch dabei sein.«

Dartmouth wirkte überrascht. »Ich dachte, sie bearbeitet einen anderen Fall.«

»Stimmt«, erwiderte Wetherby kurz, »aber sie hat Marzipan vor Dave geführt. Vielleicht kann sie nützliche Ideen beitragen.«

Er seufzte und zog an beiden Manschetten, bis sie exakt einen Zentimeter hervorstanden. Er überprüfte seinen Krawattenknoten und stand auf. »Ich mache einen Rundgang.« Nach der Nachricht von Marzipans Tod würde die Stimmung unter den Agentenführern düster sein. Es war wichtig, dass er jetzt seine Unterstützung zeigte.

Beim Hinausgehen sagte er: »Es bleibt das Problem, dass wir die Verbindung zur Buchladengruppe verloren haben.«

»Ich weiß«, sagte Dartmouth ruhig und stand auf, um zu gehen. Diesmal fand Wetherby seine kühle Unerschütterlichkeit nicht besonders hilfreich.

Liz hatte Peggy Kinsolving kurz nach ihrem Besuch bei O'Phelan aus Belfast angerufen, und am nächsten Tag um halb neun saß Peggy im Bus von Victoria Station nach Oxford.

Heute folgte sie glücklich einer gedruckten Spur – ihre Stärke, obwohl sie hochofrenut war, dass Liz sie zu einigen der Gespräche mitgenommen hatte. Peggy lernte viel von Liz.

Sie war beeindruckt, wie Liz ihre Taktik ihren Gesprächspartnern anpasste. Manche wurden ausgepresst wie Apfelsinen, anderen schmeichelte sie, wieder andere wurden ermutigt. Selbst die, die sich zunächst wie Austern verhielten, merkten dreißig oder vierzig Minuten später, dass sie geöffnet worden waren.

Heute konzentrierte Peggy sich aber auf etwas völlig anderes. Nach Liz' Anruf hatte sie mit Liam O'Phelan angefangen und die puren Fakten ausgegraben. Während der Bus durch High Wycombe fuhr und sich den Chiltern Hills näherte, fasste sie im Geist zusammen, was sie herausgefunden hatte.

Er war 1964 in Liverpool geboren worden. Seine Mutter war Irin, sein englischer Vater verließ die Familie, als Liam zehn Jahre alt war, und seine Mutter zog zurück nach Sandycove, einen Vorort von Dublin. Er bekam ein Stipendium am University College Dublin und studierte höchst erfolgreich – Abschluss mit Auszeichnung in Geschichte und der De-Valera-Preis (was immer das war, dachte Peggy und nahm sich vor, es herauszufinden).

Seine Dissertation *Parnell und das englische Establishment* erschien bei der Oxford University Press. Er wurde Junior Research Fellow am St. Antony's College in Oxford, nahm nach zwei Jahren aber eine unbefristete Stellung am Institut für Irische Studien an der Queen's University Belfast an. Er war unverheiratet.

Das war das Skelett; nun hoffte Peggy, Oxford würde Fleisch hinzufügen. Der Bus fuhr den Headington Hill hinunter und

wurde dann langsamer, als der Verkehr sich an der Magdalen Bridge etwas staute, dann hielt er gegenüber der Queen's Lane, und Peggy stieg aus. Es war ein dunstiger Tag mit dünner Wolkendecke, aber warm, und nachdem Peggy die High Street überquert hatte, blieb sie stehen und zog den Regenmantel aus. Sie hätte gern einen Kaffee getrunken, hatte aber viel zu erledigen und wollte abends wieder nach London zurück.

Ihr Leserausweis war noch gültig, also ging sie direkt in die New Bodleian Library, eine quadratische Monstrosität aus gelbem Stein, die in den Dreißigerjahren an der Ecke neben der Buchhandlung Blackwell's gebaut worden war.

Um ein Uhr hatte sie fünf Jahrgänge *Oxford Gazette*, *Oxford Today* und *Oxford Magazine* durchgesehen, aber ihr geschultes Auge hatte keinen Hinweis auf O'Phelan entdeckt.

So viel zu den offiziellen Publikationen. Sie wusste, dass die interessantesten Dinge oft in den Nischen des Vergänglichen zu finden waren, darum bestellte sie den *Cherwell*, die Studentenzeitung, die während des Trimesters alle zwei Wochen erschien; inoffizieller ging es kaum. Sie brauchte nicht lange. Um zwanzig vor zwei sah sie auf der vorletzten Seite der Ausgabe vom 4. April 1991 eine Liste mit der Überschrift »Vorträge«. Diese waren außerhalb des Lehrplans und reichten von Prominenten (Antonia Fraser sprach im Sheldonian Theatre über Maria Stuart) bis zu nicht ganz so Prominenten (»Ich und der Punk Rock: eine persönliche Geschichte« im Studentenaufenthaltsraum des New College).

In der Mitte der Seite gab es eine Unterrubrik für eine wöchentliche Vortragsreihe in der Alten Feuerwache mit dem Titel »Fighting Talk«. Vier Pfund Eintritt, danach Wein und Bier erhältlich, offen für alle. Drei kommende Termine waren

genannt: »Der Kampf der Bergarbeiter« von einem Labour-Abgeordneten, »Sexualität und Sexismus« von einer feministischen Journalistin und »Wird noch bekannt gegeben« von Liam O’Phelan, Dozent am St. Antony’s und Autor.

Toller Titel, dachte Peggy säuerlich, als das kleine Hochgefühl, O’Phelans Namen endlich gefunden zu haben, angesichts von »Wird noch bekannt gegeben« verpuffte. Wahrscheinlich war es sowieso nicht wichtig. Nach seinem Hintergrund zu urteilen, hatte er zweifellos über Parnell gesprochen. Trotzdem ärgerte es sie; sie mochte keine Lücken, besonders in ihren eigenen Recherchen.

Sie erklärte der Assistentin ihr Problem, einer hilfreichen Frau in schwarzem T-Shirt mit Brille, die etwa so alt war wie Peggy. »Sie sagten, Sie haben *Cherwell* durchgesehen. Was ist mit der *Gazette*?«

»Da ist nichts drin.«

»Und das *Oxford Magazine*?«

»Auch nichts.«

Die junge Frau zuckte mit den Achseln. »Dann fällt mir leider nichts mehr ein. Wenn es keine offizielle Vorlesung war, weiß ich nicht, wo Sie noch nachsehen könnten. Vielleicht gab es ein Plakat, aber die sammeln wir nicht.«

Peggy dankte ihr und stand auf, um zu gehen. »Natürlich gibt es noch *Daily Doings*«, fiel der Frau ein, »aber das ist eigentlich keine Publikation. Ich glaube nicht, dass jemand alte Ausgaben aufhebt – zumindest nicht so weit zurückliegende.«

Peggy erinnerte sich daran: ein riesiges Einzelblatt, das jeden Tag erschien und alles von freien Zimmern bis zu Fahrrädern auflistete. Klassische Konzerte, Rock, Lyriklesungen – alles fand sich in den Spalten wieder. »Sitzen die noch an der

Warnborough Road?»

»Ich glaube ja. In dem seltsamen Haus.«

Es war fünf vor zwei. Peggy stand vor der Bibliothek und fragte sich, ob sie im King's Arms etwas essen oder sich auf einen langen, vielleicht sinnlosen Spaziergang nach Nordoxford machen sollte.

Die Pflicht, oder genau genommen Liz, siegte. Peggy dachte an den Anruf aus Belfast: »Wir müssen mehr über O'Phelan rausfinden. Alles ist wichtig«, hatte Liz gesagt. Das Wort »alles« klang ihr in den Ohren, und zwanzig Minuten später trat Peggy schwitzend von der Frühlingssonne und einem raschen Fußmarsch entlang der Woodstock Road durch die Kellertür eines hohen viktorianischen Hauses aus gelbem und orangefarbenem Backstein.

Sie betrat einen großen, niedrigen Raum, in dessen Mitte zwei Küchentische aus Kiefer standen, voller Papiere, benutzter Kaffeebecher und hier und da einem Messer oder Löffel. Ein Laserdrucker an der Wand spuckte die Seiten unbeaufsichtigt auf den Boden.

»Hallo?«, sagte Peggy vorsichtig und als niemand antwortete noch einmal lauter.

Nach einem Moment öffnete sich eine Tür, und ein junger Mann erschien, der so groß war, dass sein Kopf fast an die Decke stieß. Er warf einen Blick auf Peggy und sagte mit amerikanischem Akzent: »Keine Angst, du hast genug Zeit. Redaktionsschluss ist erst um fünf.«

Peggy sagte, sie wolle keine Anzeige aufgeben, und erklärte dann, was sie suchte.

»Hm, wie lange zurück soll das denn sein?«, fragte er. »Wenn es vom letzten Herbst ist, finde ich es vielleicht noch irgendwo.«

Peggy schluckte. »Es ist von vor fünfzehn Jahren.«

Der Amerikaner lachte laut auf. »Tut mir leid«, sagte er und deutete auf das Durcheinander. »Keine Chance. Wir haben nicht genug Platz, bloß zwei Zimmer.«

»Ich verstehe«, sagte Peggy und bedauerte, sich gegen den Lunch entschieden zu haben. »Wahrscheinlich gibt es auch keine Datei.«

Er schüttelte nachdenklich den Kopf, dann hielt er inne und öffnete den Mund wie in einer Pantomime der Erleuchtung. »Moment mal. Der Typ, der hiermit angefangen hat, liebte Computer. Er hat mir erzählt, er hätte seinen ersten 1979 gekauft. Wahrscheinlich die erste Textverarbeitung an der ganzen Uni.«

»Hat er die Disketten von damals aufgehoben?«

»Ja, genau das hat er gemacht. Nebenan. Komm mit.«

Im Nebenzimmer, das kleiner und noch voller war, wühlte er unten in einem Schrank und holte einen großen, zugeklebten Karton hervor. Er schnitt ihn mit einem Teppichmesser auf und brachte einen Haufen Disketten und Magnetbänder zum Vorschein.

Peggy betrachtete die Sammlung skeptisch.

»Ist alles sehr sorgfältig beschriftet. Wunderbar, wie man damals so was gemacht hat«, sagte der Amerikaner. Er hielt eine Diskette hoch. »Hier ist 1990.« Er klaubte noch ein paar hervor. »Und 91 ... und 92.«

»Das ist ja toll«, sagte Peggy voller Erstaunen über ihr Glück.

»Da gibt's nur ein Problem«, erwiderte er, legte die Disketten zurück in den Karton und schob ihn an die Wand.

»Und welches?«, fragte Peggy.

»Du kannst keine davon lesen. Die sind mit den Computern

von heute nicht kompatibel. Tut mir leid.«

Sie war enttäuscht, dachte dann aber an »Technik-Ted« Poyser, den Elektronikspezialisten der Abteilung für Terrorismusbekämpfung. »Hör mal, könnte ich vielleicht eine davon ausleihen? Ein Freund von mir ist ein echter Computerfreak. Er hat viele alte Geräte. Vielleicht kann er mir helfen.«

Das hatte der Amerikaner nicht erwartet. »Also, sie gehören mir eigentlich nicht«, sagte er zögernd.

»Bitte«, flehte Peggy und dachte nach, was Liz in dieser Situation getan hätte. »Bitte, du hast selbst gesagt, du kannst sie nicht lesen. Wenn sie hier bloß rumliegen und keiner was davon hat, kann ich nicht eine ausleihen? Ich verspreche, ich bringe sie zurück.« Sie sah, dass er schwankte, und fügte hinzu: »Ich kann auch eine Kaution hinterlassen.«

Er dachte kurz darüber nach und entschied sich dann. »Nein, nein.« Peggy konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen, bis er sagte: »Ist schon okay, du brauchst keine Kaution zu hinterlassen.«

Um fünf Uhr war Peggy in der dritten Etage von Thames House bei »Technik-Ted« Poyser.

Teds Büro war eher ein Kabuff, ein fensterloser Raum, obwohl »Raum« noch übertrieben war. An den Wänden stapelten sich Geräte, überall waren Kabel, und in der Mitte kauerte Ted auf einem Hocker wie eine Spinne in einem sehr komplizierten Netz.

Ted trug langes, schwarz gefärbtes Haar und einen goldenen Ohrring, und als Peggy im flackernden Licht der Bildschirme nach ihm spähte, war sein Gesicht nur momentweise zu sehen.

Ein schwacher Tabakgeruch hing im Kabuff. Ted rauchte, bis Thames House Nichtraucherzone wurde, und statt sich den anderen Süchtigen in dem furchtbaren Loch ohne Luft, das für Raucher bestimmt war, anzuschließen, hatte er aufgehört. Nun quoll sein Aschenbecher von Bonbonpapierchen über, aber das Nikotinaroma war irgendwie an ihm hängen geblieben.

Ted sah Peggy wenig enthusiastisch an, bis er die Diskette in ihrer Hand erblickte. »Was haben wir denn da?«, fragte er. »Eine Botschaft aus der Vergangenheit?«

Instinktiv hielt sie ihren Fund fester. »Können Sie das lesen?«, fragte sie, als sei das eine Voraussetzung, um sie loszulassen.

»Zeigen Sie mal.« Er streckte die Hand aus.

Peggy gab ihm die Diskette. Er untersuchte sie voller Bewunderung und Konzentration. Schließlich murmelte er: »Warum holen Sie sich nicht einen Tee aus der Kantine? Es dauert einen Moment.«

Als sie eine Viertelstunde später wiederkam, war nichts von der Diskette zu sehen. Ted saß vor einem Bildschirm, der an ein halbes Dutzend Computer auf einem Tisch angeschlossen zu sein schien. »Wo haben Sie das denn gefunden?«, fragte er »Sie haben mir eine Art Geschichte des PCs gebracht.«

»Das ist eine lange Geschichte. Aber ich hoffe, es ist das drauf, wonach ich suche. Es sollten eine Menge Ankündigungen sein.«

»Kann schon sein«, meinte Ted, »aber ich glaube, es sind auch Druckertreiber drauf. Das hier ist eine Diskette von einem North-Star-Computer, um 1980. Er hatte vierundsechzig KB RAM.«

Ted schaute auf seinen Bildschirm, der mit engen

Zeichenkolonnen gefüllt war. »Die Dateien auf der Diskette sind mit einer Textverarbeitung namens PeachText geschrieben, und die Diskette ist eine 5,25-Zoll-Diskette, einseitig, einfache Dichte. Sie fasst dreihundertsechzig KB, das entspricht etwa fünfzigtausend Worten. Nicht schlecht für die frühen Achtziger.«

Erspar mir die Einzelheiten, dachte Peggy, komm auf den Punkt. Ted schien ihre Ungeduld zu spüren, denn er drehte sich in seinem Drehstuhl um und sagte mit enervierender Ruhe: »Ich glaube nicht, dass es in ganz England heute einen Computer gibt, der diese Diskette normal lesen kann.« Er schnitt eine Grimasse und sagte dann mit hoher Stimme: »*Es ist digital, darum hält es ewig.* Totaler Quatsch. Die Formate ändern sich zweimal in jedem Jahrzehnt, mindestens. Nach zwei Jahrzehnten hat man keine Chance mehr.«

»Tatsächlich«, sagte sie gereizt. Es war schön, dass Ted sich so über die Diskette freute, aber sie wollte wissen, was darauf war. Und zwar schnell.

»Ich nehme an, Sie wollen wissen, ob ich das verdammte Ding lesen kann.«

»Ja«, sagte sie entschieden.

Er lächelte und zeigte verblüffend gesund aussehende Zähne. »Die kurze Antwort ist: Nein, das kann ich nicht.« Als Peggys Miene tiefe Enttäuschung ausdrückte, hob er den Zeigefinger. »Aber ich schaffe es trotzdem.«

Liz konnte kaum still sitzen. Tom Dartmouth redete immer weiter über Marzipan, aber nach ein paar Minuten hatte sie nicht mehr zugehört. Er konnte ihr nichts sagen. Warum redete *er* eigentlich mit ihr? Er hatte Sohail nicht gekannt. Marzipan war ihr Agent – sie hatte ihn rekrutiert, sie hatte ihn geführt, und kaum hatte sie ihn jemand anderem gegeben, kam er zu Tode. Er hatte ihr vertraut. Sie hatte versprochen, auf ihn aufzupassen, und sie hatte es nicht getan. Sie musste mit Charles reden. Warum war er nicht hier? Warum hatte er Marzipan an Dave übergeben? Sie machte Dave keinen Vorwurf. Er war ihr Freund, und er machte seinen Job gut. Aber irgendwie hatte irgendjemand nicht auf Sohail aufgepasst. Und jetzt war er tot.

All diese Gedanken gingen ihr im Kopf umher, und Tom redete immer noch, während er in einem teuren blauen Anzug hinter seinem Schreibtisch saß. Er sprach mit einer ruhigen, vernünftigen Stimme, die Liz immer stärker zur Raserei brachte. »Ich kann nicht alle Ihre Fragen beantworten«, sagte er. »Nicht, weil ich das nicht will, sondern weil ich die Antworten selbst nicht habe.« Er sah sie direkt an, fast kühl, obwohl seine Augen nicht unfreundlich waren.

»Aber warum wurde er nicht überwacht? Besonders nachdem die drei Männer nicht auftauchten.« Sie ballte die linke Hand auf dem Schoß.

»Wir haben daran gedacht«, sagte Dartmouth, »aber es gab keinen Grund zu der Annahme, dass es eine Verbindung

zwischen ihrem Nichterscheinen und Marzipan gibt. Glauben Sie mir, Dave hat am nächsten Tag ausführlich mit ihm darüber gesprochen.«

Liz akzeptierte diese Logik. Marzipan zu überwachen, hätte das Risiko vergrößern können, statt es zu vermindern, da immer die Gefahr bestand, dass es bemerkt wurde.

Aber was war ihnen dann entgangen? Oder wollte er andeuten, es habe nichts gegeben, was einem entgehen konnte? Sie bemühte sich, nicht zu verärgert zu klingen, als sie fragte: »Wollen Sie damit sagen, Sie halten es für einen Mord aus rassistischen Gründen?«

»Nein, natürlich nicht. Und wir haben der Polizei deutlich gemacht, dass wir an der Sache interessiert sind. Der Staatsschutz lässt die Bilder aller Überwachungskameras im Umkreis eines Quadratkilometers vom Tatort einsammeln. Die Fahrkartenkontrolleure und Bahnhofsvorsteher aller U-Bahn-Stationen in der Umgebung werden befragt. Genauso die Fahrer der Buslinien. Wenn von den dreien jemand in der Gegend war, werden wir sie hoffentlich finden.«

Liz nickte. »Hat Sohail sich die Bilder aus Holland angesehen, bevor er starb?«

Tom schüttelte den Kopf. »Nein. Dave wollte sich heute Abend mit ihm in dem konspirativen Haus treffen.«

»Oh Gott«, sagte Liz den Tränen nahe.

Sie musste aus dem Gebäude raus. Der Tod Marzipans ging ihr näher als irgendetwas anderes in ihrem Berufsleben, aber es hätte weder ihr noch jemand anderem genützt, wenn sie ihre Bestürzung gezeigt hätte. Sie ging die Millbank entlang, und ihre Stimmung passte zum nassen Pflaster und dem Rinnstein, wo

das Wasser in langen öligen Pfützen stand und von den Reifen der Autos aufspritzte.

Der Mord an Sohail Din war ein so persönlicher Schlag für Liz, dass sie erst nach dem Abklingen des Schocks das ganze Ausmaß des Desasters sah. Sein Tod hatte ihre einzige Verbindung zu den drei Männern aus dem Buchladen abgeschnitten, und bis sie gefunden waren, mussten vielleicht noch viel mehr Menschen sterben. Es war schwer, ihre Bestürzung über Sohail Din von ihrer Besorgnis über die Katastrophe zu trennen, die jetzt vielleicht bevorstand. Sohails Mörder zu finden, war unverzichtbar, um aufdecken zu können, was sie sonst noch geplant hatten.

Vor der großen Eingangstreppe der Tate Gallery drehte sie um, um zum Thames House zurückzugehen. Der Eiswagen hatte nach dem Regen wieder aufgemacht, und der Verkäufer lächelte sie an. In seinem weißen Hemd und roten Halstuch sah er aus, als sei er gerade einer venezianischen Gondel entstiegen. »Nur ein Cornetto«, sang er Liz mit einer Stimme vor, die nach Vorort-Puccini klang, aber sie schaute ihn nur finster an.

Im Dienstgebäude ging sie zum Eckkonferenzraum und hoffte, dass er leer war, aber Peggy arbeitete intensiv an ihrem Laptop. »Ach Liz, Dave Armstrong sucht dich«, sagte sie.

»Danke«, antwortete Liz mit einem Seufzer. »Ich kann mir schon denken, warum.« Dann versuchte sie sich zusammenzureißen und fragte: »Wie kommst du denn voran?«

»Ich bin gerade aus Oxford zurück.«

Sie schien zu zögern, also fragte Liz: »Hast du was rausgefunden?«

»Ich weiß noch nicht – ich warte, dass ich was von Technik-Ted höre.«

»Okay, ich gehe zu Dave.«

Oxford und IRA-Maulwürfe erschienen ihr in diesem Moment unwichtig.

19

Irwin Patel hatte die Kameras nie gewollt. Wie er schon zu seiner Frau Satinda gesagt hatte: »Wofür soll das Ding gut sein? Ich weiß, wer von den kleinen Jungen sich Chipstüten unter die Jacke steckt. Ich brauche keine Kamera, um das rauszufinden. Und ich weiß, welche Trinker versuchen, Weinflaschen in ihre Tüten zu stecken. Was ist, wenn ich sie mit dem verdammten Ding erwische? Meinst du wirklich, die Polizei guckt sich *Filme* von einem Bagatelldiebstahl an? Das ist doch unrealistisch.«

Aber Satinda gab nicht nach. »Darum geht's nicht, Irwin«, sagte sie streng in einem Ton, den er schon lange als endgültig kannte. Sie war eine Schönheit gewesen, als sie sich kennenlernten, also musste sie ihn wohl für einen Mann mit Zukunft gehalten haben. Wie hatte sie die Enttäuschung über seine Karriere verkraftet? Ganz einfach, dachte er wehmütig; sie hatte die Zügel in die Hand genommen und bestimmte jetzt.

Er war nie gern ein Klischee gewesen, obwohl er als intelligenter Mann wusste, dass er eines war. Seine Eltern waren Inder aus Uganda, die von Idi Amin vertrieben wurden, als Irwin erst fünf Jahre alt war. In England änderten sie die Namen ihrer Kinder. Irwin war ein englischer und christlicher Vorname,

und er gefiel ihnen, wobei sie vergaßen, dass »Patek« sowieso eindeutig genug war.

Trotzdem wäre sein Name kaum wichtig gewesen, wenn Irwin Erfolg gehabt hätte, wie so viele Kinder von Einwanderern, und Rechtsanwalt oder Arzt geworden wäre. Aber er hatte sich in der Schule geplatzt und den Eingangstest für den höheren Zweig der Oberschule nicht geschafft, nur ein Jahr, bevor er von einer Labour-Regierung abgeschafft worden war. Fast dreißig Jahre nach der Ankunft seiner Eltern führte er noch immer denselben Zeitungsladen, den sein Vater gekauft und vor ihm geführt hatte. Es gab jetzt zwar eine größere Auswahl und bessere Zeitschriften, aber Irwin wusste nur allzu gut, dass er bloß einer von Tausenden von Läden in England war, die Männern namens Patel gehörten.

»Die Kameras sind zur Abschreckung da«, sagte Satinda. »Ob sie den Dieb aufnehmen, ist unwichtig. Sie halten die Leute vom Stehlen ab.«

Und damit war die Diskussion beendet. Also hatte er die örtliche Sicherheitsfirma Steinman & Son bezahlt, um die Kamera zu installieren, und bezahlte sie auf Satindas Drängen sogar, um sicherzugehen, dass sie auch weiter funktionierte. Und das Ergebnis? Stunde um Stunde von Material, alles leicht im Hinterzimmer anzusehen, wenn er wollte. Was er bald nicht mehr tat, denn was nützte es, Tag für Tag dieselben Bilder der drei Regale in seinem Laden mit denselben Kunden anzusehen, die dieselben Dinge kauften – eine Packung Toastbrot, eine Schachtel Kekse, einen halben Liter Milch.

Darum war er erstaunt, als an diesem Morgen ein junger Polizist vor seinem Ladentisch stand. Meistens kamen sie ein- oder zweimal die Woche, um sich Zigaretten oder

Pfefferminzbonbons zu kaufen, und hielten manchmal einen Schwatz über das letzte Arsenal-Spiel oder wann die Straßenreparaturen auf der High Street zu Ende wären. Heute aber war der Beamte ganz dienstlich, hielt ein Klemmbrett und einen Bleistift in der Hand und machte ein mürrisches Gesicht. »Morgen«, sagte er. »Ich komme wegen Ihrer Videoüberwachung. Funktioniert sie?«

Irwin nickte etwas vorsichtig. Er hatte die Polizei immer als Verbündete gesehen, wenn auch als unverlässliche, aber er versuchte, sie sehr wenig in Anspruch zu nehmen, und sie hatte bisher nie etwas von ihm gewollt.

»Wir brauchen alle Ihre Filme der letzten zehn Tage«, sagte der Polizist knapp. »Bitte«, fügte er nach einem Moment hinzu.

»Gern«, sagte Irwin und fragte sich, wie er das um alles in der Welt machen sollte. Er musste seinen Sohn Oscar fragen, wenn er aus der Schule kam. Oscar verstand was von diesen Sachen, er hatte in dem Zimmer über dem Laden, das er mit seiner Schwester teilte, sogar einen eigenen Computer. »Wonach suchen Sie?«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Wir laufen bloß rum, uns kleinen Nummern sagt ja keiner was.«

Er lachte kurz, und Irwin hielt es für angemessen, mitzulachen. »Geht es heute Nachmittag?«, fragte er.

»Nur wenn Sie die Bänder zum Revier bringen können. Ich versuche, alle heute einzusammeln.«

Nach Wetherbys Besprechung beschloss Liz, gleich nach Hause zu gehen, weil klar war, dass sie nichts Sinnvolles tun konnte, wenn sie blieb. Als sich die Fahrstuhltüren gerade schließen wollten, hielt eine Hand sie fest, und sie öffneten sich wieder. Tom Dartmouth trat in den Fahrstuhl und lächelte Liz müde zu. Sie war auch müde. Es erschien unglaublich, dass sie den Tag in Belfast begonnen hatte, völlig auf O’Phelan konzentriert, und seit ihrer Ankunft in London an nichts anderes als Sohail gedacht hatte. Sie freute sich auf ihre Wohnung und versuchte, die Ereignisse des Tages in irgendeine Ordnung zu bringen.

»Was für ein Tag«, sagte er und lockerte mit einer Hand seine Krawatte. »Vor allem für Sie. Haben Sie Lust, noch was zu trinken?«

Er sagte es beiläufig, aber freundlich. Sie war immer noch wütend, aber nicht mehr auf Tom – tatsächlich bedauerte sie es, nachmittags so aggressiv gewesen zu sein. »Warum nicht?«, sagte sie und schaute auf die Uhr, obwohl sie an diesem Abend nichts mehr vorhatte.

Sie gingen in die Bar eines neuen Hotels aus Glas und Stahl nicht weit von Thames House, ein sehr viel schickeres Ambiente als die üblichen Kneipen der MB-Mitarbeiter. »Ich hab nichts gegen das Compton Arms«, erklärte Tom, »aber ich dachte, hier wird es etwas ruhiger sein.«

Die Bar war voller gut angezogener Geschäftsleute, nicht der etwas schäbige Haufen von Beamten und Journalisten in den

Pubs um die Horseferry Road und in Westminster. Sie trug das Leinenjackett, das sie nach Belfast mitgenommen hatte, und war erleichtert, dass es den zweitägigen Ausflug gut überstanden hatte, daher fühlte sie sich ganz wohl. Sie sah Tom zum ersten Mal woanders als bei einer Besprechung oder in den angespannten Umständen früher am Tag, und ihr fiel auf, wie attraktiv er war. Er war groß, etwa einen Meter fünfundachtzig, und hatte breite Schultern, war aber eher schlank als muskulös. In seinem leichten blauen Anzug und einem hellen Schlips, um den ihn jeder Nachrichtensprecher beneidet hätte, dazu noch ein wenig gebräunt, zog er einige weibliche Blicke auf sich.

Liz bestellte einen trockenen Weißwein, und als sie fast ohne Pause von den Reiscrackern in der großen Schale vor ihnen auf dem Tisch aß, merkte sie erst, wie hungrig sie war. Ihre letzte Mahlzeit war das Frühstück im Culloden Hotel gewesen. Sie war nicht sicher, ob Tom dieses Treffen als Gelegenheit für einen privaten Schwatz oder beruflich verstand.

»Ich wollte Sie nach Marzipan fragen«, sagte er, sobald ihre Getränke kamen. »Ich weiß, dass Dave ihn führte, während Sie weg waren, aber Sie kannten ihn länger.« Er nahm einen Reiscracker aus der sich rasch leerenden Schüssel und kaute nachdenklich. »Wenn es in Marzipans Geschichte etwas gibt, das man verfolgen sollte, müssten Sie es wissen.«

»Ich habe mir schon das Hirn zermartert.«

»Natürlich. Ich dachte nur an seine Freunde – vielleicht hat er zu einem von ihnen etwas gesagt, was er nicht sagen sollte. Selbst die besten Agenten haben manchmal das Bedürfnis, sich jemandem anzuvertrauen.«

»Er war ein echter Einzelgänger«, sagte Liz. Sie nippte an ihrem Wein. »Wir fanden es raus, als er rekrutiert wurde. Er

hatte keinen besten Freund oder auch nur gute Kumpel, obwohl er mit seinen Schulkameraden gut auskam. Die meisten von ihnen sind jetzt auf der Uni.« Ihre Stimme stockte etwas. »Wo Marzipan auch hinwollte ...« Sie blickte einen Moment zu Boden, um sich zu fassen. Sie hasste es, vor einem Kollegen Gefühle zu zeigen.

»Ich weiß, dass es schwer für Sie ist«, sagte er mitfühlend.

»Für Dave ist es auch schwer«, sagte sie etwas knapp und erinnerte sich dann, dass Tom nett zu sein versuchte und außerdem nicht an der Sache schuld war. Sie fügte hinzu: »Ist Ihnen so was jemals in Pakistan passiert?«

»Ja, einmal«, sagte er, »und es ist auch schon anderen Kollegen passiert. Es ist immer schrecklich. Der schlimmste Fall bei mir war ein Pakistani namens Fahdi. Er war extrem verwestlicht – ich glaube, er hatte in Texas studiert. Er arbeitete aber in Lahore und hatte Verwandte an der afghanischen Grenze.«

»Wie der Imam«, sagte Liz.

»Ja, nur dass Fahdi völlig auf unserer Seite war. Er war sicher, seine Cousins auf dem Land hätten Bin Laden geholfen. Das war, nachdem er den Amis am Ende des Kriegs in Afghanistan in den Höhlen entwischt war. Ich muss zugeben, dass ich skeptisch war – wir bekamen etwa zwanzig Meldungen pro Tag, jemand hätte Bin Laden gesehen, aber keine führte zu etwas –, aber er war völlig überzeugt. Also schickten wir ihn los mit einem eingenähten GPS-Sender im Boden seines Rucksacks.«

Tom hielt inne und nahm einen langen Schluck.

»Was ist passiert?«, fragte Liz.

»Nach zwei Wochen fingen wir das Signal auf. Es kam von der afghanischen Seite der Grenze. Wir schickten ein kleines

SAS-Team mit amerikanischer Rückendeckung der Special Forces. Sie gingen bei Nacht rein und erwarteten ein Feuergefecht – das Gebiet war voller Taliban- und Al-Qaida-Kämpfer. Sie lokalisierten das GPS-Signal in einem Tal, und der Hubschrauber landete auf dem Hügel daneben. Aber als die SAS-Männer den Hügel herunterkamen, war niemand da.«

»Was war mit dem Signal?«

»Ich hätte sagen sollen, niemand Lebendiges war da. Sie fanden die Leiche von Fahdi mit den Armen am Boden festgebunden. Im Mund steckte der Sender wie ein Bonbon. Anscheinend funktionierte er noch, als die SAS-Leute ihn rausnahmen.«

»Wie schrecklich«, sagte Liz.

»Am meisten belastete mich, dass ich mich von ihm bequatschen ließ. Ich fand es viel zu gefährlich, aber er bestand darauf. Ich hätte ihn nicht entscheiden lassen dürfen – das war mein Job.« Er schaute zu Liz auf. »Ich glaube also, ich weiß, was Sie durchmachen.«

Sie zuckte die Achseln. »Mir geht's gut.«

Er gab ein Zeichen, dass er die Rechnung wollte, und bestand darauf zu zahlen, obwohl Liz anbot, die Hälfte zu übernehmen. »Unsinn, ich hab Sie doch gefragt«, sagte er.

Als sie aus dem Hotel kamen, blieb Liz stehen und zeigte in die entgegengesetzte Richtung von Thames House. »Ich gehe da rüber zur U-Bahn. Danke für den Drink.«

»Kann ich Sie mitnehmen?«, fragte Tom. »Ich habe heute meinen Wagen.«

»Sie wissen doch gar nicht, wo ich wohne«, erwiderte Liz fest. »Vielleicht ist es ein Riesenumweg.«

»Kentish Town, nicht? Dave Armstrong hat es neulich

erwähnt.«

Warum redete Dave Armstrong über sie mit Tom Dartmouth? Sie wusste nicht, ob sie sich geschmeichelt fühlen oder sich ärgern sollte. Aber in der Bar war es nett gewesen, und wenn er sie mitnahm, würde sie Zeit sparen – nicht, dass sie noch viel vorhatte. Ein einsames Abendessen, die Nachrichten, ihre obligatorischen fünf Minuten Lektüre, bevor sie die Nachttischlampe ausmachte und sich umdrehte.

»Wenn es wirklich keine Umstände macht, wäre es toll«, sagte sie.

Im Auto waren beide zuerst still, während Tom sich durch den Abendverkehr in Victoria vortastete. Er sagte: »Ich schwanke dazwischen, die Unabhängigkeit des Fahrens zu lieben, und dem Gedanken, alle Autos im Zentrum zu verbieten.«

»Kompromiss: Verbieten Sie alle außer Ihrem eigenen«, schlug Liz vor, und Tom lachte, während er Richtung Hyde Park Corner fuhr.

Er ist viel entspannter als bei der Arbeit, ohne jemand anders zu sein, dachte sie – manche ihrer Kollegen waren wie Jekyll und Hyde zwischen Arbeit und Nichtarbeit gespalten. »Sind Sie in London aufgewachsen?«, fragte sie. Sie wusste eigentlich nicht viel über Tom außer einer Sammlung von Fakten aus seinem Lebenslauf: die Schulen, die er besucht hatte, seine Fächer in Oxford, den Mädchennamen seiner Mutter.

»Ja, in Kensington.« Er blickte zu ihr herüber. »Damals konnte die Mittelschicht sich das noch leisten.«

»Und dann Oxford«, sagte sie ruhig.

Er schien überrascht zu sein, dann nickte er. »Stimmt. Ich habe erst den B. A. und dann noch einen Abschluss gemacht. In

Arabistik.«

»Sie müssen gut gewesen sein, wenn man Sie weitermachen ließ.«

»Ich hab gerade so ein Sehr gut geschafft. Mein Tutor war genauso überrascht wie ich.«

»Sie hätten einen tollen Job in der City kriegen können.«

Er dachte kurz darüber nach. »Vielleicht, aber Banken haben mich nie interessiert.«

»Warum haben Sie sich beim MI5 beworben? Mit dem Arabisch-Studium hätte ich gedacht, dass Sie zum MI6 gehen.«

»Ach, ich weiß nicht. Der MI5 macht doch die echte Arbeit«, sagte er mit einem leisen, entschuldigenden Lachen, das sie reizvoll fand. Er wirkte bei der Arbeit so selbstsicher, dass es erfrischend war, wenn er sich selbst nicht ganz ernst nahm. »Aber jetzt sind Sie dran«, sagte er und beschleunigte, um bei Gelb durchzukommen, was Liz guthieß, denn sie hasste übervorsichtige Fahrer. »Wie lange sind Sie schon dabei?«

»Fast fünfzehn Jahre.«

»Niemals«, erwiderte er. »Sie sind viel zu jung.«

»Mit Schmeichelei kommen Sie nicht weiter.«

»Na, jedenfalls nicht nach Kentish Town«, sagte Tom, als sie an einer Ampel hielten und er sich ratlos umsah.

Die nächsten zehn Minuten konzentrierte sich Liz darauf, ihm den Weg zu beschreiben, bis sie plötzlich merkte, dass sie in ihre Straße bogen und der Abend, jedenfalls was Tom Dartmouth betraf, vorüber war. Und wenn man dachte, dass sie vor Belfast sogar die Wohnung sauber und vorzeigbar gemacht hatte, sagte sich Liz, was selten vorkam, wenn sie bei der Arbeit so eingespannt war.

Sie fragte sich, ob sie ihn hineinbitten sollte – sie bedauerte

noch immer ihren Ärger am Nachmittag und genoss seine Gesellschaft. Sie hatte nicht viel über ihn erfahren, dachte sie, aber er schien nicht nur attraktiv, sondern auch sympathisch zu sein.

Vor dem Haus fuhr er auf einen leeren Parkplatz und ließ den Motor laufen. Zögernd sagte Liz: »Es ist nett, dass Sie mich nach Hause gefahren haben. Ihre Familie wartet sicher schon auf Sie.«

Er blickte verblüfft. »Familie?«

»Ich dachte, Sie wären verheiratet.« Liz sah keinen Sinn darin, um den heißen Brei herumzureden.

»Wer hat Ihnen denn das gesagt?«

»Dave Armstrong natürlich, wer sonst?«

Tom schüttelte ein wenig erstaunt den Kopf. »Bei Kentish Town lag er richtig, aber nicht bei mir. Ich war verheiratet, das stimmt schon, aber ich bin geschieden.«

Er sagte es leidenschaftslos und ließ nichts von dem Gefühlsgepäck erkennen, das geschiedene Männer so oft mit sich herumtrugen – manche waren verbittert, andere immer noch in ihre Exfrauen verliebt, ein paar fröhlich wie Schuljungen, von einer Xanthippe befreit zu sein, über die sie nur allzu gern redeten. Was für eine Erleichterung, nichts davon in Toms Stimme zu hören, bloß die trockene Bestätigung einer Tatsache.

Und zum Teil deswegen dachte Liz wieder daran, ihn hineinzubitten. Warum nicht? Es war nicht, als würde sie sich ihm an den Hals werfen; das hatte sie überhaupt nicht vor. Es wäre aber nett gewesen, ihn besser kennenzulernen und zu erfahren, was hinter der Fassade beruflicher Kompetenz lag. Sie stand kurz davor, ihn zu fragen, ob er auf einen Kaffee

reinkommen wolle, als er demonstrativ auf die Uhr schaute. »Ich glaube, ich lasse Sie jetzt mal Ihren Schönheitsschlaf nehmen. Würde mir auch ganz guttun. Ich hab die letzten zwei Wochen nur geschuftet.«

Sie nickte ein wenig enttäuscht, obwohl sie eigentlich wusste, dass sie auch erschöpft war und früh schlafen gehen musste. Dann fügte er gut gelaunt hinzu: »Jetzt, wo ich weiß, wie ich herkomme, könnten wir das ja mal wiederholen.«

»Was?«, fragte sie scherzhaft. »Noch eine Fahrt nach Hause?«

»Warum nicht? Ein Onkel von mir war Chauffeur. Ich bin sicher, ich hab ein paar Gene von ihm geerbt.«

Liz war ein bisschen überrascht, denn sie hatte Tom als durch und durch zur Mittelschicht gehörig eingeordnet. »Gehen Sie je auf Hampstead Heath spazieren?«, fragte er.

»Manchmal im Sommer. Es ist abends so schön frisch da oben. Warum?«

»Ich bin da als kleiner Junge mit meinem Vater hingegangen. Er war ganz verrückt auf Drachensteigen, aber leider ungeschickt. Wir haben Stunden gebraucht, sie in die Luft zu kriegen.« Er lachte leise, als stelle er sich das Ungeschick seines Vaters vor.

»Einen Samstag hat er dann einen neuen Drachen mitgebracht und sagte, der wäre was ganz Besonderes. Es war Herbst, und wir sind gleich nach Hampstead Heath gegangen, weil es nachmittags so früh dunkel wurde. Der Wind war unheimlich stark – wie eine Bö in einem Seefahrerfilm. Der Drachen war doppelt so groß wie ich, und ich war sicher, wir würden ihn nie in die Luft kriegen. Aber irgendwie haben wir es geschafft, und dann ist er stundenlang geflogen.« Einen Augenblick schien er in seinen Erinnerungen versunken. Dann

erwachte er aus seinem Tagtraum, wandte sich zu Liz und lächelte.

»Was haben Sie in Nordlondon gemacht?«, fragte sie.

»Oh, wir haben in der Gegend gewohnt. Obwohl es damals nicht so wohlhabend war.« Er deutete auf die Häuser. Liz' Nachbarn waren Rechtsanwälte, Lehrer, Steuerberater – die Arbeiter in ihrer Straße waren schon vor langer Zeit in billigere Gegenden abgewandert.

»Sie sagten doch, Sie wären in Kensington aufgewachsen.«

Er nickte. »Stimmt, aber nachdem mein Vater starb.« Er lächelte wehmütig. »Er wurde auf dem Weg zur Arbeit überfahren. Nachdem meine Mutter wieder geheiratet hatte, zogen wir nach Kensington. Man könnte sagen, sie hat sich verbessert.« Er sagte es ebenso beiläufig, aber Liz spürte echte Feindschaft unter seinem milden Spott.

Sie verabschiedeten sich, und Tom wartete, bis Liz die Tür aufgeschlossen und gewinkt hatte, bevor er wegfuhr. Als sie ihre Wohnung betrat und das Licht anmachte, nickte sie zufrieden über die Ordnung. Tom weiß nicht, was er verpasst, dachte sie amüsiert, da die Wohnung in drei bis vier Tagen wieder im Normalzustand des mühsam kontrollierten Chaos sein würde.

Sie kickte die Schuhe weg, goss sich ein Glas Sauvignon aus der offenen Flasche im Kühlschrank ein und setzte sich dann auf den einen bequemen Stuhl. Sie merkte, wie sehr sie Tom Dartmouth an diesem Abend gemocht hatte, obwohl nicht aus den Gründen, die ein Außenstehender vielleicht beobachtet hätte.

Ja, er war auf eine markante Art gut aussehend, die manche Frauen bestimmt zur Ohnmacht trieb; ja, er machte seinen Job hervorragend, er war energisch, aber zugleich raffiniert,

hochgebildet, doch ohne einen mit seiner Gelehrsamkeit zu Tode zu langweilen.

Nichts davon hatte Liz besonders beeindruckt. Was sie persönlich angesprochen hatte, war etwas anderes. Es war Toms trockener Humor, der sie vor allem ansprach – besonders seine sanfte Selbstironie. Und er schien sich anzustrengen, um zu zeigen, dass er nicht so ehrgeizig war wie sein Lebenslauf. Sie mochte die Art, wie er sagte, er habe »gerade so ein Sehr gut geschafft«, obwohl sie von Watts, seinem arroganten Professor am Merton College, wusste, dass er den besten Abschluss seines Jahrgangs gemacht hatte. Und er hatte keine Angst, seine Niederlagen zuzugeben, wie bei dem Agenten Fahdi, den er in Afghanistan verloren hatte, oder zu zeigen, wie tief ihn das erschüttert hatte.

Aber die Bescheidenheit und der Sinn für Humor waren nicht das, was Liz jetzt auffiel. Unter Toms lockerer Art spürte sie eine tiefe, versteckte Traurigkeit, die er schon vor langer Zeit begraben hatte. Er trägt eine Wunde, dachte sie, wie ein Veteran ein verkapseltes Stück Schrapnell. Irgendwie bezweifelte sie, dass Tom oft von seinem Vater sprach – sie war geschmeichelt, dass er es bei ihr getan hatte.

Bleib mal auf dem Teppich, sagte sie sich, eingedenk der Tatsache, dass sie gerade niemanden hatte, der ihr nahestand. Dennoch war sie von Tom Dartmouth ein bisschen fasziniert und fragte sich, wie lange es dauern würde, bis er wieder anbot, sie nach Hause zu fahren. Hoffentlich bald, hoffte sie, trank den Wein aus und beschloss, früh schlafen zu gehen. Dann lachte sie, als sie sich vorstellte, sie stände mit erhobenem Daumen wie eine Anhalterin vor dem Fahrstuhl in der vierten Etage von Thames House.

Drei Tage später besuchte Rose Love, ein recht neues Mitglied der Ermittlungsabteilung, Judith Spratt in der Operationszentrale. Judith mochte die erst vor wenigen Monaten eingestellte Frau und versuchte sie zu ermutigen, denn obwohl Rose einen sehr guten Abschluss der Universität York hatte und auffallend hübsch war, wirkte sie sehr unsicher. Trotz der großen Aufmerksamkeit ihrer männlichen Kollegen setzte sie sich ungern durch, auch wenn es angebracht gewesen wäre. Jetzt sprach Rose kaum lauter als mit einem Flüstern. »Tut mir leid, wenn ich störe, aber es geht um die Videoüberwachung.«

»Ja«, sagte Judith laut mit unverhohlener Ungeduld. Zweifellos gab es wieder ein Hindernis – eine Diskette, die ein Ladenbesitzer gelöscht hatte, oder undatiertes Material von den Sicherheitsleuten des Supermarkts. Sie wollte Rose schon sagen, sie solle weitermachen, so gut es gehe, dann zwang sie sich, geduldig zu sein und das Mädchen ausreden zu lassen.

»Es ist nur, weil wir vielleicht etwas gefunden haben – ich bin nicht sicher.«

Bei Rose bedeutete das schon fast, sie sei ganz sicher, und Judith horchte sofort auf. »Ich seh's mir an«, sagte sie und stand auf.

Zehn Minuten später rief Judith Tom Dartmouth in den Raum eine Treppe tiefer, und beide schauten auf einen Monitor, während Rose das Material Bild für Bild zeigte. »Da!«, sagte

Judith scharf, und das Bild blieb stehen. Es war nicht sehr klar, aber man sah deutlich drei Gestalten vor dem Ladentisch, wo sie die Kamera aufgenommen hatte, die in zwei Metern Höhe über der Lucozade-Uhr angebracht war. Die Männer waren südasiatischer Herkunft – eine Mischung aus Hautfarbe und Kleidung erzeugte diesen deutlichen Eindruck – und schienen jung zu sein. Keiner blickte in die Kamera oder zu Irwin Patel, der sie bediente. Die Zeitangabe stand bei 20.24.

»Tut mir leid, aber Sie erklären mir das besser«, sagte Tom Dartmouth entschuldigend. »Ich war bei diesen Sachen nie sehr gut – sieht alles wie Ultraschallbilder für mich aus.«

»Der Mann am Ladentisch. Wir glauben, er passt zu einem der Fotos aus Holland.« Judith gab ihm einen Ausdruck, der im Gegensatz zu dem eingefrorenen Videobild hochaufgelöst und klar war. Das Gesicht darauf war ein sympathisch wirkender Jugendlicher von südasiatischem Aussehen, halb Mann, halb Junge, der versuchte, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen, und einen leichten Überbiss und ein breites Lächeln hatte.

»Man hat ihn als Rashid Khan identifiziert. Er ist neunzehn und kommt aus Wolverhampton.«

»Okay«, sagte Tom nachdenklich, »aber wo ist er auf dem Bild?« Er lachte selbstironisch. »Ich möchte nicht politisch unkorrekt klingen, aber ich könnte nicht sagen, welcher von den dreien er sein soll.«

»Sehen Sie noch mal hin«, sagte Judith. »Der Mann vor dem Ladentisch. Fällt Ihnen was Ungewöhnliches an ihm auf?«

Tom hielt den Kopf nah an den Bildschirm. »Er ist nicht sehr groß, oder?«

Judith nickte. »Einen Meter siebenundfünfzig, um genau zu sein. Jedenfalls nach dem Passantrag von Rashid Khan. Aber

das ist nicht alles – gucken Sie sich das Gesicht genau an.« Tom gehorchte. »Der gleiche Schnurrbart oder ein Versuch dazu. Die gleichen leicht vorstehenden oberen Zähne.«

»Kann nicht sagen, dass ich das sehe«, gab Tom zurück.

Plötzlich äußerte sich Rose Love. »Es ist sehr schwierig«, sagte sie und schien dann wieder in ihre Schüchternheit zurückzufallen, bis etwas sie zum Weiterreden drängte. »Wenn Sie sich so was mehrere Stunden täglich ansehen, wirkt alles viel klarer. Genau wie bei den Ultraschallbildern, von denen Sie sprachen – die Eltern sehen gar nichts, aber für den Arzt ist es völlig klar.« Danach errötete sie und verstummte, während Judith sie angenehm überrascht über diesen Einwurf anschaute.

Tom erhob kapitulierend die Hände. »Sie sind die Experten. Wenn Sie sagen, es stimmt überein, muss ich das akzeptieren.«

»Wir *glauben*, es stimmt überein«, sagte Judith. »Es gibt keine Garantie.«

»Natürlich«, sagte Tom. »Aber angenommen, Sie haben recht, wer zum Teufel ist Rashid Khan?«

»Wir haben keine Akte unter diesem Namen«, antwortete Judith. »Ich rede gleich mit Dave Armstrong«, fügte sie hinzu, als sei es ihre Verantwortlichkeit, einen Verdächtigen zu identifizieren, aber die von jemand anderem, ihn zu finden.

Zuerst meinte Irwin Patel, der Polizist sei zurückgekommen, um die Videobänder wiederzubringen, die er vor einer Woche abgeholt hatte. Diesmal wurde er aber von einem Mann im grauen Parka begleitet. »Können wir kurz hinten im Laden mit Ihnen sprechen?«, fragte der Polizist.

»Oscar«, rief Irwin und gab seinem Sohn ein Zeichen, auf die Kasse aufzupassen, dann führte er die beiden Männer in den

kleinen Lagerraum, der auch als Büro und Pausenraum diente.

»Ja, meine Herren«, sagte Irwin höflich, aber ein wenig nervös.

Der Mann im Parka sagte: »Wir haben Bilder auf Ihren Filmen gefunden, für die wir uns sehr interessieren.« Er gab Irwin ein Standbild von der Überwachungskamera, der es genauer studierte.

»Können Sie sich erinnern, diesen Mann bedient zu haben?«

Irwin dachte angestrengt nach. Er wollte gern helfen, aber fast die Hälfte seines Umsatzes kam von Kunden, die den Laden nur ein einziges Mal betraten. »Nein«, sagte er schließlich.

»Oder die Männer hinter ihm?«

Irwin starrte eine Weile auf das Foto. Der Streifenpolizist sagte ungeduldig: »Können Sie sich nicht an drei Männer wie diese erinnern? Es war wahrscheinlich letzten Montag, wenn Ihnen das hilft.«

Irwin war versucht zu sagen, diese Kunden sähen für ihn alle gleich aus, sagte aber stattdessen: »Ich schätze, ich habe jeden Tag mehr als fünfzig pakistanische oder indische Kunden unter dreißig Jahren. Manche kommen allein, manche mit einem Freund und manche« – er schaute den Polizisten direkt an – »kommen mit zwei Freunden. Ich erkenne keinen von ihnen wieder.«

Der Beamte seufzte, aber der Mann im Parka wirkte gelassen. »Wie ist es mit diesem Mann?«, fragte er und gab Irwin ein anderes Foto. Es war das gleiche, das Judith Spratt unter den ungefähr fünfhundert Bildern gefunden hatte, die wenige Tage zuvor von ihrem holländischen Kollegen kamen.

Ob wegen der Klarheit des Bilds oder der Frontaleinstellung, diesmal hellte Irwins Miene sich auf. »Ich habe diesen Mann

schon mal gesehen!«, erklärte er. »Hier im Laden.«

»Haben Sie mit ihm geredet?«

Irwin zuckte die Achseln. »Muss ich wohl. Er war ein Kunde. Aber wahrscheinlich bloß ›Danke‹ oder ›Hier ist Ihr Wechselgeld‹. Nicht mehr. An seine Stimme kann ich mich nicht erinnern«, fügte er hinzu, denn er hatte plötzlich die Sorge, die beiden Männer erwarteten das von ihm.

»Macht nichts. Wissen Sie zufällig noch, was er gekauft hat?«, fragte der Mann in Zivil.

»Ja. Er hat Blättchen gekauft, für Zigaretten. Ich erinnere mich daran, weil er sehr klein war. Nicht viel über einen Meter fünfundfünfzig«, sagte er, stolz auf seine ein Meter neunundsechzig. »Ich weiß noch, dass ich ihm sagen wollte, Rauchen ist schlecht für das Wachstum.«

Hierauf musste sogar der mürrische Streifenpolizist lachen. Er schaute zu dem Mann neben sich. Er wusste nicht, ob er zum Staatsschutz oder zu einer höheren Behörde gehörte, aber er war kein übler Kerl – er wollte mit seinem Vornamen Dave angeredet werden. Und Dave war jetzt glücklich.

Miss Prideaux' Bemerkung, es habe ihr »so leidgetan«, als sie von der Sache mit Ravi hörte, ging Liz seit dem Tag in Oxford nicht mehr aus dem Kopf. Sie sah Judith Spratt als Freundin an, aber Judith hatte ihr nicht erzählt, dass ihr Mann ein Problem

habe. Liz war immer gut mit Ravi Singh ausgekommen, einem gut aussehenden verwestlichten Sikh, der sehr viel Geld in einer Investmentbank in der City verdiente. Ihre Ehe hatte immer so glücklich gewirkt, dass Liz sich fragte, ob Ravi vielleicht krank war.

Normalerweise hätte Liz nicht daran gedacht, das Eheleben von Kollegen unter die Lupe zu nehmen, aber Judith stand auf der Liste der Verdächtigen. Als sie die Personalabteilung gefragt hatte, ob Judith in jüngster Zeit etwas über Ravi erwähnt hatte – sie alle waren verpflichtet, jede Veränderung in ihrem Familienleben anzugeben –, bekam sie eine negative Antwort. Liz wurde unbehaglich. Sie musste selbst mit ihr reden.

Sie war schon jetzt in trüber Stimmung. Am vorigen Abend hatte sie ihre Mutter angerufen, die nachmittags wegen ihrer Tests bei Dr. Barlow gewesen war.

Das Telefon in Bowerbridge schien ewig zu klingeln, und Liz wollte schon aufgeben, als ihre Mutter schließlich antwortete. »Hallo, Schatz«, sagte sie. »Ich hab ein paar Rittersporne im Garten gepflückt. Er ist dieses Jahr wundervoll. Du solltest herkommen, bevor er verblüht ist.«

Wie typisch für die Prioritäten ihrer Mutter, dachte Liz mit der Mischung aus Zärtlichkeit und Verärgerung einer Tochter. »Was hat Dr. Barlow gesagt?«

Ihre Mutter hielt inne, ihre normale Reaktion auf die Direktheit ihrer Tochter. »Es ist nicht so schlimm, Liz.«

»Gut«, sagte sie und versuchte fröhlich, nicht ungeduldig zu klingen. »Erzähl mir, was er gesagt hat.«

»Also, anscheinend könnte es ein kleines Problem geben. Er will, dass ich zu einem chirurgischen Eingriff ins Krankenhaus gehe.«

»Was für einem Eingriff, Mutter?«

»Sie haben eine Geschwulst gefunden und wollen wohl sehen, was es ist. Eine Biopsie?« Sie sagte es so zögernd wie den lateinischen Namen einer Rosenart.

Nur meine Mutter kann einen Tumor so klingen lassen wie ein gärtnerisches Phänomen, dachte Liz. »Wann?«

»Samstag in einer Woche. Es dauert nicht lange.«

Sie muss über Nacht dableiben, dachte Liz und sagte sofort, sie werde am Freitag davor kommen. Der Protest ihrer Mutter dauerte nicht lange, und Liz hörte an ihrer Stimme, dass sie erleichtert war, und auch, dass sie Angst hatte.

Während sie jetzt an ihrem Schreibtisch saß, traten ihr plötzlich Tränen in die Augen. Sie war nachts mit dem Gedanken an Marzipan aufgewacht, an die Jagd nach dem Maulwurf, die nirgendwohin zu führen schien, an die Terroristen auf freiem Fuß und schließlich an die Tests ihrer Mutter. Zu allem Überfluss musste Liz nun auch noch mit Judith reden, weil sie auf ihrer Liste stand. Und das Schicksal wollte es, dass sie später am Vormittag auf dem Weg zu Peggy auf dem Korridor fast mit ihr zusammenstieß. Judith war elegant wie immer in einem rehbraunen Rock und cremefarbenen Kaschmirpullover und schien in Eile zu sein. Als Liz Hallo sagte, blieb sie zunächst nicht stehen.

»Hast du einen Moment Zeit, Judith?«, rief sie ihr nach.

Ihre Freundin verlangsamte den Schritt, obwohl ihre Körpersprache große Anspannung ausdrückte. »Entschuldige, Liz, ich hab's gerade sehr eilig.«

»Okay«, sagte Liz und wollte fragen, wann sie Zeit hätte, als wie aus dem Nichts Dave Armstrong erschien. Er klopfte Liz spielerisch auf die Schulter. »Hat Peggy dich gefunden? Sie ist

wegen irgendwas völlig aus dem Häuschen.«

»Ich bin gerade auf dem Weg zu ihr. Wart mal einen Moment«, fügte sie hinzu und wandte sich wieder zu Judith. Doch diese war schon weitergegangen. Verdammt, dachte Liz wegen ihres eigenen Widerwillens, sich ihre Freundin vorzuknöpfen. Offensichtlich will sie auch nicht mit mir reden. Verdammt!

Sie fand Peggy im Sitzungsraum. »Dave hat gesagt, du willst mich sprechen?«

»Wir haben's geknackt!«, verkündete Peggy aufgeregt.

»Bitte?«

»Technik-Ted. Er hat es endlich geschafft. Sieh mal.« Sie schob einen kleinen Stapel Laserausdrucke über den Tisch.

Liz setzte sich und blätterte die ersten Seiten durch, verblüfft über die anscheinend ungeordnete Masse von Anzeigen und Ankündigungen aus irgendeiner Publikation. »Was ist das?«

»Tut mir leid«, sagte Peggy. »Auf der nächsten Seite. Ich habe einen Kreis drum gemacht.«

Als Liz umblätterte, sagte Peggy: »Es ist der Vortrag, den Liam O'Phelan in Oxford hielt.«

»Von Boston bis Belfast: Englands schmutziger Krieg in Nordirland und Übersee« Dr. L. O'Phelan, St. Antony's College. 19.30.

Liz' Puls raste, aber nicht, weil Peggy Kinsolvings Aufregung ansteckend war. Ihre jüngere Kollegin war aufgedreht, weil es Technik-Ted gelungen war, die Diskette zu lesen – sie hatte solche Bedeutung gewonnen, weil ihr Inhalt ein Geheimnis geblieben war. Das passierte oft bei Untersuchungen, dachte Liz; je schwerer ein Geheimnis zu enthüllen war, desto größer

wurde sein Gewicht.

Sie spürte aber, dass hier etwas war, dem sich zu folgen lohnte. O’Phelans Thema deutete auf ein Interesse an der aktuellen irischen Politik hin, ganz im Gegensatz zu seinem abgehobenen historischen Gerede über Charles Stewart Parnell. Es deutete auch auf eine stark republikanische und antibritische Haltung hin. Vielleicht hatte er seine Ansichten seitdem geändert oder zumindest gemildert, aber Liz bezweifelte, dass er sehr viel abgeklärter geworden war.

»Gut gemacht«, sagte sie zu Peggy, und das meinte sie ernst, denn jetzt musste sie wieder mit O’Phelan reden und sein Interesse am »schmutzigen Krieg« erforschen. Aber das musste warten. Zuerst würde sie schauen, was Jimmy Fergus über den wendigen, intelligenten Dozenten aus Belfast ausgrub. Und davor warteten noch größere Brocken. Ihr fiel ein, dass sie bis auf Tom Dartmouth noch mit keinem Verdächtigen auf der Liste direkt gesprochen hatte.

Zum zweiten Mal in einem Monat fuhr Dave Armstrong nach Wolverhampton. Die Fahrt hätte nur zwei Stunden dauern sollen – zumindest bei Daves Fahrstil –, aber wegen eines Staus am Autobahnkreuz von M 6 und M 46 waren es fast drei, bevor Dave mit einem Beamten vom örtlichen Staatsschutz bei McDonald’s saß. Am Abend vorher hatte Dave, der sich für

relativ fit hielt, eine Fernsehdokumentation über die Folgen von McDonald's-Essen gesehen und beobachtete nun fasziniert, wie der Beamte einen Big Mac, eine große Portion Pommes frites und einen Schokoladenshake vertilgte. Dave trank nur einen schwarzen Kaffee, der so heiß war, dass er sich beim ersten Nippen die Zunge verbrannte.

Der Staatsschutzmann unterdrückte einen Rülpsen und sagte dann: »Sie haben uns noch nicht genau gesagt, wie wir die Sache anpacken sollen. Ich habe bewaffnete Leute in Bereitschaft, aber Sie meinten am Telefon, wir sollten behutsam vorgehen.«

»Wissen wir, wer im Haus ist?«

»Nicht exakt. Es ist ein Wohnhaus, die Familie heißt Khan. Seriöses Ehepaar, er ist Vertreter für Restaurantbedarf, sie arbeitet Teilzeit in einer Wäscherei. Drei Kinder – alles Teenager. Zwei Jungen und ein Mädchen. Der Verdächtige ist der Älteste, aber soweit wir wissen, ist er noch nicht ausgezogen.«

Dave hatte sein Vorgehen bereits geplant. Er hatte keinesfalls vor, sein Leben oder das eines Beamten beim Betreten des Hauses von Rashid Khan zu riskieren. Er wusste genau, wie viel Schaden ein unverhältnismäßiges Vorgehen anrichten konnte. Wenn Rashids Familie im Haus war, schien es unwahrscheinlich, dass die Anwesenheit von Polizei eine bewaffnete Reaktion auslösen würde, zumindest nicht gleich, oder Rashid sich in die Luft sprengen würde, sobald er merkte, dass die Polizei vor der Tür stand, aber Dave hatte nicht vor, etwas zu riskieren.

»Ich würde es nicht behutsam nennen, aber ich möchte, dass zuerst nur jemand an die Tür klopft. Ich möchte versteckte Rückendeckung, die bewaffnet und auf Ärger vorbereitet ist,

aber sie sollen nicht eingreifen, bis sie sehen, was die Reaktion ist.«

»Und wer ist der Mann an der Tür?«

»Ich«, sagte Dave.

Er klingelte und wartete. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wie hilflos er unbewaffnet war, wenn jemand mit einer Pistole öffnete. Zu seiner Überraschung öffnete ein Mädchen im Teenageralter in Schuluniform.

»Ja?«, fragte sie schüchtern. Es war Teezeit, und Dave fragte sich, wer wohl noch im Haus war.

»Ich bin von der Sozialkasse und hätte gern mit Rashid Khan gesprochen«, sagte Dave. »Es ist nur eine Routineüberprüfung seines Anspruchs. Ist er da?«

Ihr Erstaunen wirkte echt. »Nein, aber warum? Ist er in Schwierigkeiten?«

»Ist Ihr Vater oder Ihre Mutter zu Hause?«

Zehn Minuten später wurde das Erstaunen von Rashids Vater immer größer. »Sind Sie sicher, dass Sie *unseren* Sohn suchen?«, fragte er erneut.

»Leider ja«, antwortete Dave geduldig.

»Das ergibt keinen Sinn. Das kann nicht mein Sohn sein. Er hat uns alles erzählt.«

»Alles?«, fragte Dave, der von den Eltern nichts erfahren hatte, was die Entfremdung ihres Sohns erklärte – sie glaubten, Rashid sei in Holland, um vor dem Studium ein Praktikum zu machen.

»Alles«, erklärte der Vater unnachgiebig.

»Warum wissen Sie dann nicht, wo er jetzt ist?«

Er fuhr mit ungewöhnlicher Vorsicht nach Wokingham, hielt alle Geschwindigkeitsbeschränkungen ein und achtete auf Kameras. Dann stellte er den Wagen auf einem bezahlten Parkplatz im Zentrum ab und nahm ein Taxi am nahe gelegenen Taxistand. Die Adresse, die er dem Fahrer sagte, lag in einer Wohnsiedlung am Stadtrand. Auf die fröhliche Unterhaltung des Fahrers antwortete er zunächst nur mit Grunzen, als der Fahrer aber weiterredete, nahm er einen breiten West-Country-Akzent an und sagte, sein Kricketteam sei Taunton Town. Wie geplant, brachte das den Fahrer zum Schweigen. Als sie Avon Circle Crescent 17 erreichten, stieg er aus und gab dem Fahrer ein unspektakuläres Trinkgeld von zehn Prozent.

Diese Adresse war nicht das Ziel des Reisenden. Er wartete, bis das Taxi weg war, dann ging er am brandneuen Spielplatz entlang bis ans Ende des Crescent und zum Somerset Drive, einer Reihe neuer kleiner Backsteinhäuser, jedes mit etwas Rasen vor der Tür und einem kleinen Garten dahinter.

Bei Nummer 48 ging er rasch zum Haus und wollte gerade klingeln, als die Tür geöffnet wurde. Grußlos trat er ein und blieb in der Diele stehen.

»Wo sind die anderen beiden?«

»Oben, sie gucken fern. Wollen Sie sie sehen?«

»Nein, lass sie in Ruhe.«

Der Besucher setzte sich aufs Sofa, behielt aber den Regenmantel an. Er gab Bashir Siddiqui ein Zeichen, sich

gegenüber auf den einzigen Stuhl im Zimmer zu setzen. »Die haben eine Spur. Sie haben die Überwachungskameras in der Umgebung der Gasse überprüft, wo der Bursche aus dem Buchladen lag, und einen von euch in einem Laden identifiziert, Rashid.«

»Woher wussten sie, wer er war?«, fragte Bashir erstaunt. Rashid war auch deshalb ausgewählt worden, weil es in England keine Akte über ihn gab.

»Einer von Abu Sayeds Leuten hat an dem Tag, als ihr im Buchladen sein solltet, aus Holland angerufen. Der Anruf wurde zurückverfolgt, und die holländischen Sicherheitsleute schickten Fotos rüber. Eines davon war von Rashid; als sie es mit den Bildern der Überwachungskamera verglichen haben, gab es eine Übereinstimmung.«

Bashir stöhnte. Er hatte an jenem Abend nicht in einen Laden gehen wollen, aber Rashid hatte darauf bestanden. Aus Sorge, der kleine Mann könnte die Nerven verlieren, hatte Bashir widerwillig nachgegeben.

»Hör zu, ich will nicht aufdröseln, wer schuld ist«, sagte der Besucher. »Jetzt ist wichtig, dass du mir sehr genau zuhörst und tust, was ich sage.«

Er starrte Bashir mit harten Augen unverwandt an, bis Bashir den Blick erwiderte und unterwürfig nickte. Dann sagte er: »Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass sie euch auf den Fersen sind. Sie wissen von Rashid, aber sie haben keine Ahnung, wo er ist. Wenn ihr nicht noch mehr dumme Fehler macht, haben sie keine Chance, es herauszufinden.«

»Was soll ich tun?«

»Du sollst gar nichts tun. Weil ihr etwas getan habt, seid ihr fast geschnappt worden. Haltet still. Ab jetzt gibt es keine

Kommunikation nach draußen – vor allem nicht mit Abu Sayed oder jemandem aus seiner Umgebung. Überlass das mir, hast du verstanden? Keiner von euch darf mit irgendjemandem in Verbindung treten, außer wenn ihr Kontakt zu mir aufnehmen müsst.« Er schaute zur Decke hoch. »Mir ist egal, für wie sicher sich diese Jungs halten oder wie vorsichtig sie zu sein glauben, lass sie mit niemandem sprechen. Kein Handy, keine SMS, nicht mal ein Internetcafé. Ist das klar?«

Bashir nickte wieder, denn er fühlte sich gut, wenn er den Befehlen des Engländers folgte. Schließlich hatte der Engländer ihn rekrutiert, nicht Abu Sayed oder irgendein anderer Imam. Er fragte zögernd: »Dürfen wir das Haus verlassen?«

Der Mann dachte einen Moment nach. »Ja. Die Nachbarn würden es seltsam finden, wenn keiner von euch rein- oder rausgehen würde. Aber nicht alle drei zusammen. Und halte Rashid vom Stadtzentrum fern.«

»Soll ich ihm sagen, dass er identifiziert worden ist?«

»Wie würde er darauf reagieren?«

Bashir dachte an den Abend, als sie den Jungen aus dem Buchladen erwischt hatten. Rashids Aufregung war vorher deutlich sichtbar gewesen, obwohl seine einzige Aufgabe darin bestand, den Lockvogel zu spielen. Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, es würde ihm sehr viel Angst machen. Er könnte in Panik geraten.«

Der Engländer nickte. »Dann hast du die Antwort.« Er stand auf und schüttelte Bashir die Hand. »Wenn ihr ruhig bleibt, wird alles gut. Es dauert nicht mehr lange.«

Patrick Dobson verbrachte ein paar Tage zu Hause. Er hatte sich den Handknöchel gebrochen, als er im Garten beim Zurückschneiden einer Glyzinie von der Leiter gefallen war. Liz hatte beschlossen, ihn mit Peggy zu besuchen, statt auf seine Rückkehr zu warten. Ihrer Erfahrung nach konnte man viel über eine Person an ihrem Zuhause erkennen, und sie hoffte, die Fahrt würde keine Zeitverschwendung sein.

Während der Fahrt hatten Peggy und Liz sich fast verfahren, als sie durch ein scheinbar endloses Labyrinth von Vorstadtstraßen voller Villen mit großen Gärten kamen.

Schließlich erreichten sie das Haus der Dobsons, ein pseudoelisabethanisches braunes Backsteinhaus aus den Dreißigerjahren mit Giebeln und Balken aus weißem Gips. Peggy sagte: »Ich wusste nicht, dass der MI5 so gut zahlt.« Manchmal war schwer zu unterscheiden, ob Peggys Äußerungen unschuldig oder ironisch waren, aber diesmal war ihre Bissigkeit nicht zu überhören.

Liz lachte. »Wahrscheinlich haben die Dobsons noch eine andere Einnahmequelle.«

Patrick Dobson war noch keine vierzig, aber sein Haus wirkte seltsam älter. Was Dobson vornehm seinen Salon nannte, besaß eine Förmlichkeit, die überhaupt nicht zu einem noch relativ jungen MI5-Beamten passte. Er war mit Eiche getäfelt und hatte einen großen pseudoelisabethanischen Kamin und Fenster mit Bleiverglasung. Das Sofa, auf dem Liz und Peggy

saßen, war mit Chintz bezogen und weich wie ein Daunenkissen, die Stühle waren aus Mahagoni, und der Teppich hatte eine stumpfe graugrüne Farbe. An den Wänden hingen Familienporträts neben Aquarellen mit Kolonialmotiven aus dem neunzehnten Jahrhundert – eine Elefantenprozession in Delhi und eine antike handkolorierte Karte der Verbotenen Stadt in Peking.

»Was für ein schönes Zimmer«, sagte Peggy Kinsolving.

Wenn man so was mag, dachte Liz sarkastisch.

Dobson dankte Peggy für das Kompliment und fügte hinzu: »Es war das Haus meiner Schwiegereltern. Der Vater meiner Frau war in der Kolonialverwaltung. Sie hat es nach ihrem Tod geerbt.«

Das ist die Erklärung, dachte Liz. Sie wusste aus den Akten von seinem Schwiegervater. Er war Distriktverwalter in Uganda gewesen. Gott sei Dank müssen wir nicht versuchen, selbst herauszubekommen, warum er in solchem Wohlstand lebt, dachte sie. Ein CIA-Agent in Washington hatte einmal behauptet, sein Lebensstil werde von seiner reichen Frau finanziert, bis sich herausstellte, dass es der KGB war, aber sie glaubte nicht, dass das bei Patrick Dobson auch der Fall war.

Dobson saß ihnen adrett und aufrecht in einem bequemen Sessel gegenüber. Er war ein kleiner Mann mit rundem Gesicht und gerade zurückgekämmtem blondem Haar. In seinem blauen Blazer, den grauen Flanellhosen und der College-Krawatte war er ein Muster an Zuvorkommenheit. Aber steif.

Sie hakten die Fakten seines Lebenslaufs ab – Kindheit in Südlondon, Schulbildung (ein Stipendium für die Alleyn's School in Dulwich), Studium in Oxford, dann die Einstellung beim MI5. Dobson gab zunächst nur kurze Antworten, wurde

nach und nach aber gesprächiger, besonders als sie zu seinem gegenwärtigen Posten im Büro des Direktors kamen. Er sprach so lebhaft darüber und erklärte, was für einen wunderbaren Überblick er über alle Operationen des Dienstes hatte, dass Liz über fünf Minuten lang nicht dazu kam, eine Frage zu stellen.

Sie wollte gerade unterbrechen, als es an der Tür klopfte. Eine Frau kam mit einem Tablett herein – einer Kaffeekanne, Geschirr und einer Platte Kekse. Sie war zu einem eleganten Lunch angezogen, mit hochhackigen Schuhen und einer geblühten Jacke.

»Ah, Teresa. Das sind die Kolleginnen, von denen ich dir erzählt habe.«

Sie nickte höflich und kam mit dem Tablett näher. Dobson stellte alle einander vor, aber es war offensichtlich, dass seine Frau nicht bleiben wollte. »Ich will nicht stören«, sagte sie mit gezwungenem Lächeln, wobei sie nur zu ihrem Mann schaute. »Ich muss zur Kirche und vor dem Lunch vom Women's Institute den Blumenschmuck machen.«

»Natürlich, Liebling. Bis später.«

Liz lehnte sich mit ihrem Kaffee unzufrieden zurück. Sie hatte das Gefühl, wenn sie nicht die Zügel in die Hand nahm, würde sie sich bald in dieser sicheren Vorstadtwelt verlieren. »Wenn ich noch mal auf Ihre Zeit in Oxford zurückkommen dürfte«, sagte sie. »Ich glaube, Sie waren als Student sehr religiös.«

Zum ersten Mal spürte sie eine gewisse Unsicherheit bei Dobson. »Nur im Vergleich mit den anderen Studenten«, sagte er defensiv. »Ich ging jede Woche zum Gottesdienst. Das tue ich immer noch. Meine Frau ebenfalls. Ich glaube nicht, dass daran etwas Ungewöhnliches ist, oder?«

»Natürlich nicht«, sagte Liz freundlich. »Mein Cousin ist Dekan, und eine seiner Töchter möchte Pfarrerin werden.« Genau genommen war der Ehemann einer Cousine Dekan gewesen, und seine Tochter hatte nur so lange eine Berufung gespürt, bis sie einen Freund hatte, aber das würde Liz Dobson nicht erzählen.

Er entspannte sich ein wenig. »Ich nehme an, Sie haben mit dem Kaplan von Pembroke College gesprochen. Als ich mich bewarb, wurde er über mich befragt. Wie geht es ihm jetzt?«

»Gut. Jedenfalls machte er diesen Eindruck.« Egal, wie sarkastisch Hickson über seinen Exstudenten gesprochen hatte, Liz gab gern zu, dass sie ihn besucht hatte.

»War er nüchtern?«

Liz blickte Dobson unbewegt an. »Bei unserem Gespräch ja.«

»Das ist mal was Neues«, gab Dobson zurück und gewann sein Selbstvertrauen zurück. Er hatte seinen Kaffee nicht angerührt.

Liz lächelte diplomatisch. »Er sagte, Sie waren in Oxford bei den Jungen Konservativen.«

»Ich war interessiert«, sagte Dobson achselzuckend. »Sagen Sie nicht, das wäre auch ungewöhnlich.« Zum ersten Mal war Schärfe in seiner Stimme.

Liz zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Wahrscheinlich war ich eher ungewöhnlich.« Sie fuhr halb vertraulich fort: »An der Uni war ich mal ziemlich links. Ich wundere mich, dass ich bei der Überprüfung genommen wurde.« Sie lachte. »Es waren zwar nicht die Sechziger, aber es war eine ziemlich politische Zeit. Jeder hat sich wegen der Palästinenser aufgeregt.« Sie hielt inne. »Und natürlich wegen Irland.«

Aber Dobson biss nicht an. »Zu meiner Zeit ging es vor

alles um die Mietsteigerungen«, sagte er trocken.

»Ich verstehe.«

Peggy hatte bis dahin nichts gesagt und sich nur fleißig Notizen gemacht. Nun schaute sie zum ersten Mal auf. »Aber Sie haben irisches Blut, nicht wahr?«, fragte sie.

Dobson starrte sie kalt an. »Ich glaube, eine meiner Großmütter war aus Irland«, sagte er langsam.

»Ist sie hierher emigriert?«

»Emigriert? Was für ein großes Wort – sie hätte wohl gesagt, sie kam wegen der Arbeit her. Es hieß immer«, sagte er neutral, »sie sei Hausangestellte bei einer angloirischen Familie in Galway gewesen. Als die zurück nach London zog, ging sie mit. Sie begegnete meinem Großvater und heiratete ihn.« Er fügte ausdrücklich hinzu: »Er war Engländer. Hatte mehrere Autowerkstätten in Südlondon.« Das sagte er, um ihnen mitzuteilen, sein Großvater sei nicht auch Hausangestellter gewesen, schloss Liz.

»Sie hatte bestimmt viel zu erzählen«, schwärmte Peggy. Liz, die allmählich ihr Geschick bewunderte, Menschen zum Reden zu bringen, lehnte sich zurück und sah zu. »Kannten Sie Ihre Großmutter?«, fragte Peggy.

»Ein bisschen«, sagte er widerwillig. »Sie starb, als ich ein Junge war.«

»Sie muss Irland vermisst haben«, sagte Peggy mitfühlend. »Ist sie mal zurückgefahren?«

»Ich nehme an, dass sie manchmal hingefahren ist.« Er zögerte fast unmerklich. Liz vermutete, er kalkulierte, was sie schon wussten und was sie herausfinden konnten. Er würde sich wundern, dachte sie. Am Tag zuvor hatte ihr Peggy stolz einen Stammbaum der mütterlichen Dobson-Linie gezeigt. Er war

überaus kompliziert, und seine Zweige breiteten sich weit aus. Liz hatte vorgeschlagen, Peggy solle die Fragen über die Familie stellen.

»Einmal bin ich sogar mitgefahren«, gab Dobson zu. »Nach Connemara. Da kam sie her.«

»Wohnen da noch Verwandte?«, fragte Liz so beiläufig sie konnte, um keine defensive Reaktion auszulösen.

Dobson zuckte die Achseln. »Nehme ich schon an. Es war eine typisch irische Familie – meine Großmutter war eines von sieben Kindern.«

»Der Mädchenname Ihrer Großmutter war O'Hare, nicht wahr?«, warf Peggy ein.

Dobson begann zu nicken, hörte aber plötzlich auf. »Woher wissen Sie das?«

Peggy ging nicht darauf ein, schaute auf ihre Notizen und fragte weiter: »Und ihr ältester Bruder hieß Sean, ja?« Sie wartete die Antwort nicht ab. »Er zog vor dem Krieg in den Norden nach Londonderry – wenn die Angaben stimmen, war er etwas älter als sie. Er hatte zwei Söhne, der Älteste hieß Kieran, und Kieran hatte einen Sohn – Patrick. Gleicher Name wie Ihrer. Und er war – oder besser, er ist – Ihr Cousin zweiten Grades.«

Dobson blieb stumm, bis Peggy fertig war. Dann schaute er an ihr vorbei zu Liz. Sie wusste nicht, ob Angst oder Zorn in seinem Blick lag. »Ja?«, fragte er neutral.

»Nun, Ihr Cousin zweiten Grades wurde festgenommen und saß ein Jahr im Maze-Gefängnis«, sagte Liz sachlich. »MI5-Bewerber müssen alle Verwandten angeben, die für ein Verbrechen verurteilt worden sind, in einem englischen Gefängnis gesessen haben oder wegen subversiver Aktivitäten angeklagt wurden. Aber Patrick O'Hare stand nicht auf Ihrem

Formular. Können Sie mir sagen, warum?»

Nach außen war Dobson beeindruckend gefasst. »Wollen Sie auf etwas hinaus?«, fragte er ruhig.

»Wir müssen gründlich sein«, sagte sie fest.

Dobson schaute verärgert. »Ich wusste nichts über diesen Cousin. Wie denn? Herrgott noch mal, ich war fünf Jahre alt, als das passierte.«

»Natürlich«, sagte Liz und wechselte – sehr zu Peggys Erstaunen – schnell zu anderen Punkten.

»Also, was, meinst du?«, fragte Liz, als sie auf die M 3 fuhren. Peggy mochte den Komfort des Audi, war aber wegen Liz' flotter Fahrweise ein bisschen nervös.

»Ich glaube nicht, dass er nichts von seinem Cousin wusste.«

»Warum nicht?«

Peggy dachte nach. Dobson hatte keine der Fragen über die irischen Wurzeln seiner Mutter gemocht. Zunächst hatte sie das als Snobismus abgetan – wahrscheinlich war eine Schweinefarm in Galway nichts Angenehmes für einen Mann, der an einen Lehnssessel in Surrey gewöhnt war. Dennoch hatte er diesen Hintergrund zugegeben, wenn auch nur widerwillig. Dagegen hatte er abgestritten, irgendetwas über seinen IRA-Verwandten zu wissen.

Und Liz war nicht weiter darauf eingegangen. Warum? Peggy fragte vorsichtig: »Warst du nicht überrascht, dass er seinen Cousin zweiten Grades nicht kannte?«

»Es scheint eine ziemlich entfernte Verbindung zu sein«, sagte Liz und starrte auf die Autobahn.

»Wirklich?«, fragte Peggy aufrichtig überrascht, denn sie hatte eine weitläufige Familie, die sie gut kannte – zu gut, dachte sie

manchmal, wenn sie wieder zu einer Hochzeit, einer Taufe oder einem Familientreffen fuhr. »Ich dachte, jeder kennt seinen Cousin zweiten Grades.«

»Nicht unbedingt«, sagte Liz. »Und bei der Bewerbung interessiert man sich besonders für die nächsten Verwandten. Er brauchte seinen Cousin zweiten Grades nicht anzugeben, selbst wenn er ihn kannte.«

»Ganz egal«, erwiderte Peggy standhaft. »Ich glaube immer noch, er war sparsam mit der Wahrheit.«

Liz lächelte, während sie in den Rückspiegel blickte. »Ich übrigens auch.«

»Wirklich?« Peggy war überrascht. Vielleicht hatte Liz den *Advocatus diaboli* gespielt.

»Ich glaube auch, dass er nicht die Wahrheit gesagt hat«, meinte Liz, während sie an der Auffahrt der M 4 direkt auf die Überholspur fuhr. »Aber das hat nichts mit seinem Stammbaum zu tun.«

»Womit dann?«

»Dobson sagte, er war fünf, als sein Cousin interniert wurde.«

Sie schwieg, während sie die Spur wechselte, und Peggy rechnete im Geist. Patrick Dobson war 1968 geboren, sein Namensvetter 1973 interniert worden. »Aber Dobson war wirklich erst fünf«, sagte Peggy, dann hielt sie den Atem an, als Liz einen riesigen Lkw überholte.

»Sicher«, sagte Liz. »Aber die Internierung dauerte vier Jahre. Wieso wusste Dobson also, in welchem Jahr sein Cousin ins Gefängnis kam? Ich hab es ihm nicht gesagt, du auch nicht. Und jetzt denk an seine genauen Worte. Er hat nicht gesagt: ›Ich war noch ein Kind, als dieser Mann, den ich nie kannte, eingesperrt wurde.« Er war sehr präzise: ›Ich war fünf Jahre alt, als es

passierte.« Sie lächelte seitlich zu Peggy. »Ich glaube ihm also auch nicht. Wir wissen aber nicht, ob er aus einem bestimmten Grund log oder nur, weil seine Verwandten ihm peinlich sind.«

26

Rashid wusste nichts von der Warnung des Engländers, seine Identität sei aufgedeckt worden, und Bashir hatte nichts von seiner eigenen Besorgnis gezeigt, obwohl er Rashid und dem anderen eingeschärft hatte, sie sollten mit niemandem in Kontakt treten.

Und Rashid hätte auch gehorcht, ohne Fragen zu stellen, wenn er sich keine Sorgen um seine Schwester Yasmina gemacht hätte. Sie war sechzehn Jahre alt und verletzlich; seit sein Verhältnis zum Islam immer enger geworden war, hatte er in den letzten zwei Jahren versucht, auf sie aufzupassen, und seine Sorge war gewachsen, als sie älter wurde, und noch mehr, als sie anfang, sich mit Jungen anzufreunden, besonders englischen Jungen – Rashid wusste, dass Yasmina ein hübsches Mädchen war, auch wenn seine Eltern es nicht gemerkt hatten.

Sie betete ihren drei Jahre älteren Bruder an, aber es war schwierig für ihn, sie zu beeinflussen. Sie war so offen, und ihre Interessen waren so verschieden von den religiösen Prinzipien, die er nun befolgte.

Er hatte keine Skrupel, seine Familie so plötzlich zu verlassen, denn seine Eltern spielten in seinem geistigen

Kosmos keine Rolle mehr. Er hasste sie nicht, nein, er hatte Mitleid mit ihnen, denn er sah, dass sie als Einwanderer der ersten Generation aus einer fremden Gesellschaft jedes Gefühl für ihre Herkunft und ihren Glauben verloren hatten. Sie würden aber auch niemals in ihrer neuen Heimat willkommen sein, schloss er mit einer gewissen Bitterkeit.

Er dachte an den jungen Mann aus dem Buchladen, den Bashir getötet hatte. Was für ein Muslim war er gewesen, für westliche Herren zu arbeiten? Hatte er kein Schamgefühl? Erkannte er nicht den Verrat an seinem Glauben, an seinen islamischen Brüdern?

Rashid hatte den Mord nicht selbst begangen – es war klar gewesen, dass er die Sache vielleicht nicht rasch genug vollendet hätte, weil er so klein war. Und im Innersten wusste er, dass er vielleicht Angst gehabt hätte. Er war kein gewalttätiger Mensch. Bashir schien das zu spüren, denn er hatte ihm oft gesagt, seine instinktive Abneigung gegen Gewalt bedeute, dass er ein sehr starker Mensch sei, wenn er bereit wäre, im Namen Allahs Gewalt anzuwenden.

Also hatte er als der tödliche Lockvogel gedient und den Jungen mit seinem heuchlerisch freundlichen Gruß abgelenkt, während Bashir aus einem dunklen Eingang an der Rückseite des Lagerhauses sprang und dem Jungen aus dem Buchladen im vollen Lauf das Messer in den unteren Rücken gerammt hatte. Während Rashid aufpasste, hatte Bashir den Arm um den Hals der bereits zusammensackenden Gestalt gelegt, ihn aufgerichtet und ihm mit einer heftigen Bewegung die Kehle durchgeschnitten.

Jetzt war es früher Nachmittag, das Mittagsgebet im Wohnzimmer und die Mahlzeit aus Suppe und Brot war vorbei,

und Bashir hatte gesagt, er dürfe hinausgehen. »Bleib in der Nähe«, sagte er, »und geh in keine Geschäfte.«

»Natürlich«, antwortete Rashid, aber keine fünf Minuten später nahm er einen Bus ins Stadtzentrum von Wokingham. Er stieg aus, sobald er in einem Viertel voller Geschäfte war, und fand in der nächsten Straße einen Handyladen. Er kaufte das einfachste Modell und eine Prepaidkarte im Wert von zehn Pfund.

Direkt neben dem Laden führte eine Gasse in einen kleinen Innenhof, und dort versuchte er zu wählen, hatte aber keinen Empfang, und als er auf die Uhr schaute, merkte er, dass er schon fast eine Stunde weg war. Bashir würde sich bald Sorgen machen. An der Bushaltestelle wartete er ungeduldig über zehn Minuten; er wollte dort nicht telefonieren, weil mehrere Leute in der Schlange warteten.

Endlich kam der Bus. Er stieg eine Haltestelle vorher aus und ging rasch; seine Sorge, zu lange weg zu sein, war schwächer als sein dringendes Bedürfnis, Yasmina anzurufen. Er fing an zu rennen, und eine Straße vom Somerset Drive entfernt blieb er an einem Zaun stehen und tippte Yasminas Handynummer. Er hatte mehr Angst vor Bashirs Ärger als vor der Polizei. Er fühlte sich vollkommen sicher, denn sein Handy war ohne Vertrag nicht zu lokalisieren – das wusste er genau. Bashir benutzte auch eines, wenn er den Kontakt anrief.

»Yasmina?«

»Rashid, ist alles in Ordnung?«

»Es geht mir gut, Yasmina.«

»Aber wo bist du?«

»Das ist unwichtig – ich darf es dir nicht sagen. Aber es geht mir gut. Deshalb rufe ich an. Damit du dir keine Sorgen machst.

Ich bin in ein paar Wochen wieder zu Hause.«

»Bist du sicher?« Yasmina klang überrascht, und Rashid fragte sich nach dem Grund. »Kannst du sicher telefonieren?«, fügte sie hinzu.

»Warum nicht?«

»Nur weil ...«, begann sie und verstummte dann.

»Sag's mir, Yasmina.«

»Na gut, aber du darfst es Papa nicht sagen. Nicht mal, dass wir miteinander geredet haben. Ein Mann war hier und hat nach dir gefragt. Er sagte, er wäre von der Sozialkasse, aber das glaube ich nicht. Papa war hinterher ganz aufgelöst.«

Rashids Puls begann zu rasen, und seine rechte Hand mit dem Handy zitterte so sehr, dass er sie mit der linken ruhig halten musste. Eine Frau sah ihn im Vorbeigehen komisch an, und er wandte das Gesicht von ihr weg zum Zaun. »Warum hast du mir das nicht gesagt?«, fragte er zornig.

»Aber Rashid, ich wusste doch nicht, wie ich dich erreichen soll. Du warst einfach weg. Du hast nicht mal dein Telefon mitgenommen.«

Er wusste, dass das stimmte, und versuchte seine Aufregung zu mildern, damit sie sich nicht in Zorn gegen Yasmina verwandelte. Sie war seine einzige Verbündete außer den beiden Männern in dem kleinen Haus. Er wusste, dass seine Eltern es nie verstehen würden; wahrscheinlich hatten sie der Polizei nach Kräften geholfen. Und sein kleiner Bruder war eben klein, noch keine vierzehn Jahre. »Weißt du, was der Mann wollte?«

»Ja, Rashid. Er hat dich gesucht.«

In Thames House kam die Lokalisierung sofort auf die Monitore. Das Telefon auf Judith Spratts Schreibtisch klingelte.

»Wir haben einen Anruf nach Wolverhampton, den wir zurückverfolgen. Ich dachte mir, das interessiert Sie«, sagte Lawrence, ein Protokollant, zu Judith.

Es hatte schon so oft falschen Alarm gegeben – eine Serie mysteriöser Anrufe für Mr. Khan, die sich als geheime Vorbereitungen für den Geburtstag seiner Frau herausstellten –, dass Judith ihre Aufregung dämpfte. »Ist er auf dem Festanschluss?«, fragte sie scharf.

»Nein, auf dem Handy der Schwester – obwohl A4 sagt, sie wäre zu Hause. Wir glauben, es ist ihr Bruder.«

»Dann beeilen Sie sich«, sagte Judith, die unwillkürlich überzeugt war.

Fünf Minuten später kam Lawrence mit einem Protokoll des Gesprächs, das Judith nun gemeinsam mit Tom Dartmouth überflog. »Von wo kam der Anruf?«, fragte Tom.

»Wir arbeiten noch dran. Es war ein Handy, wahrscheinlich mit Prepaidkarte«, erklärte Lawrence.

Tom sah ihn an. »Wie nah kommen wir an ihn ran?«

Lawrence zuckte die Achseln. »Kann ich jetzt nicht sagen. Vielleicht vier oder fünf Kilometer?«

»In jeder Richtung?«

Lawrence nickte, und Tom fluchte leise. »Das ist ein verdammt großes Gebiet. Außer er ist im schottischen Hochland oder in Nordwales. In jeder Stadt wohnen da Tausende von Leuten.«

»Danke, Lawrence«, sagte Judith, und er verließ den Raum. Sie würde ihn später für seine Schnelligkeit loben, aber jetzt musste sie mit Tom entscheiden, was sie hatten – und was als Nächstes zu tun war. Sie blickte zu Tom, den sie allmählich gegen ihren Willen mochte. Im Allgemeinen arbeitete sie lieber

allein und fand, dass Dezernatsleiter die Dinge nur behinderten. Aber Tom mischte sich nicht ein. Er war fast distanziert, obwohl er seine Hilfe anbot, wenn man ihn brauchte, und immer sehr ruhig war. Das war Judith nur recht. Sie sagte: »Dave hoffte, die Familie würde dichthalten, anscheinend waren die Eltern völlig schockiert, als er ihnen erklärte, was ihr Sohn machte. Sie versprachen, völlig zu kooperieren. Aber die Schwester war immer das schwache Glied. Jetzt weiß dieser Rashid wegen ihr, dass wir ihn suchen.«

»Gar nicht so schlecht«, sagte Tom ruhig. »Wenn er schon solche Fehler macht, solange er sich sicher fühlt, macht er hoffentlich noch größere, wenn er das Gefühl hat, gejagt zu werden.«

Dave Armstrong war müde. Er hatte sich freiwillig gemeldet, um mit dem Staatsschutz die Maklerbüros in Wokingham zu überprüfen, und inzwischen bedauerte er das. Er hätte wieder in London an seinem Schreibtisch arbeiten oder Rose Love ansprechen können, das hübsche neue Mädchen in der Ermittlungsabteilung, die kürzlich zugegeben hatte, sie hätte keinen Freund und sie würde mal darüber nachdenken, mit Dave essen zu gehen, aber nicht so bald, weil sie sehr viel zu tun habe. Sie hatte immer so angespannt gewirkt, dass Dave von diesem Nachgeben überrascht war. Rose war eine jüngere,

hübschere Version von Liz Carlyle, und Dave hoffte, sie könnte aufgeschlossener auf seinen Charme reagieren. Er wusste, egal, wie sehr er sich anstrengte, würde Liz ihn immer nur als guten Freund, Kollegen und Sparringspartner sehen.

Er dachte an Liz, als er das Gespräch im vierten Maklerbüro beendete. Was machte sie? Sie schien nie an ihrem Schreibtisch zu sein und war der letzten Sitzung der Operation Fuchsjagd ferngeblieben. Warum arbeitete sie im Konferenzraum im vierten Stock mit dieser Peggy vom MI6? War sie abbeordert worden? Und wozu? Jemand hatte was von einer Aktualisierung von Überprüfungen gesagt, aber das schien ein ungewöhnlicher Job für Liz zu sein. Sie führte irgendwas im Schild, aber egal, was sie tat, ihm erzählte sie es nicht.

Beim Blick auf seine Liste sah Dave erleichtert, dass er nur noch zu einem Büro musste, und gottlob war es vom letzten aus zu Fuß erreichbar. Also ließ er den Wagen stehen und ging durch die Straßen dieses neuen Viertels von Wokingham – ein Milton Keynes ohne die Planung und die Bäume, dachte er.

Sein Schritt war schneller, als man gedacht hätte. Er war knapp unter einen Meter achtzig groß, aber schlank mit langen Beinen, und nach den Standards von Thames House waren seine Haare eine Spur zu lang. Dadurch fiel er unter den gesetzteren höherrangigen Kollegen etwas auf, aber nicht unter den Leuten auf der Straße, wo er so viel von seiner Zeit verbrachte. Sogar wenn er nicht draußen war, fühlte er sich im Parka wohler als im Anzug und interessierte sich nicht sehr für die möglichen Folgen, die das für seine Karriere haben konnte. Jetzt war er eine anonyme Gestalt, und so mochte er es.

Um Viertel nach fünf bereitete sich das kleine, ordentliche Büro von Hummingbird-Vermietungen auf den Dienstschluss

vor. Die Frau am Empfang war schon gegangen, und Dave war allein in einem großen Raum mit vier leeren Schreibtischen. Dann fing jemand an zu pfeifen, und ein Mann mittleren Alters kam mit einer Tasse Tee herein. Er war dünn, hatte ein knochiges Gesicht, ergrauendes Haar und trug eine schwarze Kassenbrille. Als er Dave sah, verschüttete er überrascht etwas Tee. »Wir haben geschlossen«, sagte er automatisch.

Dave lächelte breit. »Ich bin Simon Willis«, sagte er. »Ich habe angerufen.«

»Ach ja, der Herr von der ... Polizei.«

»Genau«, sagte Dave heiter. »Dauert nur einen Moment.«

Sie setzten sich an einen Schreibtisch, und der Mann stellte sich als Richard Penbury vor, schüttelte Dave aber nicht die Hand. Er wirkte gedrückt, als habe er einen langen und unprofitablen Tag hinter sich. »Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte Penbury, und sein Ton machte deutlich, dass er das für unwahrscheinlich hielt.

»Ich mache eine *diskrete* Untersuchung«, sagte Dave und versuchte so offiziell wie möglich zu klingen, »ob etwas an einen, vielleicht auch zwei oder drei junge Männer pakistanischer Abstammung vermietet worden ist. Es könnte ein kleines Haus sein oder eine mittelgroße oder große Wohnung.«

Noch bevor Dave den Satz beendet hatte, schüttelte der Mann den Kopf. Wieder eine Sackgasse, dachte Dave und überlegte, wie schnell er wieder in London sein könne. Vielleicht eine Stunde – nein, anderthalb um diese Tageszeit. Er konnte unterwegs Rose anrufen, und vielleicht würden sie sich im Compton Arms treffen. Dann Abendessen und vielleicht ...

Er konzentrierte sich wieder und hörte Penbury sagen: »Nein,

nichts davon. Die meisten Vermietungen dieses Jahr waren Stammgäste oder langfristige Vermietungen von Immobilien, die Leute als Investition gekauft haben – Zweithäuser, die sie vermieten, um die Hypothek zu zahlen, bis die Preise anziehen und sie wieder verkaufen. Jedenfalls in der Theorie, aber in letzter Zeit war es nicht so einfach. Viele Leute haben sich die Finger verbrannt und, unter uns, es ist jetzt ein Mietermarkt.«

Warum unter uns?, fragte sich Dave etwas verärgert und maß Mr. Penburys Analyse des Immobilienmarkts nicht viel Bedeutung bei. Statt das Gespräch zu beenden, wurde er aber drängender: »Denken Sie bitte einen Moment nach, Mr. Penbury, speziell über neue Vermietungen. Sind Sie sicher, dass keine Pakistani darunter waren? Egal, ob Männer oder Frauen.«

Mr. Penbury verneinte auch das sofort. »Nein, da bin ich sicher. Es wohnen ein paar in der Gegend, und wir haben Immobilien von ihnen und an sie vermietet, aber in letzter Zeit nicht. Ich bin ganz sicher«, fügte er entschieden hinzu.

»Denken Sie an alle Vermietungen der letzten sechs Monate. Gab es bei irgendeiner etwas Ungewöhnliches? Irgendetwas, das Ihnen einfällt – egal, wie trivial es scheint.« Er sah an Mr. Penburys inzwischen vertrautem Blick, dass er verneinen wollte, darum fügte er rasch hinzu: »Bitte, Mr. Penbury, es ist wichtig, sonst würde ich Sie nicht aufhalten. Bitte, denken Sie scharf nach.«

Und langsam, wenn auch unwillig, schien Mr. Penbury das zu tun. Nach langem Nachdenken sagte er: »Es gab eine Vermietung, die war etwas ungewöhnlich. Ein Haus am Somerset Drive. Die Besitzerin wohnte da, aber sie ist nach Devon gezogen, und wir kümmern uns für sie darum. Diesen Winter hat es jemand vorübergehend gemietet – für sechs

Monate. Normalerweise würden wir das nicht machen«, fügte er hinzu, »aber was soll ich tun? Besser sechs Monate als gar nichts.«

»Wer hat es gemietet?«

»Ein Mann, aber ein Weißer. Er hat die ganzen sechs Monate im Voraus bezahlt. Das ist zwar schon vorgekommen, aber ich würde nicht sagen, dass es normal ist.«

»Und?«, fragte Dave, denn das klang nicht so seltsam, dass es Penbury in Erinnerung geblieben wäre.

»Also die Sache ist die, das Haus ist nicht benutzt worden. Das letzte Mal, als ich da war – nur um zu sehen, ob alles in Ordnung ist –, war niemand im Haus. Ich hab sogar die Nachbarn gefragt, und sie sagten, sie hätten niemanden gesehen, seit die Besitzerin ausgezogen ist.«

»Wann war das?«

Mr. Penbury dachte einen Augenblick nach. »Etwa vor drei Wochen.«

»Könnte ich bitte die Informationen über den Mieter sehen?«

Als Mr. Penbury zögerte, sagte Dave sanft: »Wenn Sie wollen, besorge ich einen richterlichen Beschluss. Aber es würde uns beiden viel Mühe ersparen, wenn ich einfach mal reinsehen dürfte.«

Mr. Penbury nickte und ging zu einem Aktenschrank in der Ecke. Kurz darauf kam er mit einer Akte wieder. Dave überflog sie rasch, erwartete aber nicht, viel zu erfahren. Wenn es eine Verbindung zu den Selbstmordattentätern war, würde der Name des Mieters, Edward Larrabee, nicht echt sein. »Wissen Sie, mit welchen Nachbarn Sie darüber gesprochen haben?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Mr. Penbury, zum ersten Mal erfreut. »Die Frau spielt Badminton mit meiner Frau. Sie heißen Dawnton;

ich glaube, er heißt Trevor.«

»Danke«, sagte Dave und gab ihm den Mietvertrag zurück.
»Wenn Sie mir davon eine Kopie machen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar.«

Penbury nickte gottergeben. »Ich fahre den Kopierer hoch«, sagte er, stand auf und ging zur Rückwand des Büros.

28

Nachdem sie ihre Tochter vor der Schule abgesetzt hatte, fuhr Maddie Keaney mit ihrem kleinen Ford ins Zentrum von Dublin und stellte ihn in einem Parkhaus in der Nähe des Liffey ab, in dem sie und andere Partner der Anwaltskanzlei eigene Parkplätze hatten. Sie war zierlich und seriös in einen konservativen grauen Rock und eine weiße Bluse gekleidet. Während sie in der hellen Sonne rasch die Connolly Street entlangging, schloss Maddie sich dem Strom von Büroangestellten, Studenten, Shoppern und – da es später Frühling war – amerikanischen Touristen auf Dublins berühmtester Durchgangsstraße an.

Wenn jemand Dublin kritisierte und seine neue Kommerzialisierung oder die Zerstörung eines weiteren klassizistischen Platzes beklagte, reagierte Maddie mit der defensiven Haltung einer Einwohnerin. Aber sie war nicht hier geboren und bewunderte weniger die Pluspunkte von Dublin als vielmehr die Tatsache, dass es nicht Belfast war.

Sie hatte Belfast verlassen, so bald es ging, und war gegen den Wunsch ihrer Eltern nach Süden gegangen, um Jura am University College Dublin zu studieren. Nach ihrem guten Abschluss, für den sie hart gearbeitet hatte, bot man ihr eine befristete Stelle in einer Dubliner Anwaltskanzlei an. Als sie an diesem Morgen das viktorianische Gebäude aus grauem Stein betrat, in dem Gallagher & O'Donnell saßen, fiel ihr ein, dass sie inzwischen genau fünfzehn Jahre dort arbeitete.

Warum war sie bei der ersten Gelegenheit aus Belfast geflüchtet? Wegen ihres Vaters – sogar Sean Keaney's kürzlicher Tod hatte nichts an der Feindseligkeit geändert, die sie wie eine geistige Rüstung trug. Diese Ablehnung hatte sie gespürt, solange sie sich erinnern konnte.

Im quietschenden alten Fahrstuhl fuhr Maddie in die dritte Etage. Sie blieb im vorderen Büro stehen, wo Caitlin O'Hagan saß, die wenig kompetente Sekretärin, die sie mit einem anderen Partner teilte. »Guten Morgen«, sagte Maddie. »Was liegt heute an?«

Caitlin fuhr sich über das blondierte Haar, schürzte die Lippen und blickte widerwillig auf den Terminplaner auf ihrem Schreibtisch. »Ein Mr. Murphy kommt in einer Viertelstunde zu Ihnen.«

»Was will er denn?« Maddie war auf Eigentumsübertragungen spezialisiert und arbeitete meist für ein paar große Bauinvestoren. Ein neuer Mandant war selten.

»Ich weiß nicht«, sagte Caitlin. »Er sagte, Sie seien ihm sehr empfohlen worden.«

»Von wem?«

»Ich hab vergessen zu fragen«, antwortete Caitlin voller Schmerz, dass so viel von ihr erwartet wurde.

Maddie telefonierte in den nächsten zehn Minuten mit ihrem Exmann wegen seines Unterhalts (wieder nicht pünktlich) und mit dem Besitzer eines Stadthauses aus dem achtzehnten Jahrhundert, der eine Erlaubnis brauchte, um es in Mietwohnungen umzuwandeln. Dann surrte Maddies Telefon, und Caitlin sagte, ihr Termin warte an der Rezeption. Als Maddie herauskam, fand sie einen groß gewachsenen Mann vor, der die *Irish Times* hinlegte und langsam aufstand.

Er schien Ende sechzig zu sein, vielleicht auch älter. In deutlichem Kontrast zu ihren meist jungen und eleganten Mandanten trug dieser Mann einen langen Regenmantel über einem dicken Pullover und einem Hemd. Er hing wie ein schwerer Vorhang von den gepolsterten Schultern herab.

Maddies Hand verlor sich in seiner Pranke. Sie schaute in ein teigiges, wettergegerbtes Gesicht, das aussah, als habe es zu viel vom Leben gesehen.

Irgendetwas an dem Mann kam ihr bekannt vor, aber sie konnte es nicht einordnen, und bei dem Namen klingelte nichts. Allerdings war Murphy in Dublin kein besonders seltener Name.

Sie führte den Mann in ihr Büro und schloss die Tür. »Möchten Sie Tee oder Kaffee?«

»Nein danke«, sagte er, während er sich setzte. Seine Stimme war leise und sanft.

Hinter ihrem Schreibtisch musterte Maddie den Mann und legte ihren Notizblock und Bleistift bereit. Sie faltete die Hände und setzte ein professionelles Lächeln auf. »Wie kann ich Ihnen helfen, Mr. Murphy?«

»Ich heiße Maguire«, sagte der Mann langsam. »James Maguire.«

Nun verstand Maddie, warum er ihr bekannt vorkam. Sie hatte nur ein oder zwei kurze Blicke auf ihn geworfen – der groß gewachsene, zerzauste Mann, der hinter ihrer Schwester die Treppe hinaufging und das Haus in Belfast später grußlos verließ. Aber sie erinnerte sich an den Regenmantel.

Sie spürte, dass sie zu zittern begann, ohne zu wissen warum. Die Feinde ihres Vaters waren ebenso wenig die ihren gewesen wie seine politischen Ansichten, aber sie hatte sie gekannt. Darum ihr Erstaunen an dem Tag, als Maguire gekommen war, um ihren Vater kurz vor seinem Tod zu besuchen.

Was wollte dieser Mann hier und unter falschem Namen? Ihr wurde kalt, als sie den Feind ihres Vaters auf der anderen Seite des Schreibtischs ansah. War dies der Moment, der ihre Kindheit verdüstert hatte – das Gefühl einer unausweichlichen Heimsuchung durch maskierte Männer, die ins Wohnzimmer eindringen, Pistolen ziehen und feuerten, während sie und ihre Eltern abends vor dem Fernseher saßen wie normale Menschen? Doch normale Menschen wuchsen nicht im Warten auf jenes Klopfen an der Tür auf.

Während sie ihren Besucher ansah, fragte sie sich, was sie tun sollte, und versuchte die ganze Zeit, ihre aufsteigende Panik zu zügeln. Caitlin im Vorraum rufen? Bevor sie auch nur aufgestanden war, konnte der Mann sie angreifen. Das Telefon nehmen und die Polizei rufen? Noch bevor sie wählte, konnte er eine Pistole ziehen. Sie dachte an ihre Tochter, und die Furcht begann sie fast geräuschvoll zu schütteln wie eine Rassel in einer leeren Schachtel. Lieber Gott, dachte sie, so will ich nicht sterben.

Dann verzog sich das faltige Gesicht des Mannes plötzlich wie altes Leder zu einem Lächeln. »Haben Sie keine Angst«,

sagte er, denn er musste die Furcht in ihren Augen gesehen haben. »Ich wusste nicht, ob Sie mit mir sprechen würden, wenn ich meinen richtigen Namen sage.«

Maddie brauchte einen Moment, um sich zu fassen. »Also, Mr. Maguire, was wollen Sie von mir?«

»Es geht um Ihren Vater«, sagte er einfach. »Vielleicht erinnern Sie sich an meinen Besuch am Tag, als er starb. Er wollte, dass ich zu ihm komme.«

Sie schaute ihn stumm an.

»Er bat mich um etwas. Aber ich kann es nicht tun, weil ich nicht genug weiß.«

»Ich bezweifle, dass ich Ihnen helfen kann«, sagte sie mit immer noch zitternder Stimme. »Ich habe mich nicht um die Angelegenheiten meines Vaters gekümmert.«

Maguire musterte sie einen Augenblick, als wolle er sich über sie klar werden. »Er wollte, dass ich in Kontakt zu einem Professor trete, den er kannte. Einen Sympathisanten unserer Sache, verstehen Sie?«

Maddie zuckte die Achseln. »Wie ich schon sagte, mit den Angelegenheiten meines Vaters hatte ich nichts zu tun.«

Maguire ging nicht darauf ein. »Dieser Mann war Ire, aber ich glaube, er lehrte mal in Oxford.«

Maddie lachte auf. »Das klingt nicht sehr wahrscheinlich. Mein Vater war kein gebildeter Mann, Mr. Maguire.«

Er blickte sie an, ohne überzeugt zu sein. »Er war völlig unzweideutig. Es war sein letzter Wunsch, dass ich diesen Mann finde. Ich würde Sie sonst nicht behelligen, Miss Keaney.«

Maddies Ärger verdrängte den Rest an Furcht. Warum zog dieser Mann sie in irgendeinen dunklen Auftrag, den er ihrem Vater versprochen hatte? Sie wollte nichts von dieser

schmutzigen Sache in ihrem Leben. »Warum haben Sie nicht meinen Vater gefragt, als Sie bei ihm waren?«

»Meine Liebe«, sagte Maguire, der nicht merkte, wie sehr das Maddie reizte, »Ihr Vater war kaum bei Bewusstsein, als ich ihn besuchte.« Er hatte seinen unterwürfigen Blick abgelegt und starrte sie durchdringend an. »Ich weiß nicht mal, ob er zu der Zeit selbst noch den Namen wusste. Er sagte nur: »Frag Kirsty Brien.« Sie kennen sie, nicht wahr?«

»Sie war mal meine beste Freundin«, sagte Maddie dumpf, während ihr Inneres sich verkrampfte. Sie versuchte, mit Gleichmut an ihre ehemalige beste Freundin zu denken, aber es war schwer.

Sie waren sich am University College begegnet und eine Weile unzertrennlich gewesen, trotz all ihrer Unterschiede. Kirsty war groß, Maddie klein, Kirsty war blond, Maddie mausbraun. Kirsty war auffallend hübsch, während Maddie – das brauchte ihr keiner zu sagen – bestenfalls »nicht übel« war.

Und vor allem war Kirsty politisch, während Maddie sogar das Wort hasste. Kirsty war fast in allem links gewesen, von der Verstaatlichung der Industrie über Palästina und die Todesstrafe bis zur Entwicklungshilfe, aber die Basis all ihrer Überzeugungen war die Vision eines vereinigten Irland. Sie arbeitete unermüdlich für dieses Ziel, demonstrierte, schrieb Briefe, organisierte Boykotts. Kirsty wurde so oft die neue Bernadette Devlin genannt, dass sie es selbst zu glauben schien.

Nichts davon hätte ihrer Freundschaft geschadet, wenn Maddie ihre beste Freundin nicht einmal in den Semesterferien zu sich nach Hause eingeladen hätte.

Sean Keaney mochte sie sofort und sie ihn. Sie teilten natürlich das Engagement für den Kampf, aber es war mehr als

das. Sean hatte Kirstys Feuer, ihre Entschlossenheit und das bewundert, was er ihren Mumm nannte. Wahrscheinlich im Gegensatz zum Fleiß, der Beharrlichkeit und den nicht geringen Erfolgen seiner eigenen Tochter, der es herzlich egal war, ob Irland je vereinigt wurde, vermutete Maddie.

An der Nähe zwischen ihrem Vater und ihrer besten Freundin war nichts Fragwürdiges – nicht mal in ihren verdrossensten Momenten hatte Maddie so etwas gedacht. Es war schlimmer. Sean Keaney war für Kirsty nicht bloß eine Art Onkel – nein, er war eine bewunderte Vaterfigur, dachte Maddie bitter. Kirsty hatte unverzeihlicherweise die Stelle okkupiert, die sie selbst nicht wollte.

»Bitte«, sagte Maguire rau, als sei das ein fremdes Wort für ihn. »Es ist wichtig.« Die Tränensäcke unter seinen Augen ließen ihn besonders traurig erscheinen. »Es kann Ihrem Vater nicht mehr schaden.«

»Warum reden Sie nicht selbst mit Kirsty Brien? Sie wird Ihnen sagen, was Sie wissen wollen.«

Maguire schüttelte wieder seinen großen Elchkopf, als habe sie nicht verstanden. »Ich hab's versucht, aber sie will nicht mit mir reden.«

»Haben Sie ihr erklärt, dass Sie meinen Vater besucht haben, bevor er starb? Und dass er Sie um etwas gebeten hat?«

»Natürlich«, antwortete Maguire kurz, als nehme er ihr die Frage übel. »Es hat aber nichts genützt.«

Das klang logisch. Kirstys Loyalität würde ebenso felsenfest sein, wie die von Sean Keaney gewesen war.

»Also, was wollen Sie wissen?«, fragte sie und fürchtete bereits die Aussicht, ihre frühere beste Freundin anrufen zu müssen. Einmal in den letzten zehn Jahren hatte sie Kirsty

gesehen – am Grab von Sean Keaney.

»Ich will wissen, wer dieser Dozent ist.«

Sie sagte nichts.

»Hören Sie, Sie wissen, dass Ihr Vater und ich nicht einer Meinung waren. Vielleicht waren Sie auch nicht immer einer Meinung mit ihm.«

»Vielleicht nicht«, sagte sie und fügte scharf hinzu: »Aber das heißt nicht, dass ich mit Ihnen einer Meinung bin.«

Er lächelte ein wenig, fast bedauernd. »Mag sein. Aber über eines sind wir alle einer Meinung, dass der Krieg zu Ende ist. Der Kampf ist vorbei. Ihr Vater wusste es, ich auch. Ich sollte mich darum kümmern, dass niemand zu Schaden kommt. Es soll den Krieg endgültig beenden, nicht wieder eröffnen.«

Maddie blickte ihn skeptisch an. »Auch wenn ich das von ihm glauben könnte, woher weiß ich, dass Sie die Wahrheit sagen?«

»Das können Sie nicht wissen«, sagte er schlicht. »Sie können bloß einem alten Mann ins Gesicht sehen; ich glaube, dann erkennen Sie es.«

Sie tat es, und er wich ihrem Blick nicht aus. Dann fragte er: »Werden Sie mir helfen?«

»Geben Sie mir einen Moment«, sagte sie und schaute auf ihren Schreibtisch. »Ich hole uns einen Kaffee.« Sie brauchte Zeit, um ihre Gedanken zu ordnen.

Im letzten Frühjahr an der Universität in Dublin hatte sie sehr wenig von Kirsty gesehen. Zum Teil ging das von ihr aus – sie war bereits entschlossen, in der Republik zu bleiben und einen guten Abschluss zu machen. Ihre Bewerbungsgespräche mit Dubliner Anwaltskanzleien waren gut verlaufen, aber ein schlechtes Zeugnis würde ihren Aussichten einen Strich durch die Rechnung machen. Sie arbeitete Tag und Nacht für die

Abschlussprüfungen.

Kirsty war auf ihre Art ebenso beschäftigt. Sie hatte einen älteren postgraduierten Studenten kennengelernt, gut aussehend, aber aus dem Rahmen fallend – Maddie fand es seltsam, denn er sah nicht wie der Typ aus, der sich für Mädchen interessierte. Doch nach wenigen Wochen waren er und Kirsty unzertrennlich. Sie traten nur noch zusammen auf.

Der Mann war brilliant, das sagte jeder, aber auch arrogant. Er hatte gerade ein Stipendium als Junior Research Fellow in Oxford erhalten, das er im nächsten Jahr antreten sollte. Maddie fragte sich, ob die Beziehung die Entfernung überstehen würde, obwohl sie nicht einmal wusste, wie die Beziehung genau aussah.

Eines Samstagabends, als sie vom Lernen genug hatte, hatte Maddie im Studentenklub Kirsty getroffen, die gerade allein war. Spontan waren sie zusammen in die neue Weinbar auf der Golden Mile gegangen, genau wie früher. Maddie hatte drei Tom Collins getrunken und schließlich genug Mut aufgebracht, Kirsty über ihren neuen Freund zu fragen: »Machst du's?«

»Mach ich was?«, fragte Kirsty, deren Entrüstung durch mehrere Baileys auf Eis angeheizt war.

»Schläfst du mit ihm oder nicht?«

Und Kirsty hatte so laut gelacht, dass die Studenten am Nebentisch verstummt waren und herübergeguckt hatten, als erwarteten sie einen Skandal. »So ein Quatsch«, hatte Kirsty schließlich gesagt.

»Dann ist er schwul?«, fragte Maddie.

Kirsty schüttelte den Kopf. »Wenn du mich fragst, ist er überhaupt nichts. Aber woher soll ich das wissen?« Sie trank ihren Drink in einem Zug aus und schüttelte das Eis wie Würfel.

»Ich treffe mich nur wegen deinem Vater mit ihm.«

»Was?« Maddie war sprachlos gewesen und wollte eine Erklärung. Aber Kirsty schien ihr Geständnis sofort zu bedauern und stand abrupt auf. »Komm, da sind Danny Mills und seine Kumpels«, sagte sie. »Gehen wir mal rüber. Ich weiß, dass du auf ihn stehst.«

Während sie Maguire seinen Kaffee reichte, löste die Erinnerung sich auf. »Werden Sie sie für mich anrufen?«, fragte erbittend.

Sie schüttelte den Kopf. »Das brauche ich nicht, Mr. Maguire. Ich kenne den Mann, den Sie suchen.«

Thelma Dawnton wollte gerade zum Badmintonklub, als ein Mann, der sagte, er sei vom Maklerbüro, anrief und nach dem Haus nebenan fragte. Sie war in Eile, um zu ihrem Doppel zu kommen, deshalb war das Gespräch für ihre Verhältnisse ungewöhnlich kurz.

Sie spielte Doppel in einem Mixed-Turnier mit Evan Dewhart, der Single war, aber so langweilig, dass nicht einmal Thelmas Mann Trevor irgendwelche Eifersucht entwickeln konnte. Sie verloren im letzten Satz gegen ein junges Ehepaar – die Frau hatte in der Auswahl der Grafschaft Berkshire gespielt. Hinterher bezahlten Thelma und Evan die Getränke, und Thelma blieb länger als sonst – sie war erfreut, jemanden zu

treffen, der in einer höheren Liga gespielt hatte.

Als sie nach Hause kam, saß Trevor vor dem Fernseher. Nachdem seine Sendung zu Ende war, erwähnte sie den Anruf vom Maklerbüro am frühen Abend.

»Was wollten die denn?«, fragte ihr Ehemann mürrisch.

»Er hat nach dem Haus nebenan gefragt. Er sagte, sie versuchen den Mann zu erreichen, der den Mietvertrag unterschrieben hat, und wollte wissen, ob er jetzt da wohnt.«

»Warum fragt er dich? Warum fragt er die Leute nebenan nicht selbst?«

»Das ist es ja. Als ich sagte, da wohnen drei Pakistani, klang er überrascht. Ich sagte, sie wären erst seit ein paar Wochen da, aber er sagte, sie sollten gar nicht da sein. Er war sehr ernst. Er meinte, vielleicht sei es eine Sache für die Polizei, also sollte ich lieber nichts zu ihnen sagen, bis er die Behörden verständigt hätte.«

Als Trevor skeptisch guckte, sagte sie defensiv: »Das hat er gesagt. Ich hab gesagt, ich kenne keinen von ihnen, und wir haben uns bestenfalls mal zugenickt.« Ermutigt durch das seltene Interesse ihres Mannes, fragte Thelma: »Meinst du, da drüben geht was Seltsames vor?« Sie bewegte den Kopf in Richtung des Nebenhauses. »Haben wir vielleicht Terroristen als Nachbarn oder so was?«

»Jetzt nicht mehr«, sagte Trevor und schluckte sein letztes Stück Nan herunter. »Die drei Pakis sind gestern Nacht ausgezogen. Als ich nach Hause kam, hab ich gesehen, wie sie ihren Wagen packten. Wenn du mich fragst, sind die ein für alle Mal weg.«

»Ach je«, sagte Thelma, »dann ruf ich morgen Früh besser den Mann vom Maklerbüro an und sage ihm, dass sie weg sind.«

Trevor schnaufte. »Bestimmt ist er froh darüber. Ich bin's jedenfalls.«

Aber Thelma kam nicht mehr zum Anrufen. Um halb sechs Uhr morgens wurde sie davon geweckt, dass jemand an die Tür klopfte. Zuerst meinte sie, es sei ihre Tür, aber als sie ganz wach wurde und angestrengt auf das leise Schnarchen von Trevor lauschte, merkte sie, dass es vom Haus nebenan kam. Sie stand auf und schaute aus dem Fenster, um zu sehen, wer so früh zu einem leeren Haus kam.

Was sie sah, war erstaunlich.

Eine Gruppe von Männern stand vor der Haustür. Drei trugen Helme und hielten Gewehre wie die, die sie bei den Polizisten in Heathrow gesehen hatte. Ein Mann in Polizeiuniform hämmerte an die Tür und rief: »Öffnen Sie. Das Haus ist umstellt. Ich zähle bis zehn, dann kommen wir mit Gewalt rein, wenn Sie nicht öffnen. Eins ... zwei ...«

Von ihrem Beobachtungspunkt aus konnte Thelma in den kleinen Garten an der Rückseite blicken und sah drei weitere Männer mit Gewehren im Anschlag.

»Drei ... vier ... fünf ...«

Auf der Straße standen drei Polizeiwagen, ein weißer Polizeitransporter und zwei Range Rover.

»Sechs ... sieben ... acht ...«

Die Polizei hatte die Straße mit Bändern abgesperrt, und an einem stand ein Mann in T-Shirt und Shorts und redete mit zwei Polizisten. Es war Dermot Simpson, der drei Häuser weiter wohnte und jetzt auf der falschen Seite der Absperrung stand. Er ging jeden Morgen früh zum Joggen und wollte zurück zu seinem Haus.

»Neun ... zehn.« Es gab eine Pause, und als sie zur Haustür blickte, sah sie zwei weitere Männer, die etwas trugen, was wie ein großer Lippenstift aus Metall aussah. Sie schlangen es plötzlich gegen die Tür, dann hörte sie ein Splittern, gefolgt von einem Krachen, und die Männer verschwanden im Haus.

»Du lieber Himmel!« Trevor kam ans Fenster und stand im Pyjama neben ihr. »Hast du ihnen nicht gesagt, dass alle weg sind?«

»Wie denn?«, fragte sie klagend. »Du hast es mir erst gestern Abend gesagt. Ich wollte gleich das Maklerbüro anrufen, wenn sie aufmachen.«

Trevor schnaufte und zeigte auf die Versammlung bewaffneter Polizisten auf der Straße. »Sehen die wie Makler aus?« Plötzlich öffnete er das Fenster, beugte sich hinaus und brüllte: »Officer, die sind alle weg!«

Ein Mann mit einem Megafon trat aus der dicht gedrängten Gruppe. Er richtete es auf Thelma und Trevor, und seine Stimme war erstaunlich klar in der Morgenluft zu hören. »BLEIBEN SIE IM HAUS! TRETEN SIE VON DEN FENSTERN WEG. ICH WIEDERHOLE: TRETEN SIE VON DEN FENSTERN WEG.«

Sie zogen sich sofort zurück, nahmen ein paar Kleidungsstücke und gingen in das Gästezimmer auf der anderen Seite des Hauses. »Bleib an der Wand«, befahl Trevor, und Thelma nickte schwach. »Vielleicht haben sie eine Bombe.« Und so kauerten sie sich aneinander und saßen eine Viertelstunde mit dem Rücken an der Wand, bis es wieder klopfte. Diesmal bei ihnen.

»Ich mache besser auf«, sagte Trevor.

»Musst du das tun?«, fragte Thelma, die Angst hatte, allein zu

bleiben. »Und wenn es einer von nebenan ist? Einer von den Terroristen?« Inzwischen war sie fest davon überzeugt, dass ihre früheren Nachbarn welche waren.

»Das ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, Thelma«, sagte ihr Mann, stand auf und ging zur Treppe. »Nicht mit der vielen Polizei da draußen.«

»Ich komme mit«, sagte sie, stand auf und lief so schnell hinter ihrem Mann her, dass sie zuerst unten war und die Tür öffnete.

Ein Mann in einem Parka stand davor, hinter ihm ein Polizist mit einer Maschinenpistole. »Mrs. Dawnton?«, sagte der Mann im Parka. »Wir haben gestern telefoniert.«

»Haben Sie angerufen?« Er sah nicht wie jemand vom Maklerbüro aus, besonders mit dem Polizisten hinter sich.

Dave nickte ungeduldig. Er war nicht in Stimmung für Höflichkeitsfloskeln. »Sie haben mir gesagt, nebenan würden drei pakistanische Männer wohnen.« Seine Stimme klang leicht vorwurfsvoll.

»Das stimmt«, sagte Thelma.

»Sie haben da gewohnt«, sagte Trevor, der sich zwischen Thelma und den Mann schob, entweder aus altmodischer Ritterlichkeit oder aus verletztem Stolz, dass nicht er angesprochen worden war. »Aber seit gestern Abend sind sie weg.«

»Nachdem wir telefoniert hatten«, erklärte Thelma beunruhigt. »Ich wollte nämlich heute gleich den Makler anrufen ...«

Dave schnitt ihr das Wort ab. »Wann sind sie weg?«, fragte er Trevor.

»Halb acht bis viertel vor acht.«

»Hatten sie einen Wagen?«

Trevor nickte. »Einen Golf, glaube ich. Sie hatten nicht viele Sachen, ich hab nur ein paar Taschen gesehen.«

Ein Polizist kam zu Dave und flüsterte ihm etwas ins Ohr. »Entschuldigen Sie mich«, sagte Dave, »ich möchte noch mal wiederkommen. In einer halben Stunde?«

»Eigentlich muss ich zur Arbeit«, wandte Trevor ein.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie heute etwas später gehen würden«, sagte Dave. »Ich rufe gern Ihren Chef an und erkläre ihm, dass wir zuerst mit Ihnen reden müssen.«

Bei diesem Angebot schaute Trevor etwas säuerlich. »Ich sag's ihm. Sie brauchen ihn nicht anzurufen.«

»Gut, dann sehen wir uns in einer halben Stunde.«

Es dauerte fast neunzig Minuten, bis er wiederkam. Inzwischen hatten die Dawntons gesehen, wie die Spürhunde hineingebracht wurden – ein Schäferhund und zwei Spaniels mit heftig wedelndem Schwanz. Im Obergeschoss des Hauses, für die Beobachter unsichtbar, wurden alle drei Hunde sehr aufgeregt, als sie in einem der drei kleinen Zimmer auf dem Teppichboden vor dem Schrank schnüffelten. Als Kriminaltechniker in weißen Anzügen das fast unsichtbar kleine Stückchen aus dem abgetretenen Bodenbelag bargen, das diese lebhafte Reaktion hervorgerufen hatte, kamen sie zu dem Schluss, im Haus sei Kunstdünger gelagert worden, und zwar vor kurzer Zeit.

Die Euphorie des forensischen Teams nach dieser Entdeckung wurde von Dave Armstrong nicht geteilt, der spätabends ungewöhnlich beunruhigt nach London fuhr. Es lag nicht nur daran, weil er wusste, dass er und seine Kollegen nun mit der Gewissheit vorgehen würden, die gesuchten drei jungen

Männer seien Selbstmordattentäter. Das war schon schlimm genug, da sie keine Ahnung hatten, wo sie waren oder was sie in die Luft sprengen wollten.

Noch beunruhigender war aber die Tatsache, dass sie plötzlich verschwunden waren – laut Trevor Dawnton wirkten sie, »als wäre ihnen der Gerichtsvollzieher auf den Fersen«. Rashids Schwester hatte ihm zwar erzählt, dass er von der Polizei gesucht wurde, aber das hätte keine so überstürzte Abfahrt ausgelöst, denn schließlich wusste seine Schwester nicht, wo er war. Dave hatte noch eine Stunde mit den Dawntons verbracht, lange genug, um ausschließen zu können, dass Trevor oder Thelma den drei Verdächtigen einen Tipp gegeben hatten, nachdem er vom Maklerbüro aus angerufen hatte, um sich nach ihnen zu erkundigen.

Um ganz sicherzugehen, rief Dave auch Mr. Penbury zu Hause an und erwischte ihn gerade, als er mit dem Hund zurückkam. Er bestätigte beleidigt, dass er mit niemandem über das vermietete Haus am Somerset Drive geredet hatte. Während Dave Armstrong also auf der M4 an Slough vorbei nach Osten fuhr, war er ziemlich sicher, dass weder das Maklerbüro noch die Nachbarn die Verdächtigen gewarnt hatten. Warum waren sie dann rechtzeitig geflüchtet? War es vielleicht bloßer Zufall? Hatte das Trio den Ortswechsel geplant, einen von vielen, von einem konspirativen Haus zum nächsten, bis es zuschlug?

Vielleicht, aber Dave Armstrong wurde nicht dafür bezahlt, an Zufälle zu glauben, und er war sicher, dass man davon ausgehen konnte, dass die drei gesuchten Männer gewarnt worden waren. Wenn er Penbury, die Dawntons und Rashids Schwester ausschloss, blieb nur noch eine mögliche Quelle für die Warnung übrig. Und das bereitete ihm große Sorgen. Diese

Sorgen brachten ihn dazu, Charles Wetherby anzurufen und ihm eine Nachricht zu hinterlassen, in der er für den nächsten Morgen um einen Termin bat.

30

In seiner kleinen Wohnung in Balham stand Dave besonders früh auf, um rechtzeitig zu seinem Termin um acht Uhr im Thames House zu sein. Er war erschöpft. Beim Anziehen dachte er daran, ein Jackett und einen Schlips anzuziehen, kam aber zu dem Schluss, dies würde Wetherby weniger von seiner Ernsthaftigkeit beeindrucken, als ungewöhnlich an ihm wirken. Er war jedoch fest entschlossen, seine Besorgnis mitzuteilen.

Als er jetzt in Wetherbys Büro saß, war er nervös. Wetherby trug einen hellgrauen Sommeranzug, stand am Fenster und beobachtete einen großen Reiher auf dem schlammigen Themseufer. Er wirkte gedankenverloren. Während Dave ihm von den Ereignissen in Wokingham berichtete, einschließlich der Kunstdüngerspuren, hörte er wortlos zu. Als Dave fertig war, stand er einen Moment schweigend da. »Also hatten wir sie fast«, sagte er plötzlich und seufzte dann unzufrieden. »So ein Pech.«

Dave atmete tief ein. »Das ist genau der Punkt, Charles. Ich bin nicht sicher, ob es Pech war.«

Wetherby drehte sich um. »Was meinen Sie damit?«, fragte er Dave scharf und schaute ihn mit dem durchdringenden Blick

an, den Dave den »Röntgenblick« nannte – Liz schien er nie was auszumachen, aber Dave fand ihn irritierend. Er fühlte sich dadurch schuldbewusst, wie ein kleiner Junge, der von seinem Vater beim Lügen ertappt worden war.

Dave versuchte ruhig zu sprechen. »Nach der Aussage der Nachbarn verschwanden die Verdächtigen sehr plötzlich. Sie schienen es sehr eilig zu haben. Als hätten sie gewusst, dass wir kommen.«

»Sie meinen, man hat sie gewarnt? Wer hätte das tun sollen?«

»Das ist das Problem. Ich bin ziemlich sicher, dass es weder der Mann war, der das Haus vermietet hat, noch die Nachbarn. Die Frau nebenan sagte, sie und ihr Mann hätten kaum mit den Männern geredet.«

»Wer sonst?«

»Der örtliche Staatsschutz wäre sehr unwahrscheinlich.« Er verstummte und zögerte fortzufahren, erinnerte sich dann aber, dass er genau darum hier war. »Und Thames House«, sagte er ruhig.

Wetherby wandte den Blick nicht ab. »Jemand vom MI5?«, fragte er. Dave konnte keinerlei Reaktion darauf feststellen.

»Ich weiß, es klingt verrückt«, sagte Dave, der klarmachen wollte, dass er nicht glücklich war, die Idee aussprechen zu müssen, »aber Tatsache ist, unsere Verdächtigen scheinen gewusst zu haben, dass wir kommen – zweimal. Das ist zu viel für einen Zufall. Schließlich hatten sie keinen guten Grund, nicht mehr im Buchladen aufzutauchen.«

»Dafür könnte es viele Gründe geben«, erwiderte Wetherby. »Vielleicht wollten sie nicht von so vielen Leuten wiedergesehen werden. Oder sie vertrauten dem Imam nicht völlig. Wer weiß? Ich sehe wirklich nicht, wie das und ihr Verschwinden in

Wokingham zusammenhängen könnte.«

»Weil sie in beiden Fällen nicht das getan haben, was man erwarten würde«, sagte Dave. Wetherby winkte ab, aber Dave blieb standhaft. »Wenn Sie versuchsweise annehmen, dass ihr Nichtauftauchen und ihre Flucht aus Wokingham doch in Beziehung zueinander standen, dann gibt es von allen Beteiligten nur eine Gruppe, die von beidem wusste. Die Nachbarn waren nicht dieselben, die Polizisten waren nicht dieselben. Nur wir – die Leute, die in Thames House damit beschäftigt sind – wussten von beiden Operationen.«

»Ah«, sagte Wetherby und setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Er war jetzt völlig konzentriert. »Das ist genau der Punkt, wo ich Ihnen nicht folge – Ihre Vermutung, dass die beiden Vorgänge zusammenhängen. Es kommt mir viel wahrscheinlicher vor, dass irgendetwas im Buchladen sie vertrieben hat. Und sie haben Wokingham vielleicht zu diesem Zeitpunkt verlassen, weil sie schon geplant hatten wegzufahren.

Wenn diese Verdächtigen wissen, was sie tun – und bis jetzt haben sie nur einen Fehler gemacht –, haben sie ein konspiratives Haus, zu dem sie fahren können. Wahrscheinlich mehr als eines. Es wäre normal für sie, bis zu dem Tag, an dem sie zuschlagen, in Bewegung zu bleiben. Ich vermute, sie reisen mit wenig Gepäck, um schnell verschwinden zu können. Das heißt nicht, dass sie meinen, wir wären ihnen auf den Fersen.«

Was Dave vor zwei Stunden in Balham als wasserdichtes Argument erschienen war, wirkte jetzt zerbrechlich und gehaltlos. »Charles, ich will keine lückenlose Beweiskette aufbauen«, sagte er und suchte nach Worten. »Ich wollte nur sagen, was ich denke. Ich dachte, Sie sollten es wissen.«

Was wissen? Daves Worte klangen sogar für ihn selbst nicht

überzeugend.

»Ich will keine Jagd auf ein Phantom«, sagte Wetherby entschieden. »Das würde uns nur von der eigentlichen Aufgabe abhalten, diese drei Verdächtigen zu fassen, bevor sie irgendwas tun.«

Dave nickte unglücklich. Wetherby lehnte sich zurück und entspannte sich ein wenig. »Sagt Ihnen der Name James Angleton etwas?«, fragte er.

Irgendetwas klingelte, aber nur schwach, deshalb schüttelte Dave den Kopf.

Wetherby stand auf und ging langsam zurück zum Fenster. Seine Stimme war jetzt ruhiger, fast nachdenklich. »Angleton war ein hoher CIA-Beamter, viele Jahre Chef der Spionageabwehr. Ein sehr intelligenter Mann, hoch geachtet. Aber er glaubte, was eine Reihe von Überläufern ihm erzählte, und kam zu der Überzeugung, der KGB habe die westlichen Geheimdienste auf höchster Ebene infiltriert. Es wurde seine Obsession, die alles andere ausschloss. Das klassische ›Gewirr von Spiegeln‹. Hinter allem, was er sah, lag etwas anderes. Keine Handlung war einfach, jede Entscheidung hatte ein verborgenes Motiv; nichts war, was es zu sein schien.«

Dave lachte hohl. »Ja, ich weiß. Und wir hatten Peter Wright.«

Wetherby nahm einen Bleistift und klopfte damit auf den Schreibtisch. »Ja, Peter Wright hatte denselben Floh im Ohr. Er und seine Kumpel überwachten sogar jahrelang den Direktor Roger Hollis. Ohne jeden konkreten Verdacht. Purer Unsinn, und es richtete sehr viel Schaden an.«

Dave war beschämt, dass Wetherby ihn in die gleiche Schublade wie einen amerikanischen Spionagechef mit

Wahnvorstellungen und Peter Wright zu stecken schien. »Ich glaube nicht, dass *ich* paranoid bin, Charles«, sagte er gekränkt.

»Ich auch nicht«, antwortete Wetherby und fuhr sich zerstreut mit dem Finger am Schlips entlang, »aber ohne Fakten kann ich es mir nicht leisten, Ihrer Ahnung nachzugehen. Ich bin froh, dass Sie mir Ihre Sorgen mitgeteilt haben, aber wir brauchen Beweise.« Er lächelte wohlwollend, wodurch Dave sich am Ende ihres Gesprächs nur noch schlechter fühlte.

Als er jedoch mit einem Kaffee in der Cafeteria saß, war Dave nicht überzeugt. Er verstand Wetherbys Widerwillen gegen den Gedanken, irgendjemand im Dienst könnte den Verdächtigen helfen, aber er war wegen der Heftigkeit seiner Reaktion beunruhigt. Es war, als habe Wetherby dieselbe Idee gehabt und dann verworfen. Er wird der Sache nicht nachgehen, dachte Dave säuerlich und wurde wieder etwas fröhlicher, als er merkte, dass Wetherby es *ihm* nicht ausdrücklich verboten hatte.

Liam O'Phelan mochte Mehrdeutigkeit überhaupt nicht. Studenten, die herumeierten oder nicht genau wussten, was sie sagen wollten, machten ihn ungeduldig. Und nun war er ungeduldig mit sich selbst. Denn nach dem Besuch von »Miss Falconer« wusste er nicht, was er tun sollte.

Ein Teil von ihm war versucht, schlafende Drachen nicht zu wecken, da er spürte, dass ihr Erwachen gefährlich sein könnte.

Falls der Mann in London meinte, er habe das alles hinter sich gelassen, war er vielleicht nicht sehr erfreut, wenn O'Phelan wieder auftauchte wie das schwarze Schaf einer Familie, das plötzlich wieder zurückkehrte.

Wer weiß? Der Mann konnte in Panik geraten und alles erzählen. O'Phelan fragte sich kurz, ob er wegen seiner Rekrutierung belangt werden könnte. Dann erinnerte er sich, dass sie dem Burschen nie gesagt hatten, er solle irgendetwas *tun*.

Doch ein anderer Teil von ihm – der größere Teil, wie er nach ein, zwei Wochen spürte – wollte die Dinge in Bewegung bringen, wenn auch nur aus Neugier. Was war aus dem, den er rekrutiert hatte, wohl in all den Jahren geworden? Hatte er sich sehr verändert? Hatte er geheiratet, sich etabliert, zu vergessen versucht, dass eine weitere Agenda sein Leben bestimmte? Würde er O'Phelans Abscheu gegenüber der Situation in Nordirland teilen, diesem elenden Scheinfrieden, der nicht mehr war als ein Ausverkauf?

Die Neugier siegte, und mit einer Energie, die er seit Jahren nicht mehr gespürt hatte, machte er sich halb erregt, halb ängstlich ans Werk. Ein Dutzend Anrufe war nötig, aber schließlich hatte er die Nummer, die er wollte. Es war eine Handynummer. Die ersten drei Male war es ausgeschaltet. Schließlich probierte er es noch mal, während er einen Stapel Klausuren korrigierte. Diesmal meldete sich sein Gegenüber sofort.

Ein listiges Lächeln überzog O'Phelans Gesicht. »Hallo«, sagte er. »Wissen Sie, wer hier spricht?«

Er wartete, und was er hörte, schien ihm zu gefallen. »Sie sind immer noch auf Draht, auch nach all den Jahren. Hören Sie zu,

ich störe Sie aus einem bestimmten Grund, auch wenn eigentlich Sie mir einen Anruf schulden. Gar nicht nett. Aber eine Frau ist hergekommen und hat Fragen gestellt.

Ich dachte mir, dass Sie das interessiert. Wie? Natürlich kann ich das. Ich würde sagen Mitte dreißig. Hellbraunes Haar, schulterlang, grüne Augen, mittelgroß. Attraktiv auf eine energische Art, kann sich gut ausdrücken. Schlauer, als ich zuerst dachte. Sie sagte, ihr Name sei Falconer und sie käme vom Verteidigungsministerium. Ich habe so getan, als glaubte ich ihr. Wir wissen es besser, nicht wahr?«

32

Immer noch skeptisch?«, fragte Charles Wetherby und blickte von der Speisekarte hoch. Er trug seine Lesebrille mit Horngestell, mit der er für Liz immer ein wenig wie ein Professor aussah, obwohl der elegante hellgraue Anzug und die polierten Schuhe an einer Universität aufgefallen wären.

»Wegen des Maulwurfs? Nein«, sagte Liz knapp und lächelte verhalten, um zu zeigen, dass ihre Meinung sich geändert hatte. »Ich glaube, wir haben da vielleicht doch ein Problem.«

»Bestellen wir erst mal«, sagte Wetherby und gab einer Kellnerin ein Zeichen. »Dann werden wir nicht unterbrochen, wenn Sie mir davon erzählen.«

Bei ihrer Anspannung war es frustrierend, mit den Neuigkeiten warten zu müssen, aber Liz war daran gewöhnt,

dass wichtige Dinge im Rahmen eines sonst trivialen Lebens passierten. Sie wusste, welche Wirkung die banalste Einzelheit haben konnte: der verpasste Zug, die Erkältung des Kinds, der leere Handyakku. Im Englisch-Leistungskurs ihres letzten Schuljahrs war sie nach den Gedichten W. H. Audens süchtig geworden, und sie erinnerte sich an eine ihrer Lieblingszeilen, die beschrieb, wie sogar das dramatischste Ereignis »einfach stattfindet/Während irgendeiner isst oder ein Fenster öffnet oder gerade vorbeigeht«.

Sie aßen weit weg von Thames House und zufälligen Beobachtern im Café Bagatelle, einem schicken Restaurant mit kühnem Glasdach im Skulpturengarten der Wallace Collection am Manchester Square. Liz hatte morgens Wetherby um einen Termin gebeten, gleich nach dem Anruf aus Irland. Er hatte einen gemeinsamen Lunch vorgeschlagen, was Liz ungewöhnlich vorkam, da sie sonst bloß denselben Tisch in der Kantine von Thames House und zuletzt ein Sandwich auf einer Luftwaffenbasis in Norfolk geteilt hatten.

Schließlich kam die Kellnerin. Sie bestellten von der Tageskarte. »Ich nehme ein Glas Wein«, sagte Wetherby, und Liz schloss sich dankbar an. Er wirkte heute relativ entspannt. Obwohl er von Natur aus zurückhaltend war, bewahrte ihn sein Humor vor Melancholie, und manchmal konnte er plötzlich unerwartet redselig und enthusiastisch werden, was Liz immer noch überraschte, obwohl sie es mochte. Im Allgemeinen pflegte er aber eine Haltung wohlwollender und leicht ironischer Distanz. Er war kühl auf die denkbar netteste Art, und oft fragte sie sich, ob er das Gleiche von ihr dachte.

Sie schaute sich in dem luftigen Speisesaal um. Es war Mittwoch, und das Restaurant war vergleichsweise ruhig – ein

paar Geschäftsleute, zwei oder drei Tische mit Society-Damen und ein paar amerikanische Museumsbesucher. Auch wenn es voller gewesen wäre, standen die runden Tische und Korbstühle so weit auseinander, dass man unbesorgt reden konnte, ohne Angst vor Lauschern haben zu müssen. Wetherby hatte es vor allem aus Diskretionsgründen ausgesucht.

Als die Kellnerin endlich weg war, entfaltete Wetherby seine Serviette und wandte sich Liz zu. »Also, was haben Sie rausgefunden?«

»Heute Morgen hat mich James Maguire angerufen.«

Wetherby blickte überrascht. »Ich dachte, er spricht nicht mit uns.«

»Dachte ich auch«, sagte Liz.

Wetherby schaute sie an und setzte ein trockenes Lächeln auf. »Sie müssen doch an ihn ran gekommen sein, Liz. Gut gemacht.«

Liz zuckte die Achseln. Sie dachte an das gespannte, streitbare Treffen mit James Maguire in Rotterdam. »Ich weiß nicht, ob es damit was zu tun hatte. Sein Gewissen ist erwacht, das ist alles.«

»Wird er uns helfen?«

»Das hat er schon. Er hat Sean Keaney's Tochter in Dublin besucht. Es hat sich herausgestellt, dass eine ihrer engsten Freundinnen an der Universität eine Anhängerin ihres Vaters war. Eine IRA-Sympathisantin namens Kirsty Brien.« Liz hielt inne und senkte die Stimme, obwohl die beiden nächsten Tische leer waren. »Kirsty hatte einen Freund, der Dozent wurde. Zuerst in Oxford, jetzt an der Queen's University Belfast. Außerdem hat sie Maddie Keaney noch erzählt, sie würde sich mit dem Mann nur wegen Keaney treffen.«

Wetherby zog die Augenbrauen hoch, das war das einzige Zeichen seiner Überraschung. »Sie haben den Kreis geschlossen«, sagte er. »Sehr gut. Ich war sicher, dass Sie mit Ihren Zweifeln über O’Phelan recht hatten – Sie liegen nur selten falsch –, aber ich hielt es immerhin für möglich, dass er jemanden auf der Liste kannte, ohne dass es mit der IRA zu tun hatte. Es hätte irgendeine Verbindung sein können.«

Er faltete die Hände und betrachtete sie nachdenklich. »Aber jetzt, wo Sie seine Verbindung zu Keaney gefunden haben, ist es viel wahrscheinlicher, dass er die Rekrutierung vorgenommen hat.« Liz fiel sein Manschettenknopf auf – ein goldener Kricketschläger. Wetherby sagte: »Aber wer ist es? Und was ist Ihr nächster Schritt?«

»Ich wollte sowieso noch mal mit O’Phelan sprechen, aber ich wollte warten, ob Peggy Kinsolving noch etwas rausfindet. Diesmal wollte ich Munition.«

»Die haben Sie jetzt.«

Liz nickte. »Ich glaube, ich fliege Anfang nächster Woche rüber. Ich will ihn nicht aufscheuchen, indem ich es zu dringend klingen lasse. Wir können immer noch nichts beweisen.«

»Nein, Sie haben recht.«

Ihre Vorspeisen kamen, und Liz schnitt ihre Galette mit Schafskäse. »Charles, haben Sie daran gedacht, was Sie tun, wenn wir einen Maulwurf finden? Besonders wenn er oder sie nie aktiviert wurde?«

»Ich werde tun, was ich kann, um ihn oder sie aus dem Dienst zu entfernen.« Er legte die Gabel hin. »Alles Weitere überlasse ich dem Generalstaatsanwalt. Vorausgesetzt natürlich, die Person wurde nicht aktiviert – Keaney hat da vielleicht nicht die Wahrheit gesagt.«

Mit dem Gedanken an ihre Überlegungen im Schlafzimmer des Culloden Hotels fuhr Liz fort: »Aber nur mal angenommen, die IRA hat den Maulwurf nicht aktiviert, wie hat er sich wohl gefühlt? Wahrscheinlich sehr enttäuscht.«

Charles schwieg, während die Kellnerin den Tisch für den Hauptgang abräumte. »Also haben Sie den Gedanken auch gehabt. Er hat mich verfolgt. Ich habe an etwas gedacht, was mein Vater mal zu mir gesagt hat. Ihrer war zu jung, um im Krieg zu sein, nicht wahr?«

Liz nickte.

»Mein Vater wurde kurz vor der Landung in der Normandie Offizier. Sein Regiment war in der vordersten Linie, aber zwei Tage, bevor sie an Bord gingen, starb meine Großmutter, und mein Vater erhielt Urlaub. Als er sich zurückmeldete, wurde er aus irgendeinem Grund ins Verteidigungsministerium nach London versetzt. Er hat nie gekämpft.«

Die Kellnerin brachte ihre Teller. Wetherby fuhr fort: »Ich fragte ihn mal danach. Ich sagte: ›Warst du nicht erleichtert, als du nicht kämpfen musstest?‹ Sein Gesicht werde ich nie vergessen. Er sagte, es sei das Schlimmste, was ihm je passiert sei.«

Er blickte Liz nachdenklich an. »Denken Sie nun an diesen Maulwurf. Er oder sie hat die schwerwiegende Entscheidung getroffen, für die IRA zu arbeiten, es geschafft, eingestellt zu werden, und ist bereit. Und dann zieht jemand in Belfast den Stecker raus, und die ganze Raison d'être ist weg. Können Sie sich vorstellen, wie sich jemand da fühlen muss?«

»Ist es das, was Sie beunruhigt?«

»Ja.« Wetherbys übliche Zurückhaltung machte nun offensichtlicher Sorge Platz. »Ich gebe zu, ich dachte zuerst, wir

müssten diesen Maulwurf finden, weil er illoyal war, aber ich hielt es auch für unwahrscheinlich, dass uns ein IRA-Schläfer gegenwärtig schaden könnte, also hatte es keine oberste Priorität. Aber jetzt bin ich da nicht mehr so sicher.«

Er zögerte, und Liz glaubte einen Moment lang, er wolle noch etwas sagen. Aber die Kellnerin kam, um die Wassergläser zu füllen, und der Moment ging vorbei. »Ich gehe am Freitag früher«, sagte sie. »Ich muss meine Mutter besuchen.«

»Geht es ihr gut?«, fragte Wetherby. Er schaffte es, dass sein Interesse aufrichtig, aber nicht neugierig klang. Es war die Art taktvoller Besorgnis, für die Liz gerade jetzt dankbar war.

»Ich weiß es nicht«, gab sie zu. »Man hat eine Geschwulst gefunden, und sie muss zur Biopsie ins Krankenhaus. Ich möchte hinfahren und sie hinbringen.«

»Natürlich«, sagte Wetherby. Er seufzte, schaute nachdenklich und befühlte seinen Krawattenknoten.

»Bestimmt wird sich alles regeln«, sagte Liz und gab einen Mut vor, den sie in Wirklichkeit nicht empfand.

Wetherby musste das gespürt haben, denn er sah Liz mit dem Blick an, den sie so gut kannte. Zuerst hatte Liz den »Röntgenblick« ebenso irritierend gefunden wie Dave – sie wusste nicht, ob er Amüsiertheit, leichten Zweifel oder sogar eine Anklage bedeutete. Nach und nach hatte sie aber verstanden, dass dieser Blick ein Zeichen von Konzentration war und kein Versuch, ihre Gedanken zu lesen.

»Wie geht es eigentlich Ihren Söhnen?«, fragte sie, bevor das Schweigen zu lange dauerte.

Er lächelte mit echter Freude. »Denen geht's gut. Cricket und Mädchen – das ist ihr Leben, und zwar in dieser Reihenfolge.«

»Und Joanne?«, fragte sie vorsichtig.

Wetherby zuckte die Achseln. »Die letzten Monate waren schwierig«, gab er zu. »Letzte Woche hatte sie eine Bluttransfusion, von der ihr Arzt sich viel versprach.« Seine Miene schien sich zu verdüstern. »Ich weiß nicht, ob es erfolgreich war.«

Liz wusste nicht, was sie sagen sollte. Wetherby lebte mit der chronischen Krankheit seiner Frau, seit Liz ihn kannte. Meistens versuchte Liz nicht zu tief in das Thema einzudringen, das sie für sich »Wetherbys Frau« getauft hatte. Aus seinen eher peinlich berührten Reaktionen, wenn sie nach Joanne fragte, schloss sie, dass ihm das lieber war.

»Das tut mir leid«, sagte sie aufrichtig und fügte hinzu: »Es muss für die Jungen sehr schwer sein.«

Er verzog leicht das Gesicht, während die Kellnerin abräumte. Weder er noch Liz nahm einen Nachtsch, und Wetherby bat um die Rechnung. Er sah nachdenklich aus, dachte Liz traurig, während sie auf seine Kreditkarte warteten. Plötzlich fasste er über den Tisch und drückte freundschaftlich Liz' Arm. »Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht mit meinen Problemen belasten. Ich weiß, wie sehr die Marzipan-Sache Sie getroffen hat. Es war für uns alle schlimm, aber für Sie am meisten. Ich fand, Sie haben sich hervorragend verhalten – aber das wusste ich ja. Ich hoffe, das Ergebnis bei Ihrer Mutter ist gut.«

Nach dieser ungewohnten Gefühlsäußerung blickte er streng um sich, schob den Stuhl zurück und stand auf.

Seit dem 11. September musste man sogar bei innerenglischen Flügen den Pass zeigen. In seinem Schrank mit Zahlenschloss in Thames House lag für geheime Operationen ein Reisepass auf einen anderen Namen, aber er wollte nicht riskieren, dass dieser Name auf einer Passagierliste auftauchte, denn bei einer zufälligen Überprüfung hätte man eine Erklärung von ihm fordern können. Das wäre tödlich gewesen.

Er hatte aber noch einen Pass. Auch dieser trug einen falschen Namen, stammte aber von keiner britischen Behörde. Die Beschaffung war schwierig gewesen – er hatte einen inzwischen im Ruhestand lebenden tschechischen Fälscher beauftragt, der jahrelang ab und zu für den Mossad gearbeitet hatte – und sehr teuer. Es war seine Versicherung, und jetzt bewies sie ihren Wert.

Als Profi nahm er seine falsche Identität an, sobald er das Haus verließ. Er hieß Sherwood und war Geschäftsmann mit Interessen in Nordirland. Er hatte den Tag genau geplant und nahm den Flug um sieben Uhr ab Heathrow mit einem Haufen Geschäftsleuten und Beamten.

Wenn er Glück hatte, würde er um zwei Uhr wieder in London sein. Seine Abwesenheit fiel nicht auf, weil er ein paar Tage freigenommen hatte. Er hatte seiner Sekretärin gesagt, er habe ein paar Arzttermine und werde von zu Hause aus arbeiten. Diese Art von Entschuldigung schreckte alle Frager ab, die ein Minimum an Taktgefühl besaßen.

Sherwood dachte über den Dozenten nach, wie er es fast pausenlos seit dem Anruf tat. Wahrscheinlich war er inzwischen Professor. An seiner intellektuellen Qualität gab es keinen Zweifel. Seine Urteilsfähigkeit war etwas anderes. Deswegen musste er ihm diesen raschen Besuch abstatten.

Wie eindrucksvoll der Dozent bei ihrer ersten Begegnung wirkte – redegewandt, leidenschaftlich, charismatisch, vor allem für einen unerfahrenen Studienanfänger. Hatte er ein »Privatleben«, diesen Euphemismus für Sex? Wahrscheinlich, obwohl das nie klar gewesen war. Da war dieses Mädchen, von dem er so oft sprach, der Heißsporn in Dublin.

Es gab noch andere Unklarheiten. Der Dozent verbrachte seine Tage in einer abgeschiedenen Welt der Geschichte und der Ideen, war aber von der Welt des Handelns fasziniert. Schon das bloße Reden darüber erregte ihn, wie einen Schauspieler, der nur auf der Bühne lebendig wird. Doch wie Sherwood aus Erfahrung wusste, war das für den Dozenten eine Ersatzbefriedigung. Wie für einen amerikanischen Salon-Iren, der aus der Sicherheit einer Bar in Boston gern Geld an seine IRA-Cousins schickte, obwohl O'Phelan den Vergleich als Beleidigung empfunden hätte.

Wie seltsam, jetzt an Amerika zu denken, denn Amerika hatte seine eigenen Ressentiments genährt und ihn überhaupt erst mit dem Dozenten in Berührung gebracht.

Er war in dem freien Jahr vor dem Studium mit seinem besten Freund Timothy Waring in die Staaten gefahren. Sie wollten von New York aus mit dem Greyhound-Bus die klassische Reise junger Engländer durch die gewaltigen Vereinigten Staaten machen.

Er kam nie über New York hinaus. Er gab Timothy die

zweihundert Dollar, die sie als Preis für dessen Komplizenschaft vereinbart hatten, sowie einige Postkarten, die er in einem Andenkenladen an der Fifth Avenue gekauft hatte. Niagarafälle, Oberer See, die Rockies, Glacier National Park und Golden Gate Bridge. Alle waren bereits geschrieben und wurden in den kommenden Wochen von Timothy pflichtbewusst an diesen berühmten Orten eingeworfen.

In diesen drei Wochen blieb Sherwood in New York und versuchte, so viel wie möglich über seinen Vater herauszufinden, den er vor zehn Jahren zum letzten Mal gesehen hatte, sechs Monate vor seinem plötzlichen Tod.

Er erfuhr mehr, als ihm lieb war, sobald er den engsten Freund seines Vaters, Harry Quinn, einen pensionierten Journalisten der *New York Daily News*, auftrieb, der jetzt auf Long Island lebte und sich gern mit dem Sohn seines alten Kumpels in seiner früheren Stammkneipe Costello's Bar an der 44. Straße traf.

Sie saßen in einer Ecke, umgeben von trinkenden Journalisten. Quinn machte Smalltalk, während er vier Krüge Bier trank, und erklärte ihm dann überraschend nüchtern, was mit seinem Vater wirklich geschehen war. Es war nicht der schnelle Herzinfarkt, den seine Mutter beschrieben hatte. Stattdessen sprang sein Vater von der Brücke an der 59. Straße. Ein Selbstmord aus Ehrverlust.

Ehrverlust – es gab kein anderes Wort für den Fall seines Vaters oder für die Schande, die man über ihn ausgeschüttet hatte. Im Zeitungsarchiv der New York Public Library an der 40. Straße entdeckte der Sohn die ganze schmutzige Geschichte auf den vergilbten Seiten alter Zeitungen.

Es hatte ganz anders begonnen. In einer dreiteiligen Serie für

die *New York Daily News*, alle auf der Titelseite angekündigt, hatte sein Vater das Geständnis eines Samuel Lightfoot veröffentlicht, der zur britischen Sondereinheit SAS gehört hatte. In einer langen militärischen Karriere war Lightfoot viermal in Nordirland gewesen.

In den Worten seines Vaters berichtete Lightfoot eine Geschichte voller Brutalität und Gewalttaten durch die SAS in Nordirland, die selbst ihre schärfsten Kritiker überraschte. Kurz gesagt hatten Lightfoot und seine Kameraden angeblich eine Politik der gezielten und manchmal wahllosen Erschießungen ausgeführt. Er beschrieb eine Mission, bei der er und zwei andere SAS-Männer zwei IRA-Leute erschossen hatten, die eine Bombe in einem Restaurant in Lisburn legen wollten; damals wurde darüber als erfolgreiche Aktion gegen den Terrorismus berichtet. Was laut Lightfoot nicht an die Öffentlichkeit kam, war die Tatsache, dass die beiden Männer sich ergeben wollten, als man sie stoppte, aber trotzdem erschossen wurden. Beide waren unbewaffnet, und entgegen der Berichte wurde keine Bombe gefunden.

Ein andermal war ein Mann, der bei Nacht über ein Feld in Armagh ging, erschossen worden. Er stellte sich als örtlicher Farmer heraus, der eine Abkürzung vom Pub nach Hause nahm und keinerlei Verbindungen zur IRA hatte. Die britische Armee hatte die Erschießung nie zugegeben, und sie blieb ungeklärt, obwohl in den Belfaster Zeitungen spekuliert wurde, dies sei ein weiteres Kapitel in einer langen Serie ungelöster Morde durch paramilitärische Gruppen.

In allen drei Artikeln wurden zahlreiche dokumentarische Details aufgeführt, Zeit, Ort und beteiligte Personen bei dem, was ein New Yorker Kolumnist »BA« nannte – nicht British

Airways, sondern Britische Anschläge. Den Lesern erschien es offensichtlich, dass nur ein Zeuge dieser SAS-Operationen sie so lebhaft und in allen Einzelheiten beschreiben konnte.

Die Wirkung der Berichte war explosiv. Im Repräsentantenhaus unterstützte Tip O'Neill, der von anderen irischen Amerikanern häufig für seine Kritik an der IRA attackiert worden war, eine Resolution, die das Ende aller geheimen britischen Aktivitäten in Nordirland forderte. Die Nachrichtenagenturen berichteten sofort von der Lightfoot-Geschichte und sorgten für ihre Verbreitung in mehreren Tausend Zeitungen im ganzen Land. Sogar die vornehme *New York Times*, die meist auf ihren plebejischen Vetter, die *Daily News*, herabschaute, gab die Wirkung der Artikel zu, und einer ihrer Kolumnisten schrieb, der Autor sei ein Kandidat für den Pulitzerpreis.

Drei Tage lang genoss sein Vater einen Erfolg, von dem die meisten Journalisten nur zu träumen gewagt hätten. Er nahm Gratulationen entgegen, wurde gefeiert und badete im Ruhm einer der unzweifelhaft größten Geschichten des Jahrzehnts.

Dann stürzte der Himmel ein. Vier Tage nach Erscheinen des ersten Artikels brachte die Londoner *Sunday Times* ihre eigene Sensation auf der Titelseite. Sie erklärte, die Lightfoot-Artikel entbehrten jeder Grundlage, ihre Quelle Samuel Lightfoot sei ein Hochstapler und notorischer Lügner. Er habe nicht in Nordirland gedient, sondern sei nur kurz Soldat der Reserve gewesen, wo sein einziger Kontakt mit der SAS in einer einsamen Wochenendübung auf deren Trainingsgelände in Herefordshire bestand. Zu allem Überfluss hatte Lightfoot in den Sechzigerjahren wegen Betrugs drei Jahre im Gefängnis gesessen.

Der Aufschrei war noch gewaltiger als die Reaktion auf die Artikel selbst und kam sogar in den Fernsehnachrichten. In Washington sagte Tip O'Neill siebenmal »Kein Kommentar« zu einem aufdringlichen Reporter, und die Resolution des Repräsentantenhauses wurde hastig zurückgezogen. Der britische Botschafter äußerte sich »zufrieden, dass die Wahrheit schließlich ans Licht gekommen ist«.

In New York brachte die *Daily News* eine beispiellose Gegendarstellung auf der Titelseite, druckte einen Kommentar von bemerkenswerter Unterwürfigkeit ab und feuerte seinen Vater sofort. All das wurde von der *New York Times* schadenfroh in einer Ausführlichkeit berichtet, die bei der Nachricht von den ursprünglichen Artikeln fehlte.

Zwei Monate später wurde der Tod seines Vaters in den Lokalnachrichten dieser Zeitung kurz mitgeteilt. Die *Daily News* erwähnte ihn gar nicht.

Der junge Mann war nach England zurückgekehrt, wo er weder seiner Mutter noch seinem verhassten Stiefvater etwas von dem erzählte, was er herausgefunden hatte. Sie hielten ihn bloß für verschlossen, als er nur widerwillig von seiner Busreise durch Amerika erzählte.

Sein Inneres war in Aufruhr, und er fühlte eine Mischung aus Verwirrung und Scham. Wie hatte sich sein Vater nur so täuschen lassen können? Warum ließ er sich von einem so offensichtlichen Scharlatan reinlegen – der in Wirklichkeit nicht mal Lightfoot hieß, wie sich später herausstellte? War der betrogene Autor dieser Artikel wirklich der Mann in seiner Erinnerung? Ein mutiger, zuversichtlicher, sorgloser Mann, dessen Andenken sein Sohn Respekt, Bewunderung und Anbetung entgegenbrachte.

Der junge Mann fühlte zunächst nur Schmerz, und dies hielt während seines ganzen ersten Jahres in Oxford an, wo er die akademische und soziale Szene angesichts dessen, was er wusste, seltsam entmutigend fand. Er studierte fleißig, blieb aber für sich und brütete über dem, was er jetzt als unwiderruflich befleckte Herkunft ansah. Er wurde sogar religiös und verlor sich in jeder Art von rein konventionellem Verhalten; er imitierte die Art von Mensch, die der Vater, an den er sich erinnerte, nie gewesen war.

O'Phelan war sein Retter, obwohl seine Dankbarkeit angesichts des späteren Verrats des Tutors schon längst verflogen war.

Im zweiten Jahr hatte er ein Mädchen bei einer Party im St. Hilda's College getroffen, einem Frauen-College, das eisern an der Nichtzulassung von Männern festhielt. Sie war sehr weit links und hatte ihn zu einem politischen Vortrag eingeladen, der zu einer ganzen Serie in der Alten Feuerwache gehörte. Er war hingegangen und hatte sich fast zu Tode gelangweilt – der Redner war ein Veteran der 68er-Unruhen und hatte fast eine Stunde über die »Schlacht« an der Sorbonne und die Gemeinheiten der CRS-Polizisten gepredigt. Als das Mädchen ihn zum nächsten Vortrag einlud, wollte er schon ablehnen, bis er den Titel sah: »Von Boston bis Belfast: Englands schmutzige Tricks in Nordirland und Übersee«. Etwas in der Art. Er wurde von einem örtlichen College-Dozenten gehalten.

Seine linke Freundin hatte es nicht geschafft, darum saß er allein unter vielleicht zwanzig Trotzisten und Marxisten, während ein dünner junger Mann mit sanfter Stimme (und nur dem Hauch eines irischen Akzents) darüber sprach, was die Briten seiner Meinung nach wirklich im Schild führten.

Die These war nicht sehr raffiniert und jedem geläufig, der schon mal einen IRA-Sprecher im Fernsehen gehört hatte. Die Engländer wollten keineswegs den Frieden bewahren, sondern den imperialistischen Besatzungsstatus, und würden alles tun (wirklich alles, betonte der Redner), um dies zu erreichen.

Bald folgte sein Zuhörer dem Vortrag aber wie hypnotisiert, denn nach diesen üblichen nationalistischen Glaubenssätzen begann Liam O'Phelan (so hieß der Redner) mit wortgewandter Leidenschaft über eine inoffizielle Politik der gezielten Erschießungen durch die SAS in Nordirland zu sprechen. Zum Erstaunen des jungen Mannes erwähnte O'Phelan sogar den Mord an dem unschuldigen Farmer in Armagh, der in den Artikeln seines Vaters aufgetaucht war.

Hinterher war er zu dem jungen Dozenten gegangen und wartete geduldig, während irgendein irischer Jünger mit ihm schwatzte. Als er dran war, hatte er ihn gefragt, ob nicht viele seiner Vorwürfe schon lange entkräftet worden seien.

»Was meinen Sie damit?«, hatte O'Phelan scharf gefragt. »Wie entkräftet?«

Hatte es nicht diesen Skandal in New York gegeben, wo ein Reporter, der ähnliche Anschuldigungen wie O'Phelan heute erhoben hatte, entweder mit einem Betrüger zusammengearbeitet hatte oder von ihm hereingelegt worden war? Seine Anklagen waren von Anfang an gefälscht gewesen.

O'Phelan blickte ihn verächtlich an. »Ihr Brits, also wirklich«, sagte er. »Ihr glaubt alles, was eure zahme Presse euch erzählt. Das Ganze war eine Falle. Der Mann, der sich Lightfoot nannte – er war die Quelle der Geschichte –, war vom britischen Geheimdienst geschickt. Der arme Journalist hatte keine Chance. Das meiste, was er schrieb, war absolut zutreffend, aber

wegen Lightfoots Falle glaubte niemand irgendwas davon. Verdammt clever vom Geheimdienst«, sagte er ohne Bewunderung. Schulterzuckend fügte er hinzu: »Sie werden mir natürlich nicht glauben.«

Vielleicht war er überrascht, als er den Studenten nicken und ein wenig lächeln sah – sein erstes Lächeln seit langer Zeit. »Oh, ich glaube Ihnen schon. Der arme Journalist war mein Vater.«

Und so begann ihre sonderbare Beziehung. O’Phelan hatte ihn unter seine Fittiche genommen, und er hatte dort recht bereitwillig gewohnt und war eine Art Schüler geworden (inoffiziell natürlich; er setzte sein Studium normal fort). Er hatte sogar Interesse für irische Geschichte und irischen Nationalismus gezeigt, um ihm eine Freude zu machen, und sowohl den Norden als auch die Republik besucht. Wenn O’Phelan je an der aufrichtigen Bindung an seine Sache zweifelte, so verschwieg er es, denn inzwischen hatten sie ihren Plan ausgebrütet. Außerdem, wer in der IRA würde sich Gedanken über seine innersten Motive machen, wenn es gelang, ihn ins Herz des Feindes einzuschleusen?

Und sie hatten einen gemeinsamen Feind. Der junge Mann akzeptierte O’Phelans Behauptung, sein Vater sei das Opfer einer Verschwörung gewesen, vollständig. Wer waren die Verschwörer? Wahrscheinlich das britische Konsulat in New York, dessen »Kulturattaché« – die übliche Position für den MI6-Mann vor Ort – Überstunden gemacht hatte. Dazu ein paar anglophile amerikanische Beamte, die einem geistesverwandten Reporter Informationen zukommen ließen, und im Handumdrehen war ein Leben zerstört. Sein Vater war gefeuert, hatte Reputation und Einkommen verloren und sah

zu, wie die harte Arbeit eines ganzen Lebens im Geschreibsel auf der Titelseite einer Boulevardzeitung verschwand. Juristisch gesehen, hatte er sich selbst getötet, aber nach jedem humanen Standard war er getötet worden. Sie hätten ihn genauso gut von der Brücke stoßen können, sein Blut klebte an ihren Händen.

Dank O'Phelan sah er die Mörder seines Vaters jetzt im grellen Licht – die Mitglieder des englischen Establishments, das angeblich nicht mehr existierte. Was für ein Unsinn, dachte Sherwood, während die Maschine auf Reishöhe stieg. Das Establishment existierte nicht nur, es blühte. Er selbst gehörte dazu.

Er erinnerte sich, wie O'Phelan das von Anfang an als Vorteil gesehen und ihn nach und nach überzeugt hatte, sich seines offensichtlichen englischen Wesens nicht zu schämen. Er sollte es vielmehr als geheime Waffe in dem Krieg benutzen, den beide inzwischen als notwendig erachteten.

»Niemand wird je Verdacht schöpfen«, hatte der Dozent zu ihm gesagt. »Sie werden meinen, du wärst durch und durch englisch. Denk an Philby; sie haben ihm geglaubt, als er sagte, er wäre kein Maulwurf. Oder Blunt. Sogar als sie wussten, dass er ein Spion war, ließen sie ihn weiter für die Queen arbeiten.«

Während die Maschine Nordwales überflog, schaute Sherwood auf Snowdonia herunter. Die Waliser wurden von den Engländern verachtet und blieben trotzdem passiv, dachte er. Ein paar angezündete Ferienhäuser, ein Beharren auf zweisprachige Straßenschilder; soweit er sehen konnte, war das das ganze Resultat ihrer nationalistischen Anstrengungen.

Aber waren die Iren wirklich besser? Sein Vater hatte es gehofft, und in den entscheidenden Jahren zu Beginn seiner Karriere auch sein Sohn. Doch über achtzig Jahre nach der

Teilung war das Land der Vereinigung nicht näher als 1922. Was für Narren, dachte er bitter. Er hatte zu helfen versucht (genau wie sein Vater, weiß Gott), aber sie hatten es nicht gewollt. Sie hatten den Kampf aufgegeben, als er sich gerade vorbereitete, zu ihnen zu stoßen.

Die Verführung der Macht – O’Phelan hatte recht damit gehabt. Er hatte immer gesagt, die größte Gefahr für Irland werde der Tag sein, an dem die Engländer verhandeln wollten.

Über der Irischen See erinnerte er sich an seine Besuche als Student in Irland, die Überfahrt von Holyhead nach Dun Laoghaire in hölzernen Booten, die wie große Schlepper waren. Die meisten Passagiere waren männlich, laut und froh, nach Hause zu fahren, und sie tranken in der Bar, bis sie an Deck kamen, um über die Reling zu kotzen.

Sein Flugzeug landete im leichten Nieselregen in Belfast und setzte hart auf, sodass Wasser unter der Tragfläche aufspritzte. Er ging rasch durch die Empfangshalle, vermied jeden Augenkontakt, umklammerte fest seine dünne Aktentasche und schlug den Mantelkragen hoch, als er sich in die Schlange am Taxistand stellte. Wie so viele seiner Mitreisenden war er auf dem Weg zu einem Termin in Nordirland.

Das Taxi setzte ihn im Zentrum ab, das voller Büroangestellter in Regenmänteln war. So früh am Tag sah Belfast aus wie jede andere Großstadt – keine Taschenkontrollen, keine Soldaten mit Gewehren, keine gepanzerten Fahrzeuge. Während er rasch Richtung Queen’s University ging, musterte er die gut gekleideten und wohlhabenden Passanten, die so offensichtlich für den Augenblick lebten und nur dafür. Verstehen sie es nicht?, dachte er bitter, als er sie ansah: ein alter Mann mit neuer Schirmmütze,

ein schick angezogenes Paar, das sich unter einem riesigen Schirm an der Hand hielt, ein schwarzer Teenager im Kapuzenpulli, der sich zum Rhythmus eines Walkman bewegte.

Aber schließlich hatte er nie wirklich das Gefühl gehabt, es für sie zu tun. Sie hatten es vergessen.

»Sehr pünktlich«, sagte O’Phelan mit dünnlippigem Lächeln. Als er sich umdrehte, trat sein Besucher ein und schloss die Tür hinter sich.

»Nehmen Sie Platz, ich mache Tee. Oder möchten Sie lieber Kaffee? Ich habe Whiskey, wenn Sie einen Drink möchten. Nein? Ist auch noch ein bisschen früh.«

O’Phelan war aufgeregt und konnte kaum still stehen, er fasste die Rückenlehne seines Stuhls mit beiden Händen, ließ sie dann los und trat einen Schritt zurück, um seinen Besucher zu mustern. »Sie sind nicht sehr gealtert, das muss ich sagen.« Er fuhr sich durch das lichter werdende Haar. »Wäre die Zeit nur zu mir auch so freundlich gewesen.« Er klang selbstironisch.

»Ich dachte, wir könnten irgendwo zum Lunch gehen. Es gibt ein ganz gutes Bistro ein Stück weiter. Wäre das sicher? Aber zuerst will ich hören, was Sie die ganzen Jahre gemacht haben. Erzählen Sie mir alles. Oh, aber erst der Kaffee, oder lieber Tee?«

Und er schoss in seiner Aufregung zurück zu der kleinen Nische in der hinteren Zimmerecke, wo er den Wasserkessel einschaltete und dann Milch aus einem kleinen Kühlschrank sowie Tassen, Löffel und Zucker aus dem Schrank nahm.

»Nehmen Sie Milch?«, fragte er über die Schulter zurück. Es kam keine Antwort, was ihn nur ganz kurz wunderte. Denn plötzlich bekam er keine Luft mehr, und irgendetwas drückte

seine Luftröhre zu. Als das Wasser kochte, war O’Phelan schon tot.

34

Als Liz zur Arbeit kam, ging sie direkt zu ihrem Schreibtisch im Raum für Agentenführung, um ihre Mails anzusehen. Sie fand eine Nachricht von Jimmy Fergus, der sie bat, ihn dringend anzurufen. Das erinnerte sie daran, dass sie ihren Belfast-Flug für nächste Woche buchen musste, aber zuerst rief sie Jimmy an. Er klang untypisch niedergeschlagen. »Ich habe eine schlechte Nachricht«, sagte er.

»Was ist los?«

»Dieser O’Phelan ...«

»Ja?« Wahrscheinlich steht nichts über ihn in der Datenbank, dachte sie. Schade.

»Er ist in seinem Arbeitszimmer in der Uni ermordet worden.«

»Du machst Witze«, sagte Liz. »Ich wollte ihn nächste Woche noch mal besuchen. Was ist passiert?«

»Er wurde gestern Abend gefunden, aber der Pathologe sagt, er wurde morgens ermordet. Jemand hat ihn erwürgt oder besser erdrosselt – mit einer Garotte.«

»Mit einer *Garotte*?«

»Ich weiß. Klingt wie *Der Pate*.«

»Irgendwelche Hinweise auf Täter oder Motiv?«

»Noch nicht. Es gibt ungefähr eine Million Fingerabdrücke, aber ich vermute, die gehören alle seinen Studenten.«

Liz dachte an die arrogante, leicht geschlechtslose Gestalt, die sie befragt hatte. »Ich kann mir vorstellen, dass er nicht sehr beliebt war, aber ihn umzubringen, geht etwas zu weit. Irgendwelche anderen Hinweise?«

»Wir untersuchen sein Privatleben. Er war ledig, aber bis jetzt nichts Neues an der Sexfront.«

»Warum hat man ihn so spät gefunden? Wo waren seine Studenten?«

»Er hatte alle Tutorien abgesagt, auch das Seminar am Nachmittag. Er erzählte einem seiner Studenten, ein alter Freund käme zu Besuch. Wir versuchen, diesen alten Freund zu finden.«

»Halt mich bitte auf dem Laufenden. Wir interessieren uns für den Fall.«

Es folgte eine lange Pause, und Liz sah vor sich, wie der große Mann an seinem Schreibtisch mit einem Becher Kaffee überlegte, worin das Interesse des MI5 genau bestand. »Natürlich«, sagte er schließlich. »Die Kripo leitet die Sache, aber ich kenne den leitenden Beamten.«

Liz legte auf, und ihre Gedanken rasten. Wieder ein Toter in ihrem Revier. »Reiß dich zusammen«, sagte sie halblaut, dann sah sie, dass Dave Armstrong an seinem Schreibtisch sie anstarrte. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

Sie nickte, wusste aber, dass es nicht so war. Sie ging durch den Korridor zum Konferenzraum, den sie und Peggy benutzten. Peggy war nicht da, und Liz schloss die Tür und setzte sich, um nachzudenken.

War sie für diesen Tod irgendwie verantwortlich? Hatte sie

unabsichtlich einen Fehler gemacht und O’Phelan in Gefahr gebracht? Besser, sie erzählte gleich alles Wetherby, dachte sie, als sich die Tür öffnete, und Wetherby wie auf Stichwort hereinkam. »Ich dachte mir, dass Sie hier sind«, sagte er mit dünnem Lächeln, aber dann sah er ihr Gesicht. »Was ist los, Liz?« Er zog einen Stuhl zurück und setzte sich neben sie an den Konferenztisch.

»Ich habe gerade mit dem Staatsschutz in Belfast gesprochen. Liam O’Phelan, dieser Dozent, ist ermordet worden.«

Wetherby blickte wie vom Donner gerührt. »Hatten Sie schon ein zweites Gespräch vereinbart?«

»Nein, ich wollte ihn heute Vormittag anrufen.« Liz schüttelte den Kopf. Es schien so unwirklich. Sie musste sich sagen, dass sie keinen Flug nach Belfast mehr zu buchen brauchte.

»Wusste irgendjemand, dass Sie mit ihm gesprochen haben?«

»Nur Peggy und Jimmy Fergus – ich war mit ihm am selben Tag abendessen. Ich wollte wissen, ob O’Phelan drüben in der Staatsschutzdatei wäre. Hier wussten die Leute, dass ich weg bin, aber ich habe nicht gesagt, wo.« Sie hielt inne und sah Wetherby so nachdenklich schauen, als sei er meilenweit weg. Ein wenig bitter sagte sie: »Ich habe das Gefühl, ich stehe wieder ganz am Anfang.«

»Keineswegs«, erwiderte Wetherby. Er schaute sie streng an, aber seine Stimme war ermutigend. »Sie wissen, dass es eine Verbindung zwischen O’Phelan und Keaney gab. Und Sie waren sicher, es gäbe eine weitere Verbindung zwischen O’Phelan und jemandem auf Ihrer Liste. Also müssen Sie diese Verbindung auf irgendeine andere Art finden. Es gab nie eine Garantie, dass O’Phelan Ihnen helfen würde.«

»Das stimmt«, gab Liz zu. Aber sie hätte lieber die Chance

gehabt, O’Phelan noch einmal zu befragen. Er hatte sich nicht festnageln lassen, aber sie war sicher, beim zweiten Mal hätte sie mehr aus ihm herausbekommen, vor allem da sie nun von seiner Beziehung zu Sean Keaney wusste.

»Sehen Sie irgendeine Verbindung zwischen Ihrem Besuch und seinem Tod?«

Liz schüttelte den Kopf. »Nein. Aber er hatte etwas Unheimliches an sich. Ich bin sicher, er wusste, dass ich vom Geheimdienst bin. Ich mochte ihn überhaupt nicht – obwohl das jetzt nicht mehr wichtig ist. Zuerst dachte ich, er wäre ein Frauenfeind, aber vielleicht hasste er bloß die Engländer.«

»Soll da oben vorkommen«, sagte Wetherby trocken. »Wenn er Spezialist für irische Studien war, war er vielleicht stark nationalistisch. Es könnte auch sein, dass sein Tod gar nichts mit Ihrem Besuch zu tun hat.«

Sie merkte, dass Charles sie prüfend ansah. Er sagte: »Sie haben letztes Jahr was abgekriegt. Dann Marzipan und jetzt das.« Er stand auf und fasste sich nachdenklich an die Krawatte. »Sie sind ein starker Mensch, Liz, und ich mache mir keine Sorgen um Sie. Vorausgesetzt, Sie fangen nicht an, sich um sich selbst Sorgen zu machen.«

»Okay«, sagte sie ruhig und verstand, was er meinte. Manchmal lag im Schuldgefühl mangelnde Selbstdisziplin, was sie beim Gedanken an Marzipan zu vermeiden versucht hatte. Bei Liam O’Phelan war es sicher möglich, dass er nicht ermordet worden wäre, wenn sie ihn nicht besucht hätte, aber wenn sie so dachte, konnte sie ihren Beruf genauso gut an den Nagel hängen. Was sie wirklich bedauerte, war, dass sie ihn nicht früher noch einmal besucht hatte. Zu spät, um sich deswegen den Kopf zu zerbrechen, sagte sie sich.

»Ich muss dringend mit Michael Binding reden. O’Phelan schrieb die Referenz für ihn – deshalb habe ich in erster Linie mit ihm gesprochen.«

»Michael hat ein paar Tage Urlaub, Liz. Er kommt erst nächste Woche wieder. Ich bin ein bisschen versucht, ihn zurückzurufen – wir könnten uns einen Vorwand überlegen –, aber wenn es etwas gibt, worüber wir uns Sorgen machen müssen, würde das zu früh alle möglichen Alarmglocken klingeln lassen.«

Liz schüttelte den Kopf. »Nein, das kann sicher warten. Trotz meiner Vorbehalte O’Phelan gegenüber glaube ich nicht, dass er irgendwas über Michael Binding zurückhielt. Offen gesagt, er verachtete ihn, und das wirkte sehr echt. Er hat irgendetwas anderes verschwiegen.«

»Vielleicht sollten Sie sich auf O’Phelans Zeit in Oxford konzentrieren.«

Sie nickte. »Ich werde Peggy bitten, sich noch mal reinzuknien. Ich will das Netz bei den Familien der Leute auf unserer Liste etwas weiter auswerfen und die entferntesten irischen Verbindungen überprüfen. Wir haben Dobson und seinen Cousin im Hochsicherheitsgefängnis; ich möchte sehen, ob es bei den anderen etwas Vergleichbares gibt.«

Der Besitzer des Buchladens stellte sich beim Verhör als

Jamaikaner heraus, ein Ex-Rasta mit einer Reihe von Drogendelikten und früheren Verbindungen zur englischen Black-Power-Bewegung.

Nun war er Muslim und vertrat seinen neuen Glauben mit dem Eifer des Bekehrten. Und mit einem neuen Namen – der in Kingston geborene Otis Quarrie nannte sich jetzt Jamil Abdul-Hakim. Dreadlocks und Rasta-Mütze waren verschwunden; er trug jetzt bei jedem Wetter einen weißen Kaftan und Sandalen. Geistig war er weit gekommen – Dave Armstrong, der ihm zuhörte, war klar, dass Abdul-Hakim viele, wenn nicht alle islamistischen Bücher gelesen hatte, die er verkaufte, und gern bereit war, mit jedermann ausführlich darüber zu diskutieren. Einschließlich Dave und einem verwirrt wirkenden Staatsschutzbeamten.

Es war Dave gelungen, ein paar Fragen einzuwerfen. Er hatte erfahren, dass Sohail Din ein verlässlicher Angestellter gewesen war, über den Abdul-Hakim angeblich sehr wenig gewusst hatte. Er war pünktlich, ruhig und fleißig gewesen. Da dieser Bericht sich mit Daves Eindruck deckte, war nicht mehr zu sagen. Abdul-Hakim tat Sohails Tod anscheinend wirklich leid; außerdem schien er aufrichtig zu glauben, es sei ein Mord aus rassistischen Motiven gewesen.

»Entschuldigen Sie«, sagte Dave jetzt und unterbrach die letzte Abschweifung, eine Verteidigung des Rechts muslimischer Schulumädchen, den Tschador zu tragen. »Könnten wir zu diesem Imam zurückkommen, Abu Sayed. Ich gehe davon aus, dass er hier ein paar Anhänger treffen sollte, aber das Treffen fand nicht statt.«

»Es gab viele Treffen, Mon«, sagte Abdul-Hakim, der trotz der neuen Identität nicht seinen Rasta-Akzent abgelegt hatte.

»Mit diesen Männern?« Dave gab ihm die Fotos von Rashid Khan und den anderen beiden Männern.

Der Jamaikaner warf einen flüchtigen Blick darauf und zuckte die Achseln.

»Wissen Sie, wer sie waren?«, fragte Dave.

»Nein.«

»Aber Sie erkennen sie wieder, nicht?«

»Sie waren hier, Mon, klar. Und weiter?«

»Und weiter haben sie sich mit dem Imam getroffen«, sagte Dave, der langsam ungeduldig wurde, »und sollten sich ein zweites Mal mit ihm treffen. Was ist passiert? Warum sind sie nicht wiedergekommen?«

»Das müssen Sie sie fragen«, antwortete Abdul-Hakim mit einem Anflug von Aufsässigkeit.

»Es ist Ihr Buchladen.«

»Aber es war das Treffen des Imams, Mon«, gab Abdul-Hakim grinsend zurück, und mehr war nicht aus ihm herauszuholen.

Im frisch gesaugten Wohnzimmer ihres Hauses in Wokingham war Thelma Dawnton recht sauer. Trevor hatte darauf bestanden, dabei zu sein, wenn Simon zu einem Gespräch zurückkam. Er war gut aussehend, der junge Simon, auch wenn er in seinem Parka ein bisschen schäbig aussah. Er war außerdem freundlich und mochte Badminton – obwohl er nicht oft dazu kam. Thelma wäre es nicht im Traum eingefallen, etwas anderes als eine treue Ehefrau zu sein (also gut, vielleicht im Traum, aber die Wirklichkeit war etwas anderes), doch als sie zu Trevor hinübersah, nahm sie ihm seine unnötige Aufsicht übel.

Trotzdem musste sie zugeben, dass Trevor von manchen

Sachen Ahnung hatte und sie nicht. Autos zum Beispiel – für die Simon sich sehr zu interessieren schien.

Zuerst hatten sie über die Männer nebenan geredet, und Thelma wusste, dass sie da geholfen hatte – jedenfalls mehr als Trevor, der selbst zugeben würde, dass er einen Pakistani nicht von einem Zulu unterscheiden konnte. Sie hatte ihr Gedächtnis durchforstet (und dabei Trevors »Erfinde nichts dazu« ignoriert) und sich selbst damit überrascht, was sie noch wusste.

Einer der Männer war klein gewesen, fast ein Zwerg, erinnerte sie sich, und sie war ziemlich sicher, dass er etwas hinkte. Vielleicht hatte er sich den Knöchel verstaucht, sagte sie, und Simon hatte das in sein Notizbuch geschrieben. Von den anderen beiden hatte sie eigentlich nur einen richtig gesehen, denn er blickte dauernd misstrauisch, als ob – darüber hatte sie seit dem letzten Gespräch mit Simon nachgedacht – er über etwas deprimiert sei. Und hatte auf der Frauenseite in der Zeitung nicht gestanden, Zorn und Depression seien meist miteinander verbunden (obwohl sie das Simon nicht erzählte)? Hatte da nicht auch gestanden, einer von vier Engländern habe Depressionen? Oder war es einer von zwölf?

An diesem Punkt verdrehte Trevor die Augen, was Thelma in Rage brachte und, in den Worten derselben Zeitung, ihr Selbstwertgefühl verletzte, obwohl sie entschlossen war, es nicht zu zeigen. Sie würde mit ihrem Mann noch über diese Angewohnheit reden, und zwar eher heute als morgen.

Diesmal schrieb Simon nichts auf, sondern kam auf ein anderes Thema. Auf Autos. Sie hatte gesagt, die Männer nebenan hätten ein schickes Auto gehabt, wobei Trevor prustete und Simon lächelte – sie wusste, das bedeutete, ein Mann hielt einen für bekloppt – und richtete seine Aufmerksamkeit einzig

auf ihren Mann. »Sie sagten, diese Männer fahren einen Golf. Schwarz oder vielleicht dunkelblau?«

»Schwarz.« Trevor ließ sich nicht beirren.

»Können Sie sich noch an etwas anderes erinnern? Irgendeine Besonderheit, etwas Ungewöhnliches?«

Und Trevor hatte dagesessen und gesagt: »Die Nummer fing mit T an.«

Sie wollte sagen, was ist denn daran so wichtig, aber dann hatte sie Simons aufgeregtes Gesicht gesehen und beschlossen, gar nichts mehr zu sagen. Männer, dachte sie angewidert. Männer und Autos.

Doris Feldman wollte helfen, wusste aber nicht wie. Wegen ihrer Schlaflosigkeit saß sie frühmorgens am Fenster, aber es war nie etwas auf der anderen Straßenseite zu sehen gewesen – jedenfalls seit der Nacht, als der Polizist gekommen war. Wie sie zu dem jungen Mann im Parka sagte, der einen Tee mit ihr trank – er hätte fast ihr Enkel sein können, dachte sie –, gab es nichts über die Besucher des Buchladens zu sagen, was sie nicht schon gesagt hatte.

Der junge Mann nickte. Und er schien nicht überrascht zu sein. Fast beiläufig schob er ihr ein Blatt mit fotokopierten Bildern der drei jungen Männer zu. Alle drei sahen indisch oder pakistanisch aus, und zuerst schüttelte Doris den Kopf, als der junge Mann im Parka fragte, ob sie sie wiedererkenne. Dann ging die Erinnerung wie eine Glühbirne an. »Ich kenne ihn«, rief sie und zeigte auf das Foto von Rashid. »Und ihn auch«, sagte sie und zeigte auf ein anderes Foto.

»Warum?«, fragte der Mann geduldig.

»Dieser hier«, sie zeigte auf Rashid, »hat Kunststofftau

gekauft. Er wollte fragen, wie stark es ist, und der andere wurde ärgerlich. »Bezahl einfach bei der Frau«, sagte er, als wäre ich gar nicht da. Ziemlich unhöflich, wenn Sie mich fragen. Darum erinnere ich mich an ihn. Der andere Bursche schien niedergeschlagen zu sein. Armer kleiner Kerl.«

Warum war der Mann zurückgekommen? Er hatte ihm erzählt, was er über die Vermietung von Somerset Drive 48 wusste, nämlich fast nichts. Und Richard Penbury hatte so viel zu tun – er hatte allein am Nachmittag drei Besichtigungen gehabt und etwa eine Million dringende Anrufe zu machen.

Aber hier war der Polizist wieder, Simon irgendwas, und bat ihn, noch mal zu versuchen, sich an den Mann zu erinnern, der das Haus am Somerset Drive gemietet hatte. Ein weißer Mann, und genau das war die Schwierigkeit, versuchte er zu erklären – ein Pakistani wäre in diesem Stadtteil aufgefallen. Es war eine Art umgekehrter Rassismus.

Penbury sagte: »Ich habe an dem Tag vielleicht mit zehn Leuten wegen Immobilien gesprochen. Das sind fünfzig in der Woche, und seitdem sind fast vier Monate vergangen. Bestimmt sehen Sie das Problem.«

»Natürlich, aber alles, woran Sie sich bei Mr. Larrabee erinnern können, würde uns helfen. Ich meine, war er klein oder groß? Hatte er schlechte Zähne? Vielleicht erinnern Sie sich an solche Dinge. Hatte er zum Beispiel zuerst angerufen?«

»Bestimmt. Er wäre doch nicht auf gut Glück aus London gekommen.«

»London?«, fragte Simon rasch. »Woher wissen Sie, dass er von da kam?«

»Wegen seines Mietformulars. Er gab eine Londoner Adresse

an«, sagte Penbury müde angesichts des Interesses des Polizisten. »Nicht weil ich mich an irgendwas erinnere.«

Aber seltsamerweise ging ihm etwas im Kopf herum. Was war es? Irgendetwas Visuelles, aber kein Gesicht. Etwas, das mit einer Hand zu tun hatte. »Ich weiß«, sagte er plötzlich laut.

Der Polizist war überrascht. »Was denn?«

»Er trug einen Arm in einer Schlinge.«

»In einer Schlinge.« Simon klang zweifelnd. »Welchen Arm?«

»Das weiß ich nicht mehr, aber ich glaube, es war der linke. Er unterschrieb aber alles, wenn er also kein Linkshänder war ...«

»Denken Sie weiter nach«, sagte Simon. »Sie machen es gut.«

Penbury dachte ja nach. »Lassen Sie sich Zeit«, sagte Simon. Und das tat er, er konzentrierte sich, während Bilder von Gesichtern, Gesten und sogar einer Handtasche durch seinen Geist zogen. Aber dann klingelte das Telefon auf dem anderen Schreibtisch, und Millie, die neue Sekretärin, kreischte laut, als sie sich Tee über die Bluse goss, und damit war es aus. Völlig aus. Er würde es wieder versuchen, versicherte er Simon, der enttäuscht wirkte, aber er müsse jetzt wirklich weiterarbeiten.

Sarah Manpini saß allein im Kontrollraum außerhalb von Reading und empfand den Monitorraum als eine Erholung nach einer weiteren Begegnung mit den Autobahnpolizisten von der Nachtschicht, die ihren Nachnamen auch nach zwei Jahren noch brüllend komisch fanden.

Sie machte seit über zwei Stunden Videoanalyse – es war nur nicht sehr analytisch, eher wie das sinnlose Glotzen irgendeines Fernsehsüchtigen, allerdings passierte nicht viel auf diesem Dokument des Verkehrs auf der M 4 beiderseits von Reading.

Um genau zu sein, *war* nicht viel passiert, denn das Material, das sie ansah, war fast eine Woche alt. Siebenundzwanzig VW Golfs hatten die Kamera aus dem einen oder anderen Grund in dem Zeitraum, den sie beobachtete, ausgelöst, aber nur drei waren schwarz oder dunkel genug, um als schwarz durchzugehen.

Zwei davon waren nach Osten gefahren, und sie hatte ihre Nummernschilder pflichtbewusst notiert. Der dritte fuhr wie der Teufel nach Westen – die Geschwindigkeit hatte die Kamera ausgelöst –, aber sein Nummernschild war auf dem Bildschirm nicht zu erkennen. Sie spielte das Band zurück und schaute genau hin. Auf das Schild war Leuchtfarbe aufgetragen worden. Schlau, dachte sie, das musste der Wagen sein. Sie sah weitere Bänder an, da sie nun wusste, um welche Zeit der Golf die Kamera westlich von Reading ausgelöst hatte. Und bingo – an der Ausfahrt Newbury hatte der Golf dreißig Minuten später die M 4 verlassen. Von dort war er dann weiter Richtung Norden gefahren.

Liz war seit dem Tag von Marzipans Tod nicht mehr in Tom Dartmouths Büro gewesen, und damals hatte sie nichts von ihrer Umgebung wahrgenommen. Heute nahm sie an einer Sitzung des Teams von Operation Fuchsjagd teil. Der Raum hatte die Standardgröße für einen Gruppenleiter, und da der Konferenztisch mit sechs Plätzen nicht ausreichte, hatte man

weitere Stühle hereingebracht. Trotz der vielen Menschen wirkte er aber überraschend kahl, fast klinisch, dachte Liz. Auf Toms Schreibtisch stand nichts von dem Krimskrams, den die meisten Leute mitbrachten, um ihren Arbeitsplatz persönlicher zu gestalten. Keine Familienfotos, keine Schreibtischunterlage, keine Andenken aus dem Ausland. Nicht mal ein Lieblingskaffeebecher, soweit sie sehen konnte. Die etwas neutralen Kunstdrucke an der Wand stammten aus einer für den öffentlichen Dienst gedruckten Serie berühmter Gebäude.

Im Raum herrschte eine besorgte und düstere Atmosphäre. Sie kamen kaum bei der Suche nach der Buchladengruppe oder deren Ziel voran. Operation Fuchsjagd schien auf der Stelle zu treten. Und die Zeit wurde offensichtlich knapp.

Tom führte den Vorsitz bei dem Treffen, dem ersten, an dem Liz seit zwei Wochen teilnahm. Er tat es sehr kompetent, besaß aber nicht Wetherbys Fähigkeit, die Leute in ein Team einzubinden. Bei Charles fühlte sich jeder Mitarbeiter frei, seine Meinung zu sagen, aber Schwätzer wurden gebremst, bevor sie ins Schwatzen kamen. Bei Charles fühlte man sich zugleich geführt und gefördert, dachte Liz, auch wenn es schlecht lief. Heute fühlte sie nur eine niederdrückende Ohnmacht.

Reggie Purvis hatte für das A4-Team berichtet. Es waren keine wichtigen Besucher im Buchladen oder Rashid Khans Haus in Wolverhampton gewesen. Die Überwachung seiner Schwester hatte nichts Greifbares ergeben.

Michael Binding war für A2 wortreicher, hatte aber ebenfalls keine Erfolge zu vermelden – keine Anrufe aus Amsterdam mehr an den Buchladen oder an Rashids Zuhause, nichts von Interesse an seine Schwester und nichts Relevantes von den Mikrofonen im Buchladen.

Jetzt schloss Judith Spratt ihren Bericht ab. Sie hatte die einzigen positiven Neuigkeiten: »Ich habe gerade vom Kontrollraum in Reading gehört, dass in der Nacht, als die Männer das Haus in Wokingham verließen, ein dunkler Golf bei Newbury die M 4 verließ und Richtung Norden fuhr. Sie arbeiten noch dran. Dave, hast du von den Nachbarn noch was über den Golf erfahren?«

»Ich habe mit diesem Trevor geredet«, sagte Dave. »Er ist sicher, dass die Nummer mit T anfing. Schwarze Lackierung. Nützt das was?«

»Ich glaube, das hatten wir schon«, sagte sie.

»Sonst noch was, Dave?«, fragte Tom, der anscheinend gern zum Schluss kommen wollte.

Dave berichtete zunächst kurz von seinen Gesprächen mit Jamil Abdul-Hakim und Doris Feldman und dann von der entmutigenden Unterhaltung mit dem Immobilienmakler in Wokingham. Offensichtlich war der mysteriöse weiße Unbekannte wichtig, aber alle stimmten überein, die Schlinge werde nicht bei der Identifizierung helfen. Wahrscheinlich war sie nur ein Täuschungsmanöver gewesen, um von seinem Gesicht abzulenken. Als Dave einen Moment schwieg, merkte Liz, dass Michael Binding seine Papiere für einen raschen Abgang zusammenschob. Judith sucht angestrengt etwas in ihrer Tasche.

»Dann bekam ich heute Morgen einen Anruf«, sagte Dave. Etwas in seiner Stimme ließ alle aufhorchen.

»Als ich Trevor gestern befragte, erzählte er mir nur von dem Auto. Aber heute rief mich seine Frau an, um zu sagen, sie hätte sich noch an etwas anderes erinnert.«

Er hielt wieder inne, und Liz fragte sich, was er im Schild

führe. Sie hatte Dave vorher schon getroffen, und er hatte nicht gesagt, dass er etwas Wichtiges herausgefunden hatte. Warum also die dramatische Präsentation? Er manipulierte sein Publikum wie ein Schauspieler, der einen weiteren Applaus haben wollte. Das passte überhaupt nicht zu ihm.

Sie blickte umher. Binding, Judith Spratt, Rose Love, Reggie Purvis und einer seiner A4-Leute saßen am Tisch, Tom Dartmouth an der Stirnseite sowie natürlich Liz selbst. Wen wollte Dave beeindrucken?

»Mrs. Dawnton sagt, sie hätte vor ein paar Wochen gesehen, wie jemand die Terroristen besuchte. Ein weißer Mann. Er kam nachts, aber sie sah ihn gut, weil er den Bewegungsmelder der Dawntons auslöste. Sie sagte, sie könnte ihn identifizieren, wenn sie ihn wiedersehen würde. Also fahre ich heute Nachmittag runter, um mit ihr zu reden.«

Niemand sagte etwas. In der Stille hörte Liz eine Neonröhre summen. »Gut«, sagte Tom schließlich. »Halten Sie uns auf dem Laufenden.«

Warum habe ich nicht die Sonnenbrille mitgenommen?, fragte sich Liz und merkte dann, dass zwei Tage mit ununterbrochenem Regen die Aussicht auf schönes Wetter eher unwahrscheinlich gemacht hatten. Aber auf seine unsichere, englische Art kam der Sommer, und als sie London auf der A 3

verließ, rissen die Wolken auf, und die tief stehende Sonne schien ihr direkt in die Augen.

Sie war nicht in guter Stimmung. Der aufgesetzte Mut ihrer Mutter am Telefon machte ihr Sorgen. Schließlich wusste Luz, dass die Generation ihrer Mutter ein Problem umso leichtherziger abstritt, je schwerer es war. Auch die Arbeit lenkte sie nicht davon ab. Der Mord an O'Phelan hatte ihre Suche nach dem Maulwurf blockiert. Es gab keinen klaren Weg, wie sie weitermachen sollte.

Liz hielt fast zwei Stunden später zu einer Pause in Stockbridge, als es endgültig dunkel wurde. Es war eine hübsche Stadt in Hampshire zwischen kissenartigen Hügeln im Tal des Test mit einer langen ungewöhnlich breiten Hauptstraße. Man musste einen kleinen Umweg machen, aber Liz hielt hier sehr gern.

Sie vertrat sich die Beine und schaute sich ein paar Minuten die Schaufenster an, dann kaufte sie in einem Lebensmittelgeschäft eine Schachtel Schokoladentrüffeln. Sie wusste, dass sie trotz der Proteste ihrer Mutter die Hälfte noch vor dem Schlafengehen essen würden. In dem tiefen kleinen Teich, wo der Fluss unter der Hauptstraße hervorkam, beobachtete sie die Forellen. Gleich nebenan gab es eine Filiale des teuren Anglerladens Orvis, der zu dieser Jahreszeit voller Enthusiasten war, die sich auf die Saison, wenn die Eintagsfliegen schlüpften, vorbereiteten.

Ihr erster Freund war begeisterter Fliegenfischer gewesen, und sie lächelte bei der Erinnerung, wie viele Stunden sie bei Verabredungen am Flussufer verbracht hatte, wo sie ein Buch las, während Josh seine Fliege vorsichtig auf die klare Wasseroberfläche auswarf oder fluchte, wenn sie sich in den

Weiden hinter ihm verfang. Ihre Mutter hatte Josh sehr gemocht, darum brauchte Liz für die Erkenntnis, dass er sie fast zu Tode langweilte, länger, als sie es jetzt getan hätte.

Warum dachte sie immer an Männer, wenn sie ihre Mutter besuchte? Wahrscheinlich deshalb, weil Männer – oder konkreter gesagt, ein Ehemann – die Hauptsorge ihrer Mutter war, was Liz betraf.

Liz konnte ihrer Mutter nicht viel über ihre Arbeit erzählen, aber sie wusste, auch wenn sie einen normalen Job gehabt hätte, wäre das Interesse ihrer Mutter daran nicht so groß gewesen wie an dem, was für sie die wichtigen Fragen waren: Triffst du dich mit jemandem? Willst du ihn heiraten? Willst du keine Familie?

Im Moment keins davon, dachte Liz und wusste, dass diese Fragen am Wochenende wieder aufkommen würden, besonders weil ihre Mutter ins Krankenhaus musste. Als sie von Stockbridge losfuhr, gab sie zu, ja, natürlich wäre es schön, einen Ehemann zu haben. Und eine Familie. Aber nicht um jeden Preis. Und nicht, zumindest jetzt nicht, wenn es bedeutete, den Beruf aufzugeben, den sie liebte.

Eine halbe Stunde später erreichte Liz Bowerbridge und das achteckige Torhaus, in dem ihre Mutter immer noch wohnte. Es lag von der Straße zurückgesetzt innerhalb der rotbraunen Backsteinmauer, die das umgab, was einmal ein großes Landgut gewesen war.

Ihr Vater war über dreißig Jahre lang Verwalter des Besitzes gewesen, und Liz war dort aufgewachsen. Nach seinem Tod war ihre Mutter dageblieben und hatte letztes Jahr das Haus gekauft – was eigentlich nicht nötig war, weil der vorige Besitzer ihr ein lebenslanges Wohnrecht eingeräumt hatte. Hinter diesem Kaufstand aber ihre unausgesprochene Hoffnung, Liz würde

eines Tages auch herziehen. Mit ihr im Gartencenter arbeiten, einen Mann kennenlernen, heiraten, Kinder bekommen, sesshaft werden. In ihrem Kopf hörte Liz immer wieder die wichtigen Fragen ihrer Mutter.

Der Rest des Landguts war verkauft und das »Herrenhaus« – ein schönes, cremefarbenes Gebäude aus dem achtzehnten Jahrhundert – in Wohnungen und Erdgeschossbüros für das Gartencenter umgebaut worden, das den früheren Küchengarten einnahm. Liz' Mutter hatte dort als Teilzeitkraft gearbeitet. Gemäß ihrer Natur hatte sie aber immer mehr Verantwortung übernommen und führte jetzt den Betrieb. Und das in einem Alter, in dem andere schon an die Rente dachten. Nachdem der Tod ihres Mannes sie schwer getroffen hatte, hatte sie ein neues Leben begonnen, das ihr offensichtlich Spaß machte. Dadurch erschien Liz die Aussicht auf eine ernste Krankheit als umso härterer Schlag. Sie parkte, stieg aus und blieb auf dem Kies stehen, während ihre Augen sich an die Dämmerung gewöhnten. Im Gartencenter war immer noch Licht, denn es hatte im Frühling und Sommer lange geöffnet. Sie hoffte, dass ihre Mutter schon daheim war, und war erleichtert, sie in der Küche zu finden, wo sie darauf wartete, dass der Wasserkessel kochte.

»Hallo, mein Schatz«, sagte ihre Mutter. »Ich hab dich noch gar nicht erwartet.«

»Auf den Straßen war nicht viel los«, sagte Liz munter. Sie wollte ihrer Mutter nicht erzählen, dass sie mit Wetherbys Segen früher gegangen war, um nicht zu spät anzukommen.

»Ich hab gerade über das Abendessen nachgedacht«, sagte ihre Mutter und deutete vage auf den Herd. Eine offene Dose stand auf dem Tisch, aber Liz sah, dass sie für Purdey war, die

weiße Langhaarkatze, die ihre Mutter im vorigen Jahr aufgenommen hatte und sehr liebte.

»Ich mach das schon«, sagte Liz. Ungewöhnlicherweise ließ ihre Mutter das zu und setzte sich an den Küchentisch, während Liz Purdey fütterte und dann Rührei und Toast machte. Beim Essen vermied Liz jede Erwähnung des Krankenhausbesuchs am nächsten Tag, denn sie spürte, dass ihrer Mutter das lieber war. Muntere sie auf, sagte sich Liz. Zum ersten Mal wirkte ihre Mutter zerbrechlich und verletzbar. Und ängstlicher, als sie je zugegeben hätte. Als es Zeit zum Schlafengehen war, merkte Liz, dass sie die Schokoladentrüffeln nicht angerührt hatten.

Am nächsten Tag nach dem Lunch fuhr Liz ihre Mutter ins Krankenhaus. Die Ärzte wollten sie über Nacht dabehalten. »Nur zur Sicherheit«, sagten sie, und Liz akzeptierte es.

Die Prozedur fand um drei Uhr mit örtlicher Betäubung statt. Um vier Uhr lag ihre Mutter wieder auf der Station, wenn auch schläfrig von der Betäubung und einem Schmerzmittel, das der Arzt ihr injiziert hatte. Liz blieb eine halbe Stunde, ließ ihre Mutter dann ausruhen und fuhr ins Torhaus zurück, um Purdey zu füttern.

Während sie in der Küche gerade eine Dose öffnete, hörte sie ein Auto auf dem Kies vor dem Haus halten. Als sie durchs Wohnzimmer ging, sah sie, wie ein Mann langsam aus einem niedrigen Sportwagen stieg. Er war groß, hatte breite Schultern und trug schicke Freizeitsachen – Wildlederschuhe, einen Kaschmirpullover und dunkelblaue Cordhosen mit scharfer Bügelfalte. Dann erkannte sie Tom Dartmouth.

Sie hatte völlig vergessen, dass sie ihm erzählt hatte, sie werde am Wochenende bei ihrer Mutter sein, und auch, dass er bei

Freunden in der Nähe zu Besuch war. Warum hat er nicht vorher angerufen?, dachte sie unwillig, denn sie wusste, dass sie in Turnschuhen und einem grauen T-Shirt nicht berückend aussah. Dann fiel ihr ein, dass er wahrscheinlich angerufen hatte, als sie mit ihrer Mutter im Krankenhaus war.

Sie öffnete die selten benutzte Vordertür und ging hinaus, um ihn zu begrüßen. »Hallo, Tom«, sagte sie. »Ich bin gerade zurückgekommen.«

»Dann bin ich ja gerade richtig«, sagte er und ging zum Haus. »Was ist das für ein Geräusch?«, fragte er plötzlich. *Tie-tscha, tie-tscha, tie-tscha* kam es von der anderen Seite des Hauses wie das metallische Geräusch einer alten Schreibmaschine.

»Blaumeisen«, sagte sie, »meistens sitzt ein ganzer Schwarm in der Stechpalme.« Liz lauschte einen Moment, bis sie Toms Ungeduld bemerkte und an ihre Manieren dachte. »Kommen Sie rein«, sagte sie und führte ihn ins Wohnzimmer, das aufgeräumter war als die Küche. »Kann ich Ihnen was anbieten? Eine Tasse Tee?«

Tom schaute demonstrativ auf die Uhr. »Schon nach sechs«, sagte er. »Etwas Stärkeres wäre nicht schlecht.«

Liz blickte unruhig zum Tablett mit den Flaschen – ihre Mutter schaffte es nie, die Vorräte zu ergänzen. »Ein Whiskey wäre da«, sagte sie und zeigte auf eine halb volle Flasche Famous Grouse. Etwas trockener Sherry war auch da, sah sie erleichtert, obwohl sie nicht wusste, wie lange er schon offen war, außerdem der Lieblingsdrink ihrer Mutter – Stone's Ginger Wine.

»Vielleicht ein Gin?«, fragte Tom.

»Ich sehe mal nach«, antwortete sie ohne viel Hoffnung.

In der Speisekammer fand sie eine antike Flasche Gordon's,

in der gerade noch genug für einen großen Gin Tonic war. Hoffentlich hatte Tom nicht vor, lange zu bleiben. Sie fand etwas Eis, aber keine Zitrone, eine Packung etwas trockener Käsestangen und trug alles auf einem Tablett ins Wohnzimmer. Tom stand an der Verandatür. »Schöner Garten«, sagte er. »Hilft ihr jemand dabei?«

»Auf keinen Fall«, sagte Liz etwas scharf, »meine Mutter lässt sich nicht mal von mir helfen.«

»Wie geht es ihr?«, fragte er. »Sie sagten, sie müsste sich untersuchen lassen. Wann kommt sie raus?«

»Morgen. Dann wissen wir Näheres.«

Tom schien zu spüren, dass sie nicht darüber reden wollte, denn er deutete nach draußen und sagte: »Ein hübsches Fleckchen. Wohnt sie schon lange hier?«

»Dreißig Jahre«, sagte Liz und gab ihm seinen Drink. Sie selbst goss sich ein Glas Tonic ohne Gin ein. »Ich bin hier aufgewachsen«, fügte sie hinzu. »Mein Vater war der Verwalter.«

Tom setzte sich in den großen Sessel, in dem Liz' Mutter die Abende mit Stricken, Lesen oder Fernsehen verbrachte. »Cheers«, sagte er und hob das Glas. Er trank, dann stellte er das Glas ab und lehnte sich bequem zurück.

»Cheers«, antwortete Liz vom Sofa aus und begann, ihre Müdigkeit zu spüren. Die Kombination aus der Konzentration auf ihre Mutter und der Sorge um sie erwies sich als sehr anstrengend.

»Netter Kontrast zu Thames House«, sagte Tom.

»Es ist ein schöner Teil von Wiltshire«, stimmte Liz zu. »Wo sind Sie zu Besuch?«

»Meine Freunde wohnen etwa fünfzehn Kilometer westlich von hier. Nahe der Straße nach Blandford.«

»Wie heißt das Dorf?«

Tom zuckte die Achseln. »Sie haben eine Farm, und ich habe leider nicht sehr auf die Umgebung geachtet. Man kommt wohl zu Fuß ins Dorf, aber ich habe mir den Namen nicht gemerkt.« Er lachte glucksend. »Ich bin einfach so froh, dass hier nicht dauernd das Telefon klingelt.«

»Sie müssen die letzten paar Wochen ziemlichen Stress gehabt haben.«

»Kann man wohl sagen«, sagte Tom und nahm einen großen Schluck. »Hab ich immer noch. Ich habe die Leitung übers Wochenende Judith übergeben. Wie läuft es bei Ihnen?«

»Viel zu tun.«

»Sie machen was für Wetherby, nicht?« Als sie bloß nickte, sagte er: »Tut mir leid, ich wollte nicht schnüffeln.«

Sie zuckte die Achseln, um nicht wichtigtuerisch zu wirken. Dann fiel ihr ein, dass sie auch die Gelegenheit nutzen konnte, wenn sie schon über die Arbeit sprachen. »Sie waren doch in Oxford«, sagte sie. »Ist Ihnen je ein Dozent namens O'Phelan über den Weg gelaufen? Ein Ire?«

Tom nahm das Glas und schaute sie interessiert an. »Sie meinen, der Kerl, der ermordet wurde? Erst vor ein paar Tagen. Ich hab's in der Zeitung gelesen.«

»Genau der – ich sollte mit ihm über etwas sprechen. Aber jetzt ...« Sie ließ die Folgerung unausgesprochen. Sie beschloss, ihren ersten Besuch bei O'Phelan nicht zu erwähnen – sie wollte Toms Version des Mannes nicht durch ihren eigenen Eindruck beeinflussen.

»Ich habe ihn tatsächlich gekannt«, sagte Tom. »Eigentlich nicht gekannt; ich habe von ihm gehört. Er war eine ziemlich berüchtigte Figur.«

»Wirklich? Warum?«

Tom lächelte etwas gezwungen. »O’Phelan war das, was Nachrufschreiber gern einen überzeugten Junggesellen nennen. Jedem das Seine natürlich, aber manchmal war er etwas zu sehr an seinen Studenten interessiert. Ein guter Kumpel von mir wurde von ihm unterrichtet, was im ersten Jahr gut klappte – O’Phelan tat so, als sei mein Freund hochbegabt. Dann stand O’Phelan eines Tages mitten in einem Tutorium auf, schloss die Tür ab und machte sich an ihn ran. Mein Freund musste sich den Weg richtiggehend freikämpfen.« Bei dieser Erinnerung setzte Tom ein wissendes Grinsen auf. »Zum Glück spielte er in der Rugbyauswahl, also machte ihm das nicht viel Mühe. Aber er musste sich einen neuen Tutor suchen.«

»Wie hieß Ihr Freund?«

Bei der Frage schaute Tom überrascht. Es war natürlich nicht wichtig, aber sie hatte gern Namen, das half ihr, sich an die Geschichten der Leute zu erinnern.

»Clapton«, sagte er langsam. »Philip Clapton. Warum fragen Sie?«

Liz zuckte unschuldig mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Nur aus Neugier.« Sie lächelte gewinnend. »Jedenfalls haben Sie eine ganz neue Seite an O’Phelan eröffnet. Ich hatte gehört, er sei überzeugter Republikaner.«

Tom starrte sie entgeistert an. »O’Phelan? Sie überraschen mich.«

»Ich dachte, er wäre immer Nationalist gewesen, auch in Oxford.«

»Kann schon sein«, sagte Tom. »Darauf bin ich nie gestoßen. Was ist das denn?«, fragte er plötzlich und klopfte seine Hose ab, die von den Knien abwärts voller weißer Haare war.

»Tut mir leid. Purdey muss sich an Ihnen gerieben haben. Sie mag Männer.«

»Verdammte Katze«, sagte Tom und sammelte die Haare von der blauen Hose. Er schaute heiter zu Liz auf. »Ich hab eine Idee. Wie wäre es, wenn Sie sich das Kochen sparen? Ich lade Sie zum Essen ein. Ein Hotel in Salisbury soll ein sehr gutes Restaurant haben. Es wäre mir ein Vergnügen.«

Sie wusste, dass es nett gemeint war, aber es war das Letzte, was sie sich wünschte. Im Moment hatte sie nicht vor, etwas Schwierigeres oder Größeres zu essen als einen Teller Suppe; der Gedanke an ein dreigängiges Menü war unerträglich. »Das ist wirklich nett, aber es geht leider nicht.«

Tom wollte das nicht akzeptieren. »Ach kommen Sie, es wird bestimmt nett. Sie müssen sich entspannen. An was anderes denken.«

Sie zwang sich zu einem Lächeln, schüttelte aber den Kopf. »Ich wäre keine gute Gesellschaft. Außerdem muss ich in der Nähe des Telefons bleiben, falls etwas ist.«

»Nehmen Sie doch Ihr Handy mit«, beharrte Tom. »Wir können das Krankenhaus anrufen und ihnen die Nummer sagen.«

»Vielleicht ein andermal«, sagte Liz mit einer Andeutung von Unwillen.

Schließlich schien Tom die Botschaft zu verstehen. »Ich werde Sie dran erinnern.« Er sah auf die Uhr. »Es wird spät. Ich sollte besser los.«

Als er weg war, dachte Liz über das Gespräch nach. Ich sollte Jimmy Fergus anrufen und ihm einen Hinweis geben, dachte sie. Wenn O'Phelans geheimnisvoller Tod aber einen Hintergrund im Schwulenmilieu hatte, warum war er dann in seinem Zimmer

im College ermordet worden und nicht zu Hause? Und warum morgens?

Sie ging in die Küche, setzte etwas Suppe auf und machte einen Toast. Das und ein Glas Wein würde genau richtig sein. Sie wünschte sich, Tom wäre nicht so beharrlich gewesen; sie wirkte dadurch undankbar, sogar unhöflich, wenn auch nicht so sehr, dass sie nicht froh war, allein zu sein und einen ruhigen Abend vor sich zu haben. Sie würde gern mit ihm zum Abendessen gehen – aber in London, nicht wenn ich mir Sorgen um meine Mutter mache, dachte sie.

Sie war noch nie mit einem Kollegen ausgegangen, die Mischung aus Beruf und Vergnügen schien die Gefahr von Ärger zu bergen. Nicht dass Verabredungen mit Männern außerhalb des Geheimdienstes einfacher waren. Entweder waren sie verheiratet, dachte Liz, oder zu neugierig auf ihre Arbeit – oder beides. Vor allem die Neugierigen waren schwierig, weil ihr natürliches Interesse für ihre Arbeit nie zu befriedigen war. »Wie war dein Tag, Schatz?« war keine Frage, die sie ehrlich beantworten konnte, es sei denn, ihr Partner wäre in derselben Branche. Vielleicht erklärte das die Haltung des Dienstes zu Beziehungen zwischen Mitarbeitern. Sie wurden zwar nicht gefördert, waren aber auch nicht verboten.

War die Aussicht auf eine Verabredung mit Tom die Lösung? Wenigstens konnten sie frei über ihre Arbeit reden; wenn sie von jemandem genervt war, würde er sofort wissen, wen sie meinte. Plötzlich musste Liz über sich lachen – sie hatte ihrer Fantasie freien Lauf gelassen und eine Einladung zum Essen zu einer großen Romanze aufgeblasen. Dennoch schienen Toms Absichten ziemlich klar zu sein, oder?

Liz war nicht sicher, ob die Aussicht auf Tom Dartmouth als

Verehrer anziehend oder leicht beunruhigend war. Er war nicht sehr einfühlsam in Bezug auf ihre Situation an diesem Wochenende gewesen. Meinte er wirklich, sie wolle ausgehen, während ihre Mutter im Krankenhaus lag und auf ihre Ergebnisse wartete? Vielleicht hatte er den besten Abschluss seines Jahrgangs gemacht, dachte Liz mit einer gewissen Schärfe, aber er hatte schrecklich lange gebraucht, um es zu kapieren. Und er war unfreundlich wegen der Katze gewesen. Dann lachte sie bei dem Gedanken, wie Purdey ihre Haare wie Schnee auf Toms schicke Hose verstreut hatte.

Ich habe schon mit Ihrer Mutter gesprochen, sie kennt also die Situation«, sagte der Arzt mit Kassenbrille und ebenso wenig Feingefühl wie Haaren. »Die Geschwulst ist bösartig.«

Hoffentlich waren Sie bei ihr etwas einfühlsamer, dachte Liz wütend, obwohl sie wusste, dass die Neuigkeit sie stärker belastete als seine Art der Mitteilung. »Was passiert jetzt?«, fragte sie, denn sie wusste, selbst wenn er so nett wie ein Arzt in *Emergency Room* gewesen wäre, wäre der Schock für ihre Mutter zu groß gewesen, um alles zu verstehen.

Nun musste Liz sich selbst mit aller Kraft konzentrieren, während er leidenschaftslos über das künftige Behandlungsprogramm sprach. Eine Operation zur Entfernung der Geschwulst, Chemotherapie, falls sie gestreut hatte, danach

Bestrahlung, möglicherweise auch medikamentöse Behandlung. Und das bei einer Frau, die nicht mal freiwillig Aspirin nahm, dachte Liz entmutigt.

Als der Arzt geendet hatte und zu einem Patienten gegangen war, glaubte Liz, alles verstanden zu haben, trotz eines flauen Gefühls, das jedes Mal schlimmer zu sein schien, wenn sie sich erinnerte, dass dies kein Traum und keine Fernsehsendung war, sondern die nüchternen Fakten der Krebserkrankung ihrer Mutter.

Peggy war richtig aufgekratzt, als Liz sich mit ihr am Montagvormittag zum Kaffee im Konferenzraum traf.

»Du wolltest mit Judith Spratt über ihr Familienleben sprechen.«

»Ja«, sagte Liz, obwohl sie sich davor fürchtete, denn Judith war schließlich eine Freundin, die sie nicht gern ausfragte.

»Ich glaube, ich habe rausgefunden, warum er nicht länger da wohnt. Ich hatte ihn über Google Alert gesucht, und heute Morgen kriegte ich eine Meldung. In der *Financial Times* von heute steht ein Artikel.«

Peggy schob Liz den Ausschnitt zu und redete weiter, während Liz ihn überflog. »Anscheinend wurden Ravi Singh und eine andere Person von der Wettbewerbsbehörde wegen Insidergeschäften mit Aktien überprüft. Aber das ist noch nicht

alles. Das Betrugsdezernat ermittelt, weil sie meinen, Ravi und der andere Typ sind vielleicht in einen Betrug mit Kreditkartennummern verwickelt.«

Liz zeigte auf den Ausschnitt. »Hier steht, ein paar der Geschädigten sind Amerikaner, darum hat sich das FBI eingeschaltet. Möglicherweise verlangt es ihre Auslieferung.«

Drüben würde es für sie sehr viel schlimmer werden. Sie gab Peggy den Ausschnitt zurück. »Das ist schrecklich«, sagte sie. Und sie fragte sich, was in aller Welt sie zu Judith sagen sollte.

Sie waren nicht nur befreundet. Über die letzten zehn Jahre, in denen sie beide in die Dreißiger gekommen waren, war Judith Liz als Symbol der Frau erschienen, die alles hatte – Erfolg im Beruf, eine glückliche Ehe, ein geliebtes Kind. Jeder wusste, dass es ein schwieriger Balanceakt war, aber Judith schien ihn mit einer Eleganz zu meistern, die Liz unwillkürlich bewunderte. Normalerweise wäre es ihr schwergefallen, ein solches Muster an Tugend zu mögen, aber Judith machte alles fehlerlos, nahm nie etwas für selbstverständlich und hatte einen verschmitzten Humor.

Liz war im Lauf der Jahre mehrmals zum Essen in ihrem Haus in Fulham eingeladen gewesen. Es waren schöne Abende gewesen, unkompliziert und entspannt. Liz fiel jedes Mal auf, mit welcher ruhiger Effizienz Judith den Haushalt organisierte. Ravi hatte geholfen, aber da er immer bis abends in der City arbeiten musste, hatte Judith die größte Last. Was für ein Jonglierakt: das Essen fertig machen, ihren Gästen Drinks eingießen und gleichzeitig ihre Tochter Daisy beruhigen, die aus dem Bett kam, um die Gäste zu sehen. Und Judith war immer so völlig unerschütterlich. Ich schaffe nicht mal die Wäsche, dachte Liz, als sie Judiths Nummer wählte. Ein

Überraschungsgast in ihrer Wohnung in Kentish Town hätte im Moment zwei Bettlaken zum Trocknen über den Stühlen im Esszimmer gefunden, dazu drei Strumpfhosen und ein Sortiment Unterwäsche, weil Liz es nicht geschafft hatte, mit dem Mechaniker einen Reparaturtermin für den Wäschetrockner auszumachen.

Den ganzen Vormittag meldete sich niemand, aber zur Mittagszeit sah Liz sie allein an einem Tisch in der hinteren Ecke der Cafeteria von Thames House sitzen. Ihre Miene machte klar, dass sie keine Gesellschaft wollte. Liz trug das Tablett an ihren Tisch und setzte sich zu ihr.

»Ich sehe, du hattest auch keine Lust auf die Bolognese«, sagte sie locker und zeigte auf die beiden Salate. Judith gelang ein mattes Lächeln. Sie sieht schrecklich aus, dachte Liz; Judith war sonst sehr elegant. Im Gegensatz zu Liz sah sie nie aus, als hätten ihre Sachen nachts auf einem Stuhl gelegen. Obwohl sie sich konservativ anzog, hatte sie beim Einkaufen ein scharfes Auge für Qualität und Stil. Jetzt sah sie trist aus.

»Ich habe dich gesucht«, sagte Liz.

Judith hob ohne Interesse den Blick. Sie hatte das Haar zurückgebunden, was ihren ausgeprägten Gesichtszügen meist schmeichelte. Heute unterstrich es trotz des starken Make-ups jedoch nur ihre Erschöpfung.

»Ich habe nichts gesagt, weil es nicht nötig war. Aber du hast von den Überprüfungen gehört, die der Sicherheitsausschuss angeordnet hat?«

»Ja«, antwortete Judith. Liz hatte den Eindruck, sie klinge etwas wachsam.

»Ich musste ein paar davon übernehmen, hab den kurzen Strohhalm gezogen. Deswegen war ich die ganze Zeit nicht da,

falls es dir aufgefallen ist.«

Judith sagte nichts und wartete, dass Liz fortfuhr. »Es ist vor allem Papierkram, und ich muss niemanden befragen ...«

»Es sei denn«, sagte Judith unbewegt.

»Es sei denn«, fuhr Liz etwas gezwungen fort und wünschte, ihre Freundin würde es ihnen beiden leichter machen, »es gibt eine Diskrepanz, die erklärt werden muss.«

»Und du willst über Ravi Bescheid wissen?«

Ihre Stimme war flach und tonlos. Liz hatte das Gefühl, ihre Freundin zu verfolgen, aber sie wusste, dass sie keine Wahl hatte. »Es steht in der Zeitung. Wohnt er noch zu Hause?«

»Nein, er ist vor Weihnachten ausgezogen.« Und sie hat kein Wort gesagt, dachte Liz. »*Ich* wohne noch da«, sagte Judith etwas defensiv. Sie stocherte im Salat herum.

»Ich weiß. Aber du sollst die Personalabteilung verständigen, wenn sich deine Lebensumstände ändern. Das weißt du, Judith«, sagte sie so sanft, wie sie konnte.

Zum ersten Mal belebte sich Judiths Stimme. »Lebensumstände ändern?«, sagte sie sarkastisch. »Das kannst du laut sagen. Du sagst, du hast die Zeitungen gesehen. Ich meine, es ist kein Zufall, dass du mit mir sprichst, oder?«

»Nein«, gab Liz zu, »aber ich musste es auf jeden Fall tun.«

»Wie viele Leute überprüfst du noch?«

»Viele«, antwortete Liz und ließ Judith auf Zeit spielen, sofern sie wieder auf den Punkt zurückkamen. »Ich nehme die Oxford-Leute zuerst. Es haben noch mehrere mit dir studiert.« Judith sagte nichts, also fuhr Liz fort: »Warst du mit einem von ihnen befreundet?«

»Zum Beispiel?«

»Patrick Dobson war auch da.«

»Tatsächlich?«

Einer abgehakt, dachte Liz. »Macht nichts. Michael Binding war auch in Oxford.«

»Wie er mir nie zu sagen vergisst«, sagte Judith säuerlich. Liz wusste, dass sie ihren Unmut über Bindings herablassendes Verhalten gegenüber seinen Kolleginnen teilte. »Wenn er mir seine geistige Überlegenheit zeigen will, sagt er immer« – hier ahmte Judith Bindings Bass nach – »»Als ich in Oxford war ...« Als ob ich nicht auch da gewesen wäre, und als ob es viel bedeuten würde. Wenn du ihn befragst, tu mir bitte einen Gefallen.«

»Was denn?«

»Tu so, als ob du glaubst, er wäre auf dem St. Hilda's College gewesen. Es ist das einzige reine Frauen-College. Er wird sich schwarz ärgern.«

Liz lächelte bei dem Gedanken an Bindings Entrüstung. Dann fragte sie: »Was ist mit Tom Dartmouth? Er war zur selben Zeit da.«

Judith nickte, sagte aber nichts. »Hast du ihn gekannt?«, fragte Liz.

»Nein. Ich wusste aber, wer er war.«

»Wieso?«

Judith grinste verschwörerisch. »Kannst du an der Uni nicht die Namen der attraktivsten Jungs?«

Liz lachte. »Auswendig«, sagte sie, kam aber wieder auf ihre Frage zurück. »Und du hast ihn nicht gekannt?«

»Nein«, sagte Judith einfach. »Auch wenn ich es mir gewünscht hätte. Nicht dass ich sagen könnte, ich kenne ihn jetzt. Er ist ein bisschen rätselhaft. Witzigerweise habe ich vor ein paar Monaten seine Frau getroffen.«

»Sind sie nicht geschieden?«

»Ja.« Sie seufzte und dachte anscheinend an ihre ebenso zerbrochene Ehe. »Sie ist aus Israel und absolut atemberaubend. Ihr Vater war Luftwaffengeneral im Sechs-Tage-Krieg.«

»Ich dachte, sie lebt in Israel.«

Judith zuckte die Achseln. »Vielleicht war sie zu Besuch da. Ich hab sie ausgerechnet in der Lebensmittelabteilung von Harrods gesehen. Ich habe gewinkt, aber sie hat nicht reagiert. Vielleicht hat sie mich nicht wiedererkannt. Ich bin ihr nur ein- oder zweimal begegnet, und das ist Jahre her.«

Wir sollten wieder auf den Punkt kommen, dachte Liz. Etwas zögernd fragte sie: »Hast du mit Ravi gesprochen?«

Judith schüttelte den Kopf. »Seit Wochen nicht mehr. Wir sind jetzt nur noch über unsere Anwälte in Kontakt. Er ist nicht mal gekommen, um Daisy zu besuchen. Es war unglaublich schmerzhaft, aber nach den Nachrichten von heute frage ich mich, ob er nur versucht hat, uns zu schützen.«

»Also hast du erst jetzt von seinen Problemen erfahren?« Liz hatte halb angenommen, es seien gerade seine »Probleme« gewesen, die Judith dazu gebracht hatten, ihn rauszuwerfen.

»Ja«, antwortete Judith. Sie sah Liz zuerst fragend an, dann ungläubig. »Du meinst doch nicht, dass ich damit was zu tun hatte, oder?«

»Nein.« Sie kannte Judith zu gut, um ihre Ehrlichkeit anzuzweifeln. »Aber sie werden bestimmt mit dir darüber sprechen wollen.«

»Wer, die Personalabteilung?«

»Ja, die auch, aber ich dachte mehr ans Betrugsdezernat.«

»Gern. Ich werde ihnen alles sagen, was ich weiß. Nämlich gar nichts. Null, nada ...« Sie schien plötzlich kurz vor einem

hysterischen Ausbruch zu stehen, deshalb legte Liz die Hand auf ihren Arm. »Ganz ruhig.«

Judith verstummte und nickte mit gesenktem Kopf. Liz befürchtete, sie könnte weinen. Einen Augenblick lang sah es so aus, dann riss sich Judith zusammen. Sie legte die Gabel hin, sah Liz an und fragte: »Was passiert jetzt? Bekomme ich ein Disziplinarverfahren?«

»Das liegt nicht an mir«, sagte Liz, die darüber sehr froh war. »Ich halte es nicht für eine große Sache. Es ist ja nicht so, als wärst du verschwunden. Mit etwas Glück kommt nur eine Notiz in deine Akte.«

»Ein Verweis«, sagte Judith.

»Glaube ich nicht. Mehr wie ein Klaps auf die Hand.«

Judith lächelte schwach. »Liz, die Sache ist die, ich weiß, wie das aussieht. Die Leute werden entweder denken: ›Warum hat sie ihrem Mann nicht beigestanden, als er in Schwierigkeiten war?‹ oder ›Kein Wunder, dass sie ihn rausgeworfen hat – der Mann ist ein Gauner.««

»Vielleicht«, sagte Liz, die nicht wusste, worauf Judith hinauswollte.

»Aber verstehst du nicht?«, und zum ersten Mal klang Judiths Stimme leidenschaftlich. »Ich habe ihn nicht rausgeworfen. Er hat mich verlassen.« Liz versuchte ihre Überraschung zu verbergen, während Judith das Besteck ordentlich auf den Teller legte und die Serviette zusammenfaltete. Es war, als versuche sie, ihre Gefühle zu kontrollieren, indem sie auf die einfachsten Dinge achtete. »Liz, ich bin mit jemandem verheiratet, der mich nicht mehr liebt. Und heute habe ich entdeckt, dass er ein Gauner ist. Aber weißt du, was am schlimmsten ist?«

Ihre Stimme zitterte, und Liz befürchtete, diesmal werde sie

wirklich zusammenbrechen. Hilflos beobachtete sie den Schmerz ihrer Freundin. Aber wieder schien Judith sich zu fangen. »Am schlimmsten ist, dass ich ihn morgen wieder aufnehmen würde, ob er nun ein Gauner ist oder nicht. Ist das nicht schwachsinnig?«

40

Er musste das Auto loswerden, und am liebsten wäre er auch Rashid losgeworden. Dieser Dummkopf!, hatte Bashir zornig gedacht, während sie aus Wokingham hinaus und auf der M 4 nach Westen fuhren. Die Autobahn war so spät fast verlassen und von einer Mondsichel erleuchtet, die wie eine Brosche am wolkenlosen Himmel hing. Rashid war dümmer gewesen, als man glauben konnte. Obwohl er nach der Art, wie er halb schlafend auf dem Beifahrersitz hing, keine Ahnung hatte, welchen Ärger er angerichtet hatte. Khaled schlief auf der Rückbank.

Die Versuchung, Rashid loszuwerden, ging vorüber – er wurde schließlich gebraucht. Aber Bashirs Zorn blieb. Die Situation wurde auch dadurch nicht besser, dass sie sich wenig zeigen durften und tagsüber im Haus bleiben mussten. Sie lebten in einem kleinen Haus am Rand von Didcot, Teil einer neuen Siedlung neben einem Golfplatz. Wie alle anderen auch bot das Haus eine gute Sicht auf das nahe Kraftwerk und seine oft verfluchten Kühltürme.

Trotz der öden Umgebung besaß das Haus aber den Vorteil einer Garage, in der Bashir den Golf abgestellt hatte anstelle des weißen Handwerkerlieferwagens, den er auf der Straße geparkt hatte.

Aber der Wagen musste weg. Sie mussten an dem Lieferwagen arbeiten, und das ging nur unbeobachtet in der Garage.

Bashir blieb in den folgenden Tagen in Rashids Nähe, da er ihm nicht so weit vertraute, auch nur den kürzesten Spaziergang allein zu machen. Es gab nichts zu tun. Mahlzeiten, Gebete und der Koran – das war ihr Leben.

Bashir hatte eine Generalkarte der Umgebung im großen Maßstab und verbrachte einen Nachmittag damit, abgelegene Wege in der unbewohnten Gegend westlich von ihnen zu suchen. Eines Abends ging er aus, während es noch hell war, da er befürchtete, im Dunkeln keinen passenden Platz zu finden. Er gab Rashid und Khaled strikte Anweisung, das Haus nicht zu verlassen, obwohl er sich nur um Rashid Sorgen machte. Das Festnetztelefon war nicht angeschlossen, und er hatte Rashids verräterisches Handy zerstört, bevor sie Wokingham verließen. Solange er nirgendwo hinging, sollte nicht einmal Rashid in neue Schwierigkeiten kommen.

Er war überrascht, wie schnell das Stadtgebiet von Didcot in Farmland überging, und fuhr an zahlreichen Obstbaumfeldern vorbei, bis er von der Straße nach Wantage abbog und nach Süden Richtung Downs fuhr, wobei er manchmal auf den kleinen Straßen rechts ranfuhr, um auf die Karte zu sehen. Er fuhr durch ein Dorf aus Fachwerkhäusern, wo ein einsamer Mann mit einem Terrier an der Leine aus einem Friedhofstor kam. Bashir hatte Angst aufzufallen und versuchte sich zu

beruhigen – er sagte sich, es gebe viele Pakistani in Oxfordshire.

Er bog auf eine Asphaltstraße voller Schlaglöcher ein, die in scharfen Zickzackkurven auf die Höhe der Downs kletterte. Der Kammweg kreuzte sie, und er sah Wanderer in kurzen Hosen und dicken Stiefeln nach Westen Richtung Bath gehen. An einer Gabelung verlief die befestigte Straße nach Süden weiter über die Hügel. Rechts verlor sich ein halb überwachsener Sandweg in einem Wäldchen. Offensichtlich wurde er nie benutzt.

Bashir fuhr ihn vorsichtig entlang und hörte, wie das Gras die Unterseite des Lieferwagens streifte und Ginsterbüsche an der Seite entlangkratzten. An der ersten kleinen Lichtung hielt er und parkte unter einer riesigen Buche.

Er stieg aus, schloss den Wagen ab und folgte dem Pfad weiter. Auf beiden Seiten erhoben sich hohe Steineichen, die das Sonnenlicht abhielten und unheimliche Schatten warfen. Bashir sah, dass der Weg für ein Auto gerade noch befahrbar war. Nach zweihundert Metern kam er zu einer Kurve und fast direkt dahinter zu einer kleinen Lichtung mit einem seichten Teich, wo der Weg endete. Das Wasser sah trüb und voller Algen aus. Niemand würde hier schwimmen wollen.

Bashir markierte im Geist einen Fleck neben dem Teich, wo er den Golf abstellen würde. Es würde Tage, vielleicht Wochen dauern, bis man ihn fand, dachte er, und in dem Zustand, in dem er dann sein würde, würde niemand mehr viel daran sehen können. Außerdem würde das sehr bald auch egal sein. Jetzt brauchte er bloß noch einen vollen Kanister Benzin.

Es war der Jahresball des Verbands der Jungfarmer, aber Charlie Hancock war nicht mehr so jung. Er war zu alt zum Tanzen und hatte nach dem Essen den größeren Teil des Abends mit den älteren Farmern an der Bar der Festhalle verbracht. Er hatte einmal mit seiner Frau Gemma getanzt und sie dann mit ihren Freundinnen tanzen lassen, während er mit seinen Freunden die Auswirkungen des trockenen Winters auf das Getreide diskutierte. Jetzt saß sie im Halbschlaf auf dem Beifahrersitz.

Um ein Uhr brachen sie auf, und obwohl er ziemlich sicher war, dass er nicht mehr fahren sollte – auch das schwächste Bitter zeigte nach einer Weile Wirkung –, setzte er sich ans Steuer. Er fuhr auf Nebenstraßen durch das abseits gelegene Dorf East Ginge und über den alten Feudalbesitz Lockinge, dann entspannte er sich, als er die Downs hinauffuhr, denn um diese Zeit würde er dort niemanden treffen, am wenigsten einen schwarzweißen Polizeiwagen mit einem Beamten, der einen Farmer mit einem Bauch voller Bier ins Röhrchen blasen lassen wollte.

Ihm war etwas flau, und er musste dringend pinkeln, also fuhr er auf dem Kamm des Causewell Hill rechts ran, obwohl er wusste, dass er nur zehn Minuten von zu Hause entfernt war. Hier begann der Pfad hinunter zu Simters Teich. Gemma regte sich nur schwach, als er ausstieg, die kühle Luft einsog und Orion im klaren Nachthimmel bewunderte, während er tat, was er tun musste. Er sah die frischen tiefen Reifenspuren auf dem

Pfad und hätte sich nichts dabei gedacht – manchmal fuhren Liebespaare zu diesem abgelegenen Wegstück –, wenn er nicht durch die Nase eingeatmet und deutlichen Brandgeruch wahrgenommen hätte. Er schnupperte wieder, diesmal sorgfältiger, und der Geruch wurde stärker. Etwas brannte.

Charlie konnte das nicht ignorieren, auf keinen Fall. Es war nicht die Zeit, um Stoppeln abzubrennen – nicht im Juni und mitten in der Nacht –, und Feuer war der Albtraum jedes Farmers. Er wusste nicht genau, auf wessen Land er stand, da Simter es kürzlich an jemanden von außerhalb verkauft hatte, aber er nahm an, der Besitzer würde es wissen wollen, wenn ein Feld brannte oder schlimmer noch eine Scheune oder ein Nebengebäude irgendwie Feuer gefangen hatte.

Er stieg wieder ein und fuhr den Weg hinunter. Gemma, die vom Holpern geweckt wurde, fragte ihn, was los sei, aber bevor er antworten konnte, waren sie um die Kurve und sahen vor sich ein brennendes Auto, direkt vor Simters Teich. Es musste schon eine Weile brennen, denn nur die Karosserie war noch übrig. Die Flammen waren kleiner geworden, obwohl sie immer noch kurz und unberechenbar in die kühle Nachtluft emporleckten und ein karamellfarbenes Leuchten über die Oberfläche des Teichs warfen.

Er blieb stehen und stieg aus, um nachzusehen, ob jemand im Wagen war, doch die Hitze war immer noch so stark, dass er nicht nah genug herankam, um sicher zu sein.

»Crash Kids«, sagte er zu Gemma, als er wieder einstieg. »Diese Idioten.«

»Musst du nicht die Polizei rufen?«, fragte sie schläfrig.

Er seufzte. Nach einem feuchtfröhlichen Abend war er etwas vorsichtig. Es gab so viele Schreckensgeschichten, wie gute

Samariter reingelegt worden waren – wie der Manager von einem Golfklub, der von der Polizei angerufen worden war, weil man dort eingebrochen hatte, auf ihren Wunsch um drei Uhr früh rüberfuhr und dann pusten musste und eingesperrt wurde.

Aber Charlie wusste, was er zu tun hatte. Was war denn, wenn Leichen im Auto waren? Und egal, wem das Land gehörte, er würde wissen wollen, dass jemand ein Auto auf seinem Weg abgestellt und angezündet hatte, das wahrscheinlich in Swindon oder Wantage gestohlen war.

Er rief mit Gemmas Handy die Polizei an, sagte seinen Namen und beschrieb, was er gesehen hatte. Als sie fragten, was es für ein Wagen sei, ging er hin, sah nach, und sagte dann, es sei ein Golf – ein schwarzer Golf, obwohl das vielleicht vom Feuer komme. Autonummer mit T fügte er hinzu, da das Feuer die Nummernschilder noch nicht weggebrannt hatte.

Und zum Glück sagte der Mann am Telefon, nachdem er Namen und Adresse notiert hatte, er könne nach Hause fahren, was er auch sehr vorsichtig tat. Als der Polizeiwagen Simters Teich erreichte, waren Charlie und Gemma schon fast eingeschlafen. Ungewöhnlicherweise wurde auch eine Feuerwehr aus Wantage geschickt, als ein wacher Beamter erfuhr, es handle sich um einen Golf mit T-Nummer.

Trotz Liam O’Phelans verächtlicher Worte über seinen Exstudenten hatte Liz Michael Binding nie für einen Dummkopf gehalten. Sie hatte etwas gegen seine Manieren, nicht gegen seine Intelligenz. »Herablassend« und »unfreundlich« waren die Begriffe, die ihr einfielen, obwohl sie heute Vormittag, während Binding ihr unwirsch am Konferenztisch gegenüber saß, »feindselig« noch passender fand. Sie war dankbar, dass Peggy Kinsolving dabei war, wenn sie es ihrer Assistentin auch nicht verdenken konnte, dass sie den Kopf gesenkt hielt und sich auf ihre Notizen konzentrierte.

Binding war groß und trug heute ein kariertes Flanellhemd, dunkelgraue Flanellhosen und schwere braune Schuhe. Er saß unruhig auf der Stuhlkante. Liz hatte mit der Standarderklärung dessen begonnen, was sie machte und warum sie mit ihm sprechen musste. Aber Binding glaubte es nicht. »Das ist mir neu«, sagte er. »Wann sind diese neuen Richtlinien gekommen? Und warum haben wir nichts davon erfahren?«

Liz versuchte nonchalant zu klingen. »Nach den Einzelheiten müssen Sie die Personalabteilung fragen.«

»Ich verstehe«, gab Binding zurück und kratzte sich mit kurzen, abgeknabberten Fingernägeln am Handgelenk. »Sie führen nur Befehle aus.«

Sie befand, Geduld mit seiner Unfreundlichkeit werde diese nur ermutigen. »Stimmt«, erwiderte sie knapp, »wie wir alle.« Bindings blassblaue Augen weiteten sich – Liz merkte, dass er

Widerstand gar nicht mochte. Sie fuhr fort: »Und einer dieser Befehle war, es sofort mitzuteilen, falls sich jemand unkooperativ verhalten sollte.« Sie bemerkte, wie Peggy noch tiefer in ihrem Stuhl versank. »Es liegt an Ihnen«, erklärte Liz. Sie blickte an die Wand hinter Binding, um anzudeuten, wie sehr er ihr auf die Nerven ging. »Wir können diese Sache nach oben tragen, oder Sie beantworten meine Fragen. In beiden Fällen endet es wieder hier. Also, wofür entscheiden Sie sich?«

Binding stützte das Kinn auf die Hand und starrte Liz widerspenstig an, während er dies bedachte. Schließlich seufzte er laut und dramatisch und sagte: »Na schön. Was wollen Sie von mir wissen?«

»Ich möchte mit Ihnen über Liam O’Phelan sprechen.«

»Den seligen Liam O’Phelan? Warum um alles in der Welt über den?«

»Er schrieb eine Referenz für Sie, als Sie sich für den Dienst bewarben.«

Binding wirkte überrascht. »Was hat er geschrieben?«

»Ich muss sagen, er war nicht sehr positiv. Zum Glück waren die anderen Empfehlungen besser. Ich habe ihn letzte Woche besucht, kurz bevor er ermordet wurde.«

Binding runzelte die Stirn, und seine Augen wurden schmaler. »Was hat er über mich gesagt?«

»Er sagte, sie beide waren bei Ihrer Abschlussarbeit nicht einer Meinung.«

Binding lachte laut. »Wenn es nur das gewesen wäre.« Er schüttelte verächtlich den Kopf. »Es war ganz anders. Aber worauf wollen Sie hinaus, Liz? Ich habe mich vor fünfzehn Jahren mit meinem Tutor gestritten, also beschloss ich, ihn jetzt zu erwürgen?« Sein Ton war mittlerweile beißend. Er hob die

Hände, um ihr mörderisches Potenzial zu betrachten. »Bin ich verdächtig?«, fragte er.

»Das denke ich nicht, obwohl es da drüben natürlich in den Händen der Polizei liegt. Bis jetzt glauben sie anscheinend, O’Phelan hätte vielleicht jemanden aufgegabelt, der unfreundlich wurde.«

»Aufgegabelt? Vom Strich?« Binding schaute entgeistert.

»Ja. Er war Single. Man nimmt an, dass er schwul war.« Beiläufig fügte sie hinzu: »War er das nicht?«

»Kein Gedanke«, sagte Binding mit Nachdruck.

Was?, dachte sie. Wenn O’Phelan heterosexuell war, musste es doch Beweise dafür geben. »Also hatte er viele Freundinnen?«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwiderte Binding. »Hören Sie mir richtig zu.«

Liz biss die Zähne zusammen und sagte dann ruhig. »Ich höre zu, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen folgen kann.«

Binding seufzte wieder, und Liz beschloss, sich nicht von ihm ärgern zu lassen. Mein Gott, wie mir seine Frau leidtut, dachte sie. Ob sie sich das wohl gefallen lässt? Wahrscheinlich nicht, weshalb er bei der Arbeit so war.

Dann sagte Binding mit übertriebener Geduld: »O’Phelan war nicht homosexuell.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Liz herausfordernd.

»Weil ich ihn eine Weile ziemlich gut kannte.« Und als sei er des Nervenkriegs mit ihr müde, lehnte Binding sich plötzlich zurück und begann zu erzählen.

Es hatte in jenem Frühjahr an einem Sonnabendnachmittag eine Party im Garten des St. Antony’s College in Nordoxford gegeben. Er war von seinem Tutor O’Phelan eingeladen

worden, der dort Fellow war, obwohl Binding zum Oriel College gehörte.

Binding hatte den frühen Nachmittag auf dem Fluss verbracht – bis zu den Bootsrennen war es nur noch einen Monat, und er war bereits im vollen Training. Er hatte gezögert, für ein Glas billigen Wein und ein paar Käsewürfel nach St. Antony's zu gehen, das am anderen Ende der Stadt lag, kam aber zu dem Schluss, es sei klug hinzugehen – schließlich hatte ihn sein Tutor extra eingeladen.

O'Phelan war jung, nicht viel älter als Binding selbst. Er war Ire und erst seit ein paar Jahren in Oxford. Als Junior Research Fellow hätte er normalerweise keine Postgraduierten betreut, aber er hatte bereits promoviert, außerdem galt er als brilliant. Binding hätte das nicht bestritten – in den ersten beiden Trimestern hielt er Liam O'Phelan für den anregendsten Lehrer, den er je gehabt hatte.

Er stimmte zwar nicht immer mit ihm überein, besonders nicht über Irland, wo O'Phelan auch in der veränderten Atmosphäre der frühen Neunzigerjahre die britische Anwesenheit im Norden weiterhin als Kolonialherrschaft ansah. Aber ihre Wortwechsel waren nicht ohne Humor, und O'Phelan nahm es nicht übel, sondern schien ihre Auseinandersetzungen zu genießen.

Binding war zuversichtlich, dass er O'Phelans Respekt für seine Arbeit gewonnen hatte, die von einer der besonderen Leidenschaften seines Tutors handelte: Charles Parnell. O'Phelan hatte sehr ermutigend über den Entwurf eines Kapitels seiner Arbeit gesprochen und ihn gedrängt, darüber eine Dissertation statt der bescheideneren Magisterarbeit zu schreiben, die er begonnen hatte. Zum ersten Mal dachte

Binding, er könnte die Chance auf eine akademische Karriere haben.

»Sie müssen wissen, dass ich nicht diesen Hintergrund hatte«, sagte er zu Liz. »Meine Eltern haben nicht studiert. Ein Dozent zu werden, war ein Traum, den ich niemals ernsthaft für möglich gehalten hätte.« Liz verstand ihn. Sie hatte seine Akte heute Morgen noch einmal gelesen. Er musste sich permanent um Stipendien bemühen, bis er den Gipfelpunkt Oxford erreichte, wo ein Dozent wirklich gesagt hatte, das Udenkbare könnte in Reichweite liegen.

Jedenfalls war er an jenem Nachmittag die Banbury Road entlanggeeilt, fuhr Binding fort, trug statt der verschwitzten Sportsachen seinen Blazer und hatte keine Ahnung, dass die nächste Stunde sein Leben völlig verändern würde.

Die Party war eine ziemlich große Sache – alle Postgraduierten und Fellows waren eingeladen –, und weil es für Ende April warm war, fand sie auf dem Rasen hinter dem Hauptgebäude statt. Nichts Ausgefallenes, kein großes Zelt, nur ein paar Tapetentische mit Weinflaschen, Bierdosen und Pappbechern. Er kannte nicht viele Leute, sah aber O’Phelan in der Menge und ging mit seinem Weinbecher rüber, um Hallo zu sagen.

Dann bemerkte er eine junge Frau, die er noch nie gesehen hatte. Sie war groß, blond und hatte ein auffallendes, reizvoll-unregelmäßiges Gesicht. Sie trug einen rosa Minirock, der gerade noch die Grenzen des guten Geschmacks beachtete, und wirkte sehr überzeugt von sich und ihrem Sexappeal. Als er einen Postgraduierten namens Fergusson traf, den er kannte, fragte ihn Binding nach dem Mädchen und erfuhr, sie komme aus Dublin und besuche O’Phelan. »Ziemlich lebhaft«, fügte

Ferguson hinzu, und als Binding sie beobachtete, verstand er sofort, was er meinte. Das Mädchen sprach nämlich mit einem anderen Studenten, den Binding kannte, einem gut aussehenden sportlichen Typen, und sie flirtete ziemlich offen mit ihm – berührte seinen Arm und stellte die Art von Augen- und Körperkontakt her, die über bloßes Flirten hinausging und ernstere Absichten anzudeuten schien.

In diesem Moment bemerkte er O’Phelans Reaktion. Er stand etwas höher auf dem ansteigenden Rasen und musste sich mit dem Rektor und seiner geschwätzigen Frau unterhalten. Aber alle paar Sekunden wanderte O’Phelans Blick zu dem Mädchen, als ziehe ihn ein Magnet dorthin. Er sah halb besessen aus, während er die Verführungsnummer mit dem Studenten beobachtete. Ferguson fiel O’Phelans Reaktion auch auf, denn er bemerkte trocken: »Liam sieht nicht sehr glücklich aus.«

Es gab nur eine Schlussfolgerung: O’Phelan war völlig in das Mädchen verknallt. Und da Binding die offensichtliche Eifersucht seines Tutors peinlich war, versuchte er, ihm einen Gefallen zu tun.

»Also schön, wahrscheinlich habe ich versucht, mich einzuschmeicheln«, sagte er zu Liz, »aber ich war jung und wollte vorwärtskommen.«

Also war er zu dem Mädchen gegangen und hatte sich vorgestellt, wobei er die offensichtliche Irritation des sportlichen Studenten über diese Ablenkung ignorierte. Vielleicht weil sie schon einen Schwips hatte, schien es der jungen Frau nichts auszumachen, ihre Aufmerksamkeit auf Binding zu richten, und Sekunden später flirtete sie mit ihm. Sie hatte lebhaft grüne Augen und ein freches Lächeln, und wenn sie jemand anderen

als O'Phelan besucht hätte, wäre Binding darauf eingegangen.

Sie machte kein Hehl daraus, Irin zu sein; sie schien den typisch englischen Charakter der Party amüsant zu finden und zog ihn damit auf.

»Erinnern Sie sich an den Namen des Mädchens?«, unterbrach ihn Liz.

Binding schüttelte den Kopf. »Das sollte man meinen, nachdem, was passierte. Aber ich muss ihn sofort wieder vergessen haben, als sie ihn mir sagte.« Traurig fügte er hinzu: »Es war nur eine Stehparty.«

Und während er mit dem zweiten Glas Wein dastand und die junge Frau immer vertraulicher wurde – einmal fragte sie, ob sein Zimmer weit weg sei –, überlegte er unruhig, wie er ihr scheinbares Interesse von sich auf O'Phelan lenken könnte, als er einen fatalen Fehler beging.

Er fing an, sie ebenfalls aufzuziehen, weil er annahm, da sie damit angefangen habe, werde sie es nicht übel nehmen. Sie betete vielleicht die Plattitüden über die Notwendigkeit eines vereinigten Irlands nach, sagte er zu ihr, aber bestimmt wäre die Last der sechs Grafschaften von Ulster das Letzte, was sie und ihre Landsleute wollten. War es nicht ironisch, fragte er, während er den Wein zu spüren begann und sich für das Thema erwärmte, dass so viele IRA-Mitglieder, geschworene Feinde des britischen Staates, von genau diesem Staat lebten? Sie sollten die Nase nicht so hoch tragen, weil sie in einem britischen Trog steckte.

»Vielleicht war es nicht ganz so zugespitzt«, sagte Binding und schaute zu Peggy Kinsolving, als sehe er sie zum ersten Mal, »aber es ging in diese Richtung.«

Und die Wirkung war, als habe man ein Streichholz an

Zündpapier gehalten.

Obwohl die junge Frau betrunken war, hörte sie ihm mit einer Ungläubigkeit zu, die er zu spät bemerkte – denn als er es bemerkte, war sie in Zorn umgeschlagen. Ihre Stimme wurde lauter, ihr Ton war nicht mehr spielerisch, ihre großen grünen Augen zogen sich zu böartigen Schlitzern zusammen. Ihre Zielscheibe waren die Engländer: ihr Elitismus, ihr Rassismus, auch die Art, wie ihre Jugend erzogen wurde, vertreten durch den schrecklichen Mann, mit dem sie redete. Damit war er gemeint.

Binding war von ihrer Reaktion auf den versuchten Scherz völlig schockiert und versuchte sie zu beruhigen. Aber sie ging nicht darauf ein, und ihre Beleidigungen gingen weiter. Er spürte leichte Panik, weil er befürchtete, es könnte eine Szene geben, und sah sich nach Hilfe um, aber niemand rettete ihn – O’Phelan redete immer noch mit dem Rektor und seiner Frau, und der sportliche Student war sofort geflüchtet, als das Mädchen sich Binding zuwandte.

Und dann war etwas in Binding gerissen. Er hatte es mit Besänftigung und Entschuldigung versucht, und schließlich verlor er die Beherrschung. Zweifellos hatte er etwas Beleidigendes gesagt.

»Zweifellos«, sagte Liz, die wenige Minuten zuvor etwas von Bindings cholerischer Seite gesehen hatte. »Wissen Sie noch, was es war?«

Binding starrte reumütig auf den Tisch zwischen ihnen. »Ich sagte: ›Warum gehst du nicht zurück zu deinen Torfstechern?‹ Ich bin nicht stolz darauf«, gab er zu, »aber ich wurde provoziert.«

Erbost hob das Mädchen plötzlich das Glas und warf es

Binding mitten ins Gesicht. Dann stürmte es davon, gefolgt von einem sichtlich aufgeregten O'Phelan. Binding blieb gedemütigt stehen, während ihm der Rotwein über den Blazer tropfte.

Am nächsten Tag schrieb er an seinen Dozenten eine Entschuldigung, bekam aber keine Antwort. Einige Tage später hinterließ O'Phelan eine Nachricht an der Pförtnerloge vom Oriel College, um das nächste Tutorium abzusagen; zehn Tage später sagte er wieder ab. Da Bindings Abgabetermin drohte, schickte er O'Phelan das Probekapitel seiner Arbeit zur förmlichen Billigung. Es folgte ein unheilvolles Schweigen. Dann kam eine knappe Nachricht:

Lieber Binding,

ich möchte Ihnen mitteilen, dass ich Oxford verlasse, weil ich demnächst eine Stelle an der Queen's University Belfast antrete. Es ist mir deshalb nicht länger möglich, Ihre Dissertation zu betreuen, allerdings kann ich der Fakultät nach der Lektüre des Probekapitels eine Fortsetzung auch nicht empfehlen.

Mit freundlichen Grüßen,

L K. O'Phelan

»Ich habe nie wieder was von ihm gesehen oder gehört«, sagte Binding mit einem Kopfschütteln. »Nicht, dass ich das gewollt hätte. Ich war erst mal viel zu beschäftigt, meinen Studienplatz zu behalten. Ich ging zur Fakultät, und sie waren nicht sehr verständnisvoll – O'Phelan hatte ihnen geschrieben, ich hätte die vorgeschriebenen Kapitel nicht rechtzeitig abgegeben. In letzter Minute fand ich jemanden in meinem College, der mich betreuen wollte, aber er wusste viel weniger von meinem Thema als ich.

Damit war meine Aussicht auf eine akademische Karriere praktisch vorbei – um einen Universitätsposten zu kriegen, braucht man mächtige Förderer. Also nahm ich meinen Magister und sah mich nach etwas anderem um. Als ich mich hier bewarb, gab ich O’Phelan natürlich nicht als Referenz an, aber irgendwer hat ihn wohl ausgegraben. Nach dem, was er über mich gesagt haben muss, bin ich überrascht, dass ich angenommen wurde.«

»So schlecht war es gar nicht«, sagte Liz. Warum hatte O’Phelan Bindings Ambitionen erst ermutigt und dann zu zerstören versucht? Und hatte er das wirklich? Was genau war O’Phelans Absicht gewesen?

»Jedenfalls tat es mir leid, als ich hörte, er sei ermordet worden«, sagte Binding, der froh war, ans Ende seiner Geschichte zu kommen, »aber erwarten Sie keine lange Trauerzeit von mir. Zum Grund seines Todes kann ich nur sagen, dass er nicht schwul war. Nicht im Geringsten.« Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Wenn man bedenkt, dass ich sogar versucht habe, ihm zu helfen, indem ich mit diesem dummen Mädchen redete.« Er lachte mit unverhüllter Bitterkeit. »Kein Wunder, dass es heißt, jede gute Tat wird bestraft.«

Er schwieg und saß mehrere Augenblicke mit Liz und Peggy da, ohne dass jemand etwas sagte. Das leise Kratzen von Peggys Bleistift war das einzige Geräusch.

Liz hatte nur eine Frage. »Wie hieß der Student, den das Mädchen anmachte, bevor Sie dazukamen?«

Binding schaute sie mit einem dünnen Lächeln an. Ein Teil seiner Arroganz war wieder da. »Das ist das seltsamste Überprüfungsgespräch in der Weltgeschichte. Sie sagen, Sie überprüfen mich, aber wir haben bloß über Liam O’Phelan

geredet. Wonach suchen Sie wirklich, Liz?« Er hob die Hand, als wolle er jede Antwort abwehren. »Ich weiß, ich weiß. Sie stellen hier die Fragen. Der Typ hieß Clapton. Ich erinnere mich wegen Eric Clapton – *Layla* war eines meiner Lieblingsstücke.«

»War er Rugbyspieler?«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Binding voller Verblüffung. Aber Liz hörte nichts mehr außer ihren eigenen rasenden Gedanken. Sie versuchte drei vollkommen widersprüchliche Geschichten miteinander in Einklang zu bringen. Wenn ich das schaffe, weiß ich, wer der Maulwurf ist, dachte sie.

43

Judith Spratt war wegen Krankheit nicht da, also kam Rose Love zu Dave. Etwas hatte sich an ihr verändert, was er nicht genau benennen konnte. Sie sah älter aus, trug eine schicke Hose und eine scharlachrote Bluse. Das Haar hatte sie sich auch zurückgebunden. Er beschloss, sie nicht die Verabredung zum Essen vergessen zu lassen, die seit der Entdeckung des Hauses in Wokingham verschoben war.

»Wir haben eine Fahrgestellnummer von der Polizei in Wantage«, verkündete sie. »Ich habe schon den Hersteller in Deutschland angerufen, und sie wollen noch heute zurückrufen.«

»Sie werden Ihnen sagen, an welchen Händler der Wagen ausgeliefert wurde, aber das ist lange her.«

»Ich weiß. Der Rest liegt bei der Zulassungsbehörde.«

»Wie lange?«, fragte er besorgt.

»Bin ich allwissend?«, fragte sie lachend zurück, und er bemerkte, was sich am meisten verändert hatte. Sie war selbstbewusster. Das schüchterne Mädchen vom letzten Monat war verschwunden.

»Was wird aus unserer Verabredung?«

»Viel zu beschäftigt«, sagte sie, aber hinter der spröden Fassade lag etwas Spielerisches.

»Wirklich?«

Sie nickte vernünftig. »Ja, und Sie auch.« Aber ihr Lächeln war verschmitzt genug, um ihm Hoffnung zu machen.

Sie konnte nicht genau sagen, warum, aber sie hatte das Gefühl, da sei irgendwer. In einem Eingang, im Schatten oder hinter einem Auto – irgendwo.

Peggy hatte es gespürt, seit sie Thames House verließ und die Themse entlang zum U-Bahn-Hof ging. Sie blieb kurz vor der Tate Gallery stehen, weil sie meinte, etwas aus der Tasche verloren zu haben, und hätte nicht weiter über die Gestalt etwa fünfzig Meter hinter sich nachgedacht, wenn diese nicht ebenso abrupt stehen geblieben wäre wie sie. Es war ein Mann – irgendwie war sie sicher, dass es ein Mann war –, aber als sie zu ihm schaute, war er verschwunden.

Krieg keinen Verfolgungswahn, sagte sich Peggy, aber sie wünschte, sie hätte am Kurs für Gegenobservation teilgenommen. Das bisschen, was sie wusste, ließ es fast als eine Schwarze Kunst erscheinen, ganz sicher nichts für Amateure. Sie kannte Dave Armstrong aus der Kantine und von gelegentlichen Kaffeepausen, und er hatte eine Beschattungsoperation beschrieben, an der über dreißig Leute beteiligt waren. Und keiner war bemerkt worden.

Sie hatte kein Zutrauen zu ihrer Fähigkeit, einen Beschatter zu erkennen, aber das war auch nicht ihre Aufgabe – ihr Job war Recherche und Analyse. Als sie beim MI6 anfang, hatte man ihr gesagt, sie könne nach ein paar Jahren ins Ausland versetzt werden. Das war ein Teil des Reizes gewesen. Dann würde sie an Kursen teilnehmen und die operative Ausbildung bekommen. Es hieß, auf einer kleinen Station im Ausland müsse jeder mitarbeiten. Analytiker, Sekretärinnen, sogar Ehefrauen mussten tote Briefkästen füllen, konspirative Häuser betreuen und sich manchmal mit Agenten treffen. Sie freute sich darauf, aber es waren noch ein paar Jahre bis dahin.

Während der Arbeit mit Liz Carlyle beim MI5 hatte Peggy eine Dringlichkeit kennengelernt, die jeden einbezog. Sie mochte das Engagement, das Bewusstsein, jeder habe eine ganz bestimmte Aufgabe zu übernehmen. Aber auf operative Arbeit ganz vorn an der Frontlinie fühlte sie sich schlecht vorbereitet.

Als das Gefühl, verfolgt zu werden, nicht verschwand, beschloss sie, es zu überprüfen. Sie bog rechts in die Vauxhall Bridge Road ab und blieb unter dem Portikus eines der stuckgeschmückten Stadthäuser aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert stehen. Im Schutz einer Säule wartete sie mehrere Minuten, aber niemand kam um die Ecke.

Hör auf zu fantasieren, sagte sie sich, voller Erleichterung, dass sie sich geirrt hatte, und voller Verlegenheit, weil sie davon überzeugt gewesen war, recht zu haben. Sie betrat den am späten Vormittag fast leeren U-Bahn-Hof Pimlico und fuhr mit der Rolltreppe nach unten, ohne dass irgendjemand anderes hinauf- oder hinunterfuhr. Auf dem Bahnhof der Victoria Line waren außer ihr nur noch zwei andere Leute, eine junge schwarze Frau auf einer zurückgesetzten Bank und weiter entfernt ein älterer Mann, der sich auf seinen Stock stützte.

In Victoria stieg sie auf dem Weg zu ihrer ersten Verabredung in die Circle Line um. Es sollte nicht lange dauern, dachte Peggy; ihr zweiter Termin in Kilburn versprach aufregender zu werden.

Sie hatte sich weiter in Patrick Dobsons verzweigte irische Verwandtschaft vertieft und einen Zweig entdeckt, der vor dreißig Jahren nach London gezogen war. Sie wollte herausfinden, ob diese Cousins Dobson kannten – er hatte vehement jeden Kontakt zur irischen Seite seiner Familie abgestritten. Peggy trat als Soziologiestudentin vom University College London auf, die eine Doktorarbeit über Iren in London schrieb, und sie fand dieses Thema so interessant, dass es nicht schwer sein sollte, diese Rolle zu spielen. Als der Zug in South Kensington hielt, öffnete sie ihre Aktentasche und nahm den Stammbaum heraus, den sie zusammengestellt hatte, sah sich dann aber doch noch mal die Notizen für den ersten Termin an, obwohl er nicht lange dauern würde.

Es sollte eine Routinesache sein. Sie ging auf Anregung von Liz. Tom Dartmouths Frau war vor nicht langer Zeit in London gesehen worden, und das war ungewöhnlich, da sie angeblich doch in Haifa wohnte. »Wahrscheinlich war sie bloß zu Besuch«,

sagte Liz, »aber überprüf es bitte trotzdem.«

Aus der Akte hatte Peggy nicht viel erfahren:

Margarita Levy, 1967 in Tel Aviv geboren, Tochter von Generalmajor Ariel Levy und Jessica Feingold. Ausbildung am Konservatorium Tel Aviv und an der Juilliard School (New York). 1991-95 Mitglied des Tel Aviv Symphony Orchestra. 1995 Heirat mit Tom Dartmouth, 2001 Scheidung. Keine Kinder.

Margarita war nicht leicht zu finden gewesen. Unter der Adresse in Haifa wohnten jetzt ehemalige Siedler aus Gaza, deren Englisch sie am Telefon kaum verstand und die weder wussten noch sich dafür interessierten, wer vor ihnen dort gewohnt hatte. Das Tel Aviv Symphony Orchestra bestritt zunächst, dass Margarita je dort gespielt habe, dann gestand es das zwar zu, fand aber keine aktuelle Adresse.

Schließlich erwies sich eine zeitraubende Suche auf Musikseiten im Internet als produktiver. Eine beiläufige Erwähnung im Blog eines Musikstudenten, ein Nachschlagen im Telefonbuch, und Peggy fand schließlich heraus, dass Margarita Levy Violinunterricht gab. Allerdings nicht in Haifa oder überhaupt in Israel.

Die Wohnung lag in einem Viktorianischen Mietshaus nahe der Kensington High Street. Als Margarita Levy die Tür öffnete, lächelte sie Peggy schüchtern an und gab ihr die Hand. Sie war eine große, auffallende Frau mit vollem, glatt zurückgekämmtem Haar. »Kommen Sie herein«, sagte sie und deutete zum Wohnzimmer. »Machen Sie es sich bequem. Ich bin gleich bei

Ihnen.« Sie verschwand in ein anderes Zimmer, aus dem Stimmen zu hören waren.

Peggy ging hinein und blieb mitten im Raum neben einem zerbrechlich wirkenden Empire-Stuhl stehen, der mit verblichener Seide bezogen war. Das Zimmer war bequem eingerichtet mit zurückgebundenen Vorhängen neben den Flügelfenstern, einem nicht mehr neuen Sofa mit blassgelbem Bezug und Kissen sowie Stühlen mit verblichemem Chintzbezug. Auf zwei antiken Beistelltischchen lagen Nippes und Marmoreier, und an den Wänden hingen kleine Ölgemälde, hauptsächlich Landschaften, dazu über dem Kamin ein großes Porträt, das wohl Margarita als Teenager darstellte. Alles in allem fand Peggy, es sei das Wohnzimmer einer kultivierten, bürgerlichen Frau aus einer wohlhabenden Familie, die jetzt aber mehr Geschmack als Geld hatte.

Die Tür des anderen Zimmers öffnete sich, und ein schmollendes Mädchen von etwa zwölf Jahren mit Zöpfen kam mit einem Geigenkasten heraus. Ohne Peggy anzusehen, ging sie zur Wohnungstür und knallte sie hinter sich zu. Margarita kam ins Wohnzimmer, wandte sich zu Peggy und zog die Augenbrauen hoch. »Ich weiß nicht, warum manche sich die Mühe machen. Wenn man die Violine so hasst, kann man sie nicht gut spielen.« Sie hatte einen ganz schwachen Akzent. »Die Eltern sind schuld. Was macht ein Kind, wenn es gezwungen wird? Es rebelliert.«

Sie war schlicht, aber elegant gekleidet und trug zu ihrem ärmellosen schwarzen Kleid eine dünne Goldkette. Peggy bemerkte, dass sie keinen Ehering trug. »Ich mache Tee«, sagte sie. »Möchten Sie auch welchen?«

»Nein, vielen Dank«, erwiderte Peggy. »Ich werde Sie nicht

lange aufhalten.«

Als Margarita in die Küche nebenan ging, folgte Peggy ihr zur Tür. Die Küche war winzig. Gegenüber sah sie ein kleines Schlafzimmer neben dem Zimmer für die Musikstunden. Das schien die ganze Wohnung zu sein und erklärte auch, wie eine Violinlehrerin es sich leisten konnte, in Kensington zu wohnen.

Während das Wasser kochte, nahm Margarita eine Porzellantasse und Untertasse aus dem Küchenschrank. »Seit wann sind Sie zurück in England?«, fragte Peggy.

»Zurück?«, fragte Margarita. Sie füllte ein Milchkännchen. »Wie meinen Sie das?«

Peggy zermartete sich das Gedächtnis. Hatte sie einen Fehler gemacht? Sie hatte Toms Akte x-mal gelesen, bevor sie am Morgen losgefahren war. Nein, sie war sich über den Inhalt sicher. »Bei uns steht, Sie würden in Israel leben, nicht in London. Deshalb bin ich hier.«

»Ich habe seit über zehn Jahren nicht mehr in Israel gelebt. Seit der Heirat mit Tom. Sind Sie sicher, dass Sie keinen Tee möchten?«

»Eigentlich doch«, sagte Peggy voller Neugier auf die Diskrepanz zwischen Toms Akte und den Fakten.

Margarita stellte die Teesachen auf ein Tablett und trug es ins Wohnzimmer, wo sich Peggy vorsichtig auf einen Empire-Stuhl setzte. Margarita goss den Tee ein, nippte dann an ihrer Tasse, lehnte sich auf dem Sofa zurück und sah Peggy an. Einen Moment zögerte sie. »Sagen Sie, geht es Tom gut?«

»Ja, ich denke schon.«

Sie schaute nur wenig beruhigt. »Ich war besorgt, als Sie wegen ihm mit mir sprechen wollten. Pakistan ist heutzutage so gefährlich. Ich dachte, es wäre ihm vielleicht was passiert.«

Peggy wurde klar, dass die Frau nichts von Toms Rückkehr nach London wusste. Es musste eine bittere Scheidung gewesen sein. »Wann haben Sie das letzte Mal mit Tom gesprochen?«

Margarita verzog das Gesicht. »Nicht seit seiner Abreise nach Pakistan.« Doch dann fügte sie hinzu: »Ich habe ihn mal bei einem Konzert gesehen, vor zwei oder drei Jahren. Er war nicht allein.« Sie lächelte wehmütig und zuckte die Achseln. »Also habe ich ihm in der Pause nur zugewinkt.«

Es war nicht bitter, dachte Peggy. Sie hatte etwas erwartet, als sie herkam – Zorn, Bitterkeit, Freude oder sogar völlige Gleichgültigkeit. Aber nicht dieses Gefühl trauriger Ratlosigkeit.

»Sie haben in Israel geheiratet, nicht wahr?«

»Nein, wir haben hier geheiratet, und seitdem lebe ich in England.«

»Es muss eine große Veränderung für Sie gewesen sein, Ihre Familie und Freunde zu verlassen.«

»Natürlich«, sagte Margarita nur.

»Obwohl hier zumindest Toms Familie war.«

Margarita schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht. Toms Mutter starb, bevor ich ihn kennenlernte. Und ich begegnete seinem Stiefvater nur einmal, als wir zuerst nach England kamen. Er war sehr freundlich, aber Tom wollte nichts mit ihm zu tun haben.«

»Stand Tom seinem leiblichen Vater nah?«

Margarita schüttelte wieder den Kopf. »Er starb, als Tom noch ein Junge war. Sein Stiefvater zog ihn auf, und Tom nahm seinen Namen an. Er mochte das nicht, das weiß ich – seine Mutter bestand jedoch darauf. Und man kann wohl sagen, dass Tom seinen leiblichen Vater verehrte, obwohl er ihn als Erwachsener nie kennenlernte.«

»Das passiert oft, nicht wahr?«, sagte Peggy und versuchte mitfühlend zu klingen. »Wenn der Vater oder die Mutter stirbt, bevor ein Kind aufwächst, hat es kein objektives Bild.«

»Sie meinen, es sieht die tönernen Füße nicht?«, sagte Margarita und blickte amüsiert wegen des englischen Ausdrucks.

»Ja. Obwohl ich sicher bin, dass Toms leiblicher Vater ganz wundervoll war.«

»Ich nicht«, sagte Margarita trocken mit einer Andeutung von Schärfe.

»Ach?«, sagte Peggy neutral, um sie weiterreden zu lassen.

Margarita rührte in ihrer Teetasse hin und her. »Sie wissen sicher, dass er sich umbrachte.«

»Ja«, log Peggy und versuchte ihre Verblüffung zu verbergen. »Wie alt war Tom da?«

»Er kann nicht älter als sieben oder acht gewesen sein. Der arme Kerl. Er fand es erst heraus, als er fast erwachsen war. So viel weiß ich«, fügte sie hinzu, als seien feste Tatsachen in Zusammenhang mit ihrem Exmann selten.

»Warum hat er sich umgebracht? Hatte er Depressionen?«

»Vielleicht, er war ja völlig gescheitert.«

»War das in London?«, fragte Peggy und dachte, sie könne die Einzelheiten rasch überprüfen. Der Name des leiblichen Vaters würde in Toms erster Bewerbung stehen.

»London? Nein. Er war nach New York gegangen. Er war dort Journalist. Ich kann mich genau erinnern; ich glaube, er kam da in Schwierigkeiten, weil er etwas über Irland schrieb. Tom hat nicht darüber geredet. Er hat es nur einmal erwähnt, als wir uns kennenlernten.«

Bei dieser Erinnerung schien ihre Melancholie wieder zu erwachen. Sie blickte Peggy an. »Ist es nicht seltsam, wie die

Menschen manchmal mit den Jahren weniger statt mehr miteinander reden?» Peggy hatte das Gefühl, sie erwarte keine Antwort. Margarita griff nach der Kanne. »Noch Tee?«

Diesmal blieb Peggy bei ihrem Nein.

Nachdem sie die Wohnung verlassen hatte, rief sie Dobsons Verwandte in Kilburn an und verschob den Besuch. Sie musste sofort mit Liz Carlyle sprechen. Es war eine Sache, wenn man herausfand, dass Tom den Dienst über den Wohnort seiner Exfrau getäuscht hatte. Es war eine andere, die erste mögliche Verbindung zwischen Tom und Liam O'Phelan zu finden.

Es ist die amerikanische Verbindung, dachte Peggy und erinnerte sich an den Titel des Vortrags, den der Dozent damals in der Alten Feuerwache gehalten hatte: »Von Boston bis Belfast: Englands schmutziger Krieg in Nordirland und Übersee«.

Sie verließ das Wohnhaus und ging rasch zur Kensington High Street. Als sie in die U-Bahn hinunterging, war sie überrascht, wie voll der Bahnsteig Richtung Osten um diese Zeit war. Eine gedämpfte Lautsprecherstimme gab bekannt, es gebe wegen eines Zwischenfalls in Paddington Verzögerungen auf der Circle Line. Auf der Anzeigetafel sah sie, dass der nächste Zug erst in zwölf Minuten kommen würde. Ungeduldig wartete sie, während immer mehr Fahrgäste zur Mittagszeit den Bahnsteig füllten.

Schließlich zeigte die Tafel an, der nächste Zug käme in einer Minute, und Peggy trat nach vorn, um mitzukommen, da die Ankunft des nächsten Zuges nicht mal angegeben war. Sie schob sich durch die Menge und stand schließlich kurz vor der gelben Linie. Zu nah, dachte sie und wollte einen Schritt zurücktreten, aber es war einfach zu voll.

Zum Glück kommt der Zug, dachte sie, als auf der Tafel ZUG FÄHRT EIN erschien. Sie versuchte wieder zurückzutreten, als sie seine gelben Scheinwerfer im Tunnel sah, aber hinter ihr schien kein Platz zu sein. Links neben ihr stand ein Bauarbeiter mit einem Werkzeugkoffer, rechts eine stämmige Frau, die zwei Marks & Spencer-Tüten an die Brust drückte.

Als der Zug aus dem Tunnel kam, spürte Peggy plötzlich einen Druck im Rücken, zuerst sanft, dann fester. Ihre Füße bewegten sich ein paar Zentimeter Richtung Bahnsteigkante, und sie versuchte instinktiv, die Fersen einzugraben. »Stopp«, rief sie, aber der Lärm der einfahrenden Waggons übertönte sie. Sie fühlte, wie ihre Füße sich wieder bewegten, über die gelbe Linie hinweg und unaufhaltsam Richtung Kante. Panik ergriff sie, und plötzlich schrie sie unwillkürlich auf, wie das lange Pfeifen einer Lokomotive. Dann wurde alles dunkel.

Der Mann schien eine Uniform zu tragen, und auf dem Gesicht spürte sie etwas Feuchtes und Kaltes. Plötzlich wurde ihr Blick klar, und sie sah, wie sich ein Zugabfertiger über sie beugte und ihr mit einem Frischetüchlein die Wangen betupfte. Sie saß auf einem Plastikstuhl, anscheinend in einer Art großem Besenschrank unter der Treppe der U-Bahn-Station.

»Was ist passiert?«, fragte sie, obwohl sie ziemlich genau wusste, dass sie noch lebte. Wenn es ein Leben nach dem Tod gab, würde es da wohl anders aussehen.

»Sie sind ohnmächtig geworden, Miss.« Der Mann hörte auf, sie mit dem Tüchlein zu betupfen. »Es war ein ziemliches Gedränge.« Er richtete sich auf und blickte besorgt auf Peggy. »Atmen Sie tief durch.«

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte sie und fühlte sich ratlos. Dann erinnerte sie sich an den Druck im Rücken, die Kraft, die sie immer weiter nach vorn schob ...

Der Zugabfertiger sagte: »Sie hatten Glück, dass die Frau neben Ihnen Sie vornüberkippen sah. Sie dachte, Sie würden direkt vor den Zug fallen. Aber sie hat Sie rechtzeitig festgehalten – ein Bauarbeiter hat ihr geholfen, Sie zurückzuziehen. Der einzige Schaden war eine Hose, die sie für ihren Mann gekauft hatte.«

»Tut mir leid«, sagte Peggy und versuchte sich zusammenzureißen. »Hat sie ihren Namen angegeben?«

»Nein, als ich kam, hat sie den nächsten Zug genommen. Sie sagte, sie wäre sowieso schon spät dran.«

Plötzlich erinnerte Peggy sich an ihre eigene Eile. Sie stand etwas wacklig auf, aber der Schwindel verschwand rasch. Der Mann blickte sie besorgt an. »Sind Sie sicher, dass Sie allein fahren können?«

»Es geht mir wieder gut«, sagte sie und lächelte ihm zu. »Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Er trat aus dem Raum auf den Bahnsteig und schaute zur Anzeigetafel. »Sie haben Glück. Der nächste Zug kommt in zwei Minuten.«

»Danke«, sagte Peggy, ging aber schon zur Rolltreppe. Sie beschloss, dass sie unter diesen Umständen ein Taxi verdient hatte, aber sie würde es bestimmt nicht als Spesen abrechnen. Niemand außer Liz sollte erfahren, wie sie von Panik überwältigt worden war.

Westminster Green, eine kleine Rasenfläche gegenüber dem Parlament, ist ein Lieblingsplatz von Journalisten für Interviews mit Abgeordneten. Bei Regen werden die Mikrofone und Kameras durch Schirme geschützt. Heute stand eine kleine Menschentraube im Junisonnenschein und beobachtete, wie der politische Korrespondent der BBC einen Minister interviewte.

Von ihrem Platz auf einer Bank in den Victoria Tower Gardens auf der anderen Straßenseite konnte Liz das Interview nicht hören, obwohl sie die beiden Beteiligten erkannte und vermutete, es drehe sich um das Gesetz zur Terrorismusbekämpfung, das die Regierung gegen starken Widerstand durchs Parlament zu bringen versuchte. Wie die meisten ihrer Kollegen hatte Liz ihre eigene Meinung zu den Vorschlägen der Regierung, aber meistens behielt sie sie für sich, denn diese Vorschläge würden an ihrer Arbeit ohnehin nicht viel ändern.

Liz wartete auf Charles Wetherby. Als sie angerufen hatte, um ihn dringend zu sprechen, hatte er zu ihrer Überraschung darauf bestanden, dass sie sich außerhalb von Thames House trafen. Sie ging die zehn Minuten zu dem kleinen Park zu Fuß, genoss jetzt den warmen Nachmittag und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Wenn ihre Schlussfolgerung richtig war, würde sie bald nicht mehr viel von der Sonne oder der Außenwelt sehen.

Als sich Wetherby eine Viertelstunde später zu ihr auf die

Bank setzte, berichtete Liz ihm sofort von Peggys Gespräch mit Tom Dartmouths Exfrau. Dann fasste sie ihre letzten Gespräche zusammen und hob deren Widersprüche hervor, die sie nun gelöst zu haben glaubte. Durch eine Mischung aus Intuition, Logik und Peggys Erkenntnissen vom Vormittag war Liz zu einem Ergebnis gekommen. »Gehen wir's noch mal langsam durch«, sagte Wetherby, und Liz wusste, dass er nicht an ihrer Analyse zweifelte, sondern sich vergewissern wollte, ihre Schlussfolgerung stammte nicht aus einer falschen Wahrnehmung oder einem Trugschluss, die auch ihn täuschen könnten.

»Sie glauben, O'Phelan hat den Maulwurf rekrutiert, angestiftet von Sean Keaney. Erklären Sie mir noch mal, warum.«

Liz dachte einen Augenblick sorgfältig nach, um ihre Gedanken so klar wie möglich auszudrücken. »O'Phelan war in Oxford, er war sehr nationalistisch eingestellt und er hatte eine Verbindung zu Sean Keaney durch diese Kirsty, die nach eigener Aussage auf Keaneys Wunsch in Beziehung zu O'Phelan trat.«

Ein Mann im Nadelstreifenanzug ging an der Bank vorbei und nickte Wetherby zu. Trotz des hellen Sonnenscheins trug er einen zusammengerollten Regenschirm. Wetherby nickte zurück und sagte dann lächelnd zu Liz: »Finanzministerium. Einer der altmodischeren Diener Ihrer Majestät. Fehlt nur die Melone.« Er kam zum Thema zurück. »Gehen wir mal davon aus, O'Phelan wäre der Anwerber. Woher wissen wir, dass er nicht Michael Binding rekrutiert hat?«

»Wir wissen es nicht sicher, aber es kommt mir unwahrscheinlich vor. Sie haben sich definitiv zerstritten.

O'Phelans Referenz war nicht dazu gedacht, Binding den Einstieg zu erleichtern.«

Wetherby nickte zustimmend. »Ich habe die Akte gesehen. Nach einem Brief wie diesem hatte Binding Glück, überhaupt genommen zu werden.«

Auf der anderen Straßenseite hielt der Minister die Hand hoch, um einen neuen Take zu fordern. Liz fuhr fort: »Es stimmt, dass ihre Berichte über das Zerwürfnis nicht übereinstimmen. O'Phelan sagte, es war wegen Bindings zweitklassiger Arbeit, Binding sagt, wegen des Streits mit Kirsty auf einer Party.«

»Und wem glauben Sie?«

»Binding«, sagte Liz ohne Zögern.

Wetherby lächelte ironisch. Er wusste, was sie von ihrem herablassenden Kollegen hielt. »Und wieso?«, fragte er, aber nicht herausfordernd, sondern um die Argumentation Schritt für Schritt zu hören. Liz dachte, er hätte einen hervorragenden Lehrer abgegeben – in seiner Suche nach Klarheit war er unermüdlich.

»Ich glaube nicht, dass Binding ein schlechter Student war. Sein B. A. aus Manchester war sehr gut, und er hatte zu hart gearbeitet, um nach Oxford zu kommen, um da einfach alles hinzuwerfen. Auf jeden Fall erscheint O'Phelan in Bindings Version rachsüchtig und böswillig, aber sie setzt Binding selbst auch in kein gutes Licht.«

»Die Bemerkung ›Geh zurück zu deinen Torfstechern?« Als Liz nickte, fragte Wetherby: »Wenn Sie Binding als Maulwurf ausgeschlossen haben, warum hat Sie das zu Tom geführt?«

»Das hat es nicht, bis er seinen eigenen Bericht über O'Phelan abgab, der zu keinem der anderen passte. Tom

behauptete, O'Phelan wäre hinter seinen männlichen Studenten her gewesen, aber nichts in den Berichten von Binding und Maguire oder der polizeilichen Untersuchung seiner Ermordung stützt das. Der Student, der laut Tom angeblich von O'Phelan belästigt wurde, war sogar derselbe Rugbyspieler, der laut Binding bei der Party in St. Antony's versuchte, Kirsty anzumachen.«

»Aber wenn Tom der Maulwurf ist, warum sollte er eine Geschichte über O'Phelan erfinden?«

Zum ersten Mal spürte Liz ein leichtes Frösteln, als sich ihre Diskussion von Motivation zu Mord verlagerte. »Um vom echten Grund abzulenken, warum O'Phelan ermordet wurde. Um ihn zum Schweigen zu bringen.« Liz brauchte die nächste Frage nicht abzuwarten. »Ja, das bedeutet, dass ich Tom für O'Phelans Mörder halte. So wie ich ihn auch für den Maulwurf halte. Da ist noch was«, fügte sie fast im Nachhinein hinzu. »Tom hat mir erzählt, sein Vater wäre bei einem Autounfall gestorben, aber Margarita erzählte Peggy, er hätte sich in New York umgebracht.«

Wetherby starrte über die Straße, scheinbar abgelenkt von dem endlosen Fernsehinterview. Dieser Mangel an Aufmerksamkeit passte nicht zu ihm. »Charles?«, sagte sie fragend.

Er antwortete nicht. Liz sagte: »Das Problem ist, wir können nichts davon beweisen. Wenn Tom von O'Phelan für die IRA rekrutiert wurde, wurde er nie aktiviert. Er wird es niemals zugeben. Falls wir ihm nicht den Mord an O'Phelan beweisen können, sehe ich nicht, was wir gegen ihn in der Hand haben.«

Charles schien immer noch nicht zuzuhören. Was hat er?, dachte sie. Ist Joanne wieder krank? Oder einer der Jungen? Mit

einer Spur von Ungeduld sagte sie: »Wir müssen irgendetwas tun, Charles, oder? Ich weiß, es scheint nicht so dringend zu sein, aber ...«

Wetherby unterbrach sie und sagte leise: »Es ist dringend, Liz, genau das macht mir Sorgen.« Er seufzte, faltete die Hände und saß vorgebeugt auf der Kante der Bank. »Ich habe Ihnen noch nichts gesagt, weil es für Ihre Untersuchung nicht relevant war. Und ich wollte keine verfrühten Schlüsse ziehen, die Ihre eigenen vielleicht beeinflusst hätten. Aber nachdem Dave Armstrong die Terroristen in Wokingham nicht erwischt hat, kam er zu mir. Es ist nicht allgemein bekannt – wir haben es geheim gehalten –, dass die Terroristen das Haus erst verließen, nachdem Dave den Staatsschutz angefordert hatte. Wir wissen genau, wann sie wegfuhr, weil ein Nachbar sie überstürzt aufbrechen sah.

Dave kam zu dem Schluss, es müsse ein Leck geben: Der Aufbruch der Terroristen war zu hastig und zu gut getimt – zwölf Stunden später hätten wir sie gehabt. Die undichte Stelle hätte überall sein können, bei der örtlichen Polizei, dem Makler, der das Haus vermietete. Dave glaubt aber, dass dasselbe passiert ist wie beim Buchladen, als die drei Männer nicht mehr auftauchten. Auch die hat jemand gewarnt.«

Wetherby seufzte, als führe er die Argumentation gegen seinen Willen zu Ende. »Die einzigen Personen, die von beiden Operationen wussten, saßen in Thames House. Wir müssen also davon ausgehen, dass die undichte Stelle hier im Dienst zu suchen ist.«

»Sie meinen, es gibt *noch einen* Maulwurf?«, fragte Liz. Kein Wunder, dass Wetherby besorgt aussieht, dachte sie. Verglichen mit dieser Bedrohung musste ein IRA-Informant, der nie

aktiviert wurde, eher als unwichtig erscheinen.

Sie wollte das schon sagen, als Wetherby fragte: »Kennen Sie die Geschichte von dem Mann, der Angst vor dem Fliegen hat, weil eine Bombe an Bord sein könnte?«

»Nein«, sagte Liz überrascht. Wetherby hatte zwar einen trockenen Humor, erzählte aber gewöhnlich keine Witze, schon gar nicht in so einer angespannten Situation.

Er fasste sich an den Knoten seiner Seidenkrawatte und lehnte sich zurück. »Er hat solche Angst, dass er nirgendwohin fliegt. Also versucht ein Freund, ihm zu helfen. Er sagt dem Mann, die Wahrscheinlichkeit, dass eine Bombe in seinem Flugzeug sei, liege bei mehreren Millionen zu eins. Aber der Mann ist nicht zufrieden – auch diese Chance ist ihm noch zu hoch. Dann erklärt sein Freund, die Wahrscheinlichkeit von *zwei* Bomben im selben Flugzeug sei über eine *Milliarde* zu eins. Darum ist die offensichtliche Lösung für den Mann, zu fliegen und eine Bombe mitzunehmen.«

Liz lachte, aber Wetherbys Miene wurde ernst. »Ich hoffe, Sie sehen, worauf ich hinauswill. Die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Maulwürfe im MI5 sitzen, ist etwa so groß wie die Chance von zwei Bomben im selben Flugzeug.«

Liz spürte eine plötzliche Beunruhigung. »Sie meinen, wenn Tom der IRA-Maulwurf ist, hat er auch die Terroristen gewarnt?«

»Ja, genau das meine ich. Ich weiß bloß nicht, warum. Ich sollte Ihnen noch was sagen. Ich glaube, Sie waren bei der letzten Besprechung von Operation Fuchsjagd. Vielleicht erinnern Sie sich, dass Dave sagte, diese Mrs. Dawnton, die neben dem Haus der Verdächtigen wohnt, hätte ihm erzählt, ein weißer Mann sei ins Haus nebenan gegangen. Dave sagte, sie

habe ihn deutlich gesehen und könne ihn identifizieren. Das stimmt nicht. Dave hat sich das ausgedacht, um zu sehen, ob diese Information jemanden auf Trab bringt. Und es hat funktioniert. Nach der Sitzung kam Tom zu Dave, um mehr darüber zu erfahren. Er war offensichtlich beunruhigt.«

»Ich habe mich gefragt, was Dave vorhat, als er das sagte.«

Liz' Handy klingelte, und sie schaute auf die Nummer auf dem Display.

»Entschuldigen Sie, Charles, es ist Peggy, ich gehe besser ran.« Sie drückte den grünen Knopf und sagte ruhig: »Hallo.«

»Ich kann ihn nicht finden«, sagte Peggy sofort. »Er ist nicht im Haus und seit heute Vormittag nicht gesehen worden. Niemand weiß, wo er ist. Dave Armstrong hat ihn auf dem Handy angerufen, aber er ging nicht ran.«

»Warte einen Moment«, sagte Liz und wandte sich zu Wetherby. »Ich habe Peggy gebeten, Tom zu suchen, aber er ist nicht zu finden. Und niemand hat was von ihm gehört.« Das war sehr ungewöhnlich. Es war eine eiserne Regel, im Notfall erreichbar zu sein, vor allem für einen so hohen Beamten. Eine Stunde oder zwei waren entschuldbar – eine Empfangsstörung, ein Notfall in der Familie. Aber nicht acht Stunden mitten in einer wichtigen Untersuchung. Er hat sich abgesetzt, dachte Liz.

»Ich verstehe«, sagte Wetherby düster. »Bitte sagen Sie Peggy, sie soll Dave Armstrong suchen und in fünfzehn Minuten in mein Büro schicken.«

Als sie das Gespräch beendet hatte, stand Wetherby auf. »Ich gehe jetzt besser zurück. Kommen Sie doch mit. Wenn Tom abgehauen ist, ist es egal, ob man uns zusammen sieht.«

»Als Peggy heute zu Toms Exfrau fuhr, war sie sicher, dass sie verfolgt wird«, sagte Liz. »Hinterher hatte sie das Gefühl,

jemand hätte versucht, sie in High Street Ken vom Bahnsteig zu stoßen – gerade als der Zug einfuhr. Es klingt für mich unwahrscheinlich, und Peggy gibt zu, dass sie sich vielleicht geirrt hat, aber ich wollte auf Nummer sicher gehen. Ich habe sie geschickt, um Tom unter einem Vorwand zu suchen, damit er weiß, dass sie mir schon von dem Treffen erzählt hat. Wenn er vorhatte, sie zum Schweigen zu bringen, hätte er so gewusst, dass es zu spät ist.«

»Es war richtig, dass Sie sie schützen wollten«, sagte Wetherby, »obwohl ich sicher bin, dass Peggy sich das eingebildet hat – sie ist sehr jung und unerfahren. Trotzdem sollte sie heute Abend nicht nach Hause gehen, damit sie nicht unruhig ist. Könnte sie bei Ihnen bleiben? Ich werde Dave nach Tom suchen lassen, aber ich will nicht, dass es sich rumspricht. Wenn Tom doch mit einer Erklärung für seine Abwesenheit zurückkommen sollte, will ich ihn nicht aufscheuchen, bevor wir unsere Karten geordnet haben. Ich vermute aber, dass er sich abgesetzt hat.«

Sie nickte zustimmend. Wetherby schüttelte müde den Kopf und schaute hinüber zu dem Politiker, der immer noch interviewt wurde. »Wir müssen rauskriegen, was Toms nächster Schritt sein wird. Ich habe das schreckliche Gefühl, dass wir nicht mehr viel Zeit haben. Wir kennen die Art seiner Beziehung zur IRA, aber nicht die zu den Terroristen.«

»Kann sie in Pakistan angefangen haben?«

»Möglich«, sagte Wetherby nachdenklich. »Ich glaube, Sie sollten mit Geoffrey Fane reden. Ich rufe ihn an, sobald wir zurück sind.«

»Ich spreche besser auch selbst mit der Exfrau. Sie ist die einzige familiäre Verbindung zu Tom, die wir haben.«

Sie überquerten die Straße und die kleine Grünfläche, wo der Minister sein Interview endlich beendet hatte und mit mehreren Assistenten zu einem großen geparkten Jaguar ging. Der Fernsehkameramann stand immer noch auf dem Rasen und schüttelte den Kopf. »Sechs Takes«, rief er dem Reporter zu. »Für zwölf Sekunden Film. Und da sagen die Leute, Politiker wären zu oberflächlich.«

Eindrucksvoll, dachte Liz, als sie Geoffrey Fanes Büro betrat. Es war ein großer, schön eingerichteter Ausguck hoch oben in dem postmodernen Koloss vom MI6 am Südufer der Themse. Fanes Büro befand sich eine Etage über der Suite von C, dem Direktor.

Er telefonierte gerade, aber als er Liz im Vorraum sah, winkte er ihr zu, hereinzukommen. Sie setzte sich in einen gepolsterten Ledersessel vor seinem altmodischen Doppelschreibtisch. Er sprach gerade mit Südamerika. Liz sah auf die gerahmten Sammlungen von Fliegen zum Forellenfischen an der Wand und stand auf, um sie anzusehen. Sie wusste, dass Fane ein begeisterter Fliegenfischer war und erinnerte sich, dass Charles erzählt hatte, Fane habe ihn einmal zum Angeln an einer der besten Stellen eingeladen, am Kennet oder am Test.

Die ganze Zeit ging sie im Geist noch mal durch, was sie ihm

zu sagen hatte. Er wird sich wundern, dachte sie, aber ich wette, er zeigt es nicht.

»Entschuldigen Sie«, sagte Fane und stand auf, um ihr die Hand zu geben. »Unser Mann in Bogota ist recht gesprächig.«

Er trug einen blauen Nadelstreifenanzug, der seine Größe betonte, und eine Krawatte mit dem Wappen der Honourable Artillery Company. Mit seinen hohen Wangenknochen und der Adlernase war er eine auffallende Erscheinung, obwohl man nur schwer mit ihm warm wurde, wie Liz schon wusste. Er drückte sich gewählt und oft amüsant aus und sprach wie Wetherby mit einem Ton anerkennender Ironie, aber im Gegensatz zu Wetherby konnte seine Ironie plötzlich in beißenden Witz umschlagen. Für Geoffrey Fane waren berufliche Dinge persönlich. Er musste gewinnen, und Liz wusste, dass er sich plötzlich und unmotiviert gegen einen wenden konnte. Bei ihren wenigen Begegnungen hatte Liz ihn nie völlig vertrauenswürdig gefunden.

Sie setzten sich wieder, und Fane schaute aus dem Fenster. »Es scheint Regen zu geben.«

In der Ferne sah Liz die Büroblocks der Victoria Street und eine Wolkenbank, die rasch näher kam. Die Fenster in Vauxhall Cross hatten eine Dreifachverglasung gegen Granatenangriffe. Man sah die Außenwelt deshalb wie durch einen graugrünen Filter. Selbst an einem sonnigen Tag wirkte alles düster. Sie kam gleich zur Sache. »Ich wollte mit Ihnen wegen der irischen Angelegenheit sprechen.«

»Ach ja, das seltsame Erbe von Sean Keaney. Wie macht sich denn Peggy Kinsolving?«

Das war nicht das, worüber Liz reden wollte. »Sie ist sehr gut«, sagte sie rasch. »Sie hat mir bei einer wichtigen

Entdeckung geholfen.«

Fane zog eine Augenbraue hoch. »Entdeckung?«

»Ja. Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass es wirklich einen Maulwurf gibt.«

»Tatsächlich? Von der IRA in den Dienst eingeschleust?«
Fane klang ungläubig.

»Ursprünglich ja. Aber wir glauben, er ist gewandert.«

Fane zog sich sorgfältig die Manschetten zurecht, und Liz unterdrückte ein Lächeln. Trotz seiner patrizischen Ausstrahlung hatte er den Showinstinkt eines Dandys. Wetherby hatte genau dieselbe Gewohnheit, aber bei ihm hatte man das Gefühl, es rühre von einem Bestreben nach Ordnung her; bei Fane war es anscheinend der Wunsch, seine Manschettenknöpfe zu zeigen.

»Heißt das, er hat den Dienst verlassen? Wissen Sie, wer es war?«

»Nein, er hat ihn nicht verlassen. Er ist noch da. Wir glauben, es ist Tom Dartmouth.«

»*Tom Dartmouth?*« Fane konnte seine Überraschung nicht verbergen. »Ist Charles auch dieser Ansicht?«, fragte er mit unverhohlener Skepsis.

»Ja«, sagte sie kühl. Sie würde sich von Fane nicht einschüchtern lassen.

»Sind Sie sich auch ganz sicher?«

»Es gibt bisher nur Indizien.«

Fane richtete sich auf. Er wirkte kampfbereit, deshalb fuhr sie rasch fort: »Und so wird es im Moment auch bleiben, denn Tom ist verschwunden.«

»Verschwunden?«, sagte Fane, dessen Aggression plötzlich verpufft war.

»Natürlich wollten wir Ihnen sofort Bescheid sagen. Vor allem wegen Toms Versetzung zum MI6. Aber ich bin auch hier, um mehr über seine Zeit in Pakistan herauszufinden. Wir befürchten, dass er jetzt statt der IRA möglicherweise einer kleinen islamistischen Terrorzelle hilft, die wir zu finden suchen. Es ist die Gruppe, die Sie von der KGT her kennen. Die Buchladengruppe. Operation Fuchsjagd. Wir halten es für möglich, dass er den ersten Kontakt mit ihnen in Pakistan herstellte.«

»Natürlich weiß ich von Fuchsjagd, aber was hat das mit der IRA zu tun?«, fragte Fane. »Ich muss sagen, das ist alles sehr verwirrend.« Nachdem Liz ihre These erklärt hatte, drückte Fanes Miene nicht mehr Skepsis, sondern Ernst aus. »Zufällig ist diese Woche unser Stationschef aus Islamabad da. Er war drüben im Außenministerium, sollte aber inzwischen zurück sein.«

Ein paar Telefongespräche später betrat Miles Pennington, der Leiter der MI6-Station Pakistan, Fanes Büro. Er war Ende vierzig, hatte zurückgehendes Haar und schroffe Manieren. Laut Fane war er ein Asienspezialist – sechs Jahre in Pakistan, dazu Aufenthalte in Afghanistan und Bangladesch, und mit seiner tiefen Bräune und dem leichten Kakianzug sah er auch so aus. Sein Händedruck war fest und trocken, dann setzte er sich, und Fane erklärte, warum sie seine Hilfe brauchten. Liz unterbrach, um ihn um seine Unterschrift auf der Verschwiegenheitserklärung für die Maulwurfsjagd zu bitten. »Ihre habe ich schon, Geoffrey«, sagte sie. Die Verschwiegenheitserklärung wurde nur für die geheimsten Operationen benutzt und bedeutete nicht nur, dass die Operation nur mit den anderen Personen auf der Liste

besprochen werden durfte, sondern führte – für den Fall einer undichten Stelle – auch alle auf, die davon wussten. Als Liz ihm das Blatt gab, und er sah, wie wenige Namen darauf standen – Liz, Peggy, Charles Wetherby und Geoffrey Fane, die Direktoren von MI5 und MI6, dazu der Innenminister und ein paar Namen, die er nicht kannte, wurde Pennington blass. Diese Art von Liste deutete auf eine sehr schwerwiegende Operation hin.

»Wir möchten über Tom Dartmouth reden«, sagte Fane, dessen Mattheit völlig verflogen war. »Elizabeth wird Ihnen erklären, wonach wir suchen.«

Liz und Fane hatten sich verständigt, Miles Pennington brauche nichts von der IRA-Verbindung zu wissen, und sie konzentrierte sich auf das aktuelle Problem. »Wir suchen dringend drei Terrorismusverdächtige in England. Alle sind Engländer, aber südasiatischer Herkunft. Einen haben wir identifiziert, er stammt aus einer pakistanischen Familie in Mittelengland. Die anderen beiden kennen wir nicht.«

Sie machte eine Pause, denn sie spürte, dass Pennington sich fragen musste, was das mit Tom Dartmouth zu tun hatte, den er nur als ihm unterstellten Kollegen kannte, der vom MI5 abgeordnet war. Liz atmete tief ein und sagte: »Wir haben Grund zu der Annahme, dass Tom Dartmouth in Kontakt zu den Terroristen gestanden hat und sie vielleicht aktiv unterstützt.« Sie ignorierte Penningtons wie vom Donner gerührte Miene. »Leider ist er verschwunden. Darum versuchen wir zu verstehen, was hinter der ganzen Sache steckt.«

Pennington gelang es, zögernd zu nicken, aber er musste die Sache offensichtlich erst verdauen. Liz fragte: »Können Sie mir sagen, was Sie von Tom wissen? Eines unserer Probleme ist,

dass er erst seit vier Monaten wieder in London ist und vorher vier Jahre bei Ihnen war. Was halten Sie von ihm?»

Pennington brauchte einen Augenblick, um zu antworten. Schließlich sagte er unter sorgfältiger Wahl seiner Worte: »Intelligent, spricht fließend Arabisch, hat sehr hart gearbeitet, aber nicht übertrieben.«

»Nicht übertrieben« – wie typisch, dachte Liz. Der Kult des englischen Amateurs, ein Erbe des Viktorianischen Public-School-Ethos, wurde in den entfernten Stationen vom MI6 immer noch gepflegt. Arbeite hart, aber tu so, als tätest du es nicht, lass das Schwierige leicht erscheinen – alles aus einer Epoche, als Gentlemen die Reste eines Empire regierten.

»Was war mit seinem Leben neben der Arbeit?«, fragte sie. »Haben Sie ihn häufiger gesehen?»

»Ja. Wir sehen uns alle relativ oft angesichts der Umstände in Pakistan. Obwohl er natürlich in Lahore war, und ich meistens in Islamabad. Er schien sich gut einzufügen. Das ist nicht immer so, wenn wir jemanden vom MI5 kriegen.« Plötzlich schaute er verlegen, als er sich erinnerte, wo Liz arbeitete. »Er hat auch mal einen getrunken, aber nicht exzessiv. Ab und zu gab es ein Mädchen, aber auch da nichts Unpassendes – er ist geschieden, nicht?»

»War irgendwas seltsam oder auffallend an ihm?»

»Eigentlich nicht«, sagte Pennington, der leicht gedehnt sprach. »Er war nicht der extrovertierteste Kollege.« Liz sah, wie er versuchte, sich an die Eigenschaften eines Mannes zu erinnern, von dem er nie gedacht hätte, er werde einmal im Mittelpunkt einer Untersuchung stehen. »Er war nicht mysteriös oder so etwas. Sogar von jetzt aus gesehen«, fügte er mit einem Blick auf die Verschwiegenheitserklärung hinzu. »Das würde ich

immer noch sagen.«

Er seufzte leise, halb bedauernd, halb resigniert. »Ich glaube, das richtige Wort, um ihn zu beschreiben, wäre ›distanziert‹. Nicht so sehr, dass es auffiel; wie ich schon sagte, er fügte sich gut ein. Aber wenn ich darüber nachdenke, würde ich sagen, er hielt immer irgendwas zurück.«

»Können Sie mir von seiner Arbeit erzählen?« Pennington wirkte erleichtert, als er sich auf weniger psychologisches Gebiet begeben konnte. »Sehr gemischt, aber ziemlich normal. Er hat genau beobachtet, welche Koranschulen sozusagen koscher waren und welche nicht. Vor allem hat er darauf geachtet, wo versucht wurde, junge britische Pakistani zu rekrutieren, die zum Studium dorthin kamen. Im Gegensatz zu dem, was in den Zeitungen steht, werden viele dieser Studenten erst in Pakistan radikalisiert. Sie fahren mit völlig akzeptablen religiösen Motiven hin und geraten dann unter den Einfluss von extremistischen Imamen.«

Pennington kratzte sich träge die Wange, er fühlte sich wieder auf vertrautem Boden. »Er hat die meiste Zeit mit dem pakistanischen Geheimdienst zusammengearbeitet.«

»Wie hat Tom seine Berichte an Sie geliefert?«

»Direkt«, sagte Pennington selbstsicher. »Wir haben fast jeden Tag miteinander telefoniert, falls nicht einer von uns unterwegs war, und alle zwei Wochen kam er zu unserer Stationssitzung. Er hatte immer etwas Schriftliches – eine Zusammenfassung seiner Arbeit.«

»Haben Sie seine Berichte an den MI5 gesehen?«

Pennington blickte erstaunt. »Nicht alle, aber das waren doch sicher Duplikate von denen, die er uns gab, dazu alles, wovon er dachte, es hätte besonderes Interesse für Ihren Laden. Die, die

ich sah, waren hauptsächlich über die Leute, die er beobachtete.« Er hielt inne und warf Fane einen Blick zu, der während dieses Berichts demonstrativ aus dem Fenster schaute. »Und natürlich seine eigenen Anstrengungen.«

»Bitte?«, sagte Liz.

Pennington erklärte es. »Zu seinem Job gehörte es, den Versuch zu machen, jemanden umzudrehen, von dem wir meinten, er sei schon von den Extremisten rekrutiert worden oder könne es noch werden. Die Chance war zwar gering, aber es war einen Versuch wert.«

»Und hatte er irgendwelchen Erfolg?«

»Letztlich nicht. Aber eine Weile beschäftigte er sich besonders mit einem Jungen, der für sechs Monate nach Pakistan gekommen war.«

»Erinnern Sie sich an seinen Namen?«

»Nein, aber er müsste in der Akte stehen.«

In Islamabad, dachte Liz enttäuscht. Pennington wandte sich zu Fane. »Sie haben hier doch eine Kopie, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Fane, der froh war, wieder konstruktiv am Gespräch teilnehmen zu können. »Geben Sie mir einen Moment Zeit, Elizabeth, ich lasse sie für Sie ausgraben.«

Liz ging über die Brücke zurück zum Thames House. Das musste man Tom lassen, dachte sie mit widerwilliger Bewunderung für sein Theaterspiel, während sie auf den Fahrstuhl wartete. Er war wie ein Chamäleon perfekt mit seiner Umwelt verschmolzen, bis nicht mal sein Chef sich mehr an eine besondere Eigenschaft erinnerte.

»Ist Judith da?«, fragte sie Rose Love, die an ihrem Schreibtisch einen Tee trank und sich dazu einen

Schokoladenkeks gönnte.

»Sie ist nach Hause gegangen, Liz. Sie fühlte sich nicht wohl.«

Verdammt, dachte Liz. Sie brauchte schnell Hilfe. Sie war mit drei Namen von Vauxhall Cross gekommen, jeder das Ziel eines Kontaktversuchs von Tom Dartmouth. Dazu gehörte der Junge, den Pennington erwähnt hatte, sein Name, den Liz sorgfältig aus der Kopie von Toms Bericht abgeschrieben hatte, war Bashir Siddiqui.

»Kann ich helfen?«, fragte Rose.

Liz musterte sie. Sie schien ein nettes Mädchen zu sein, sehr hübsch, aber etwas schüchtern und ohne großes Selbstbewusstsein. Liz wollte sie eigentlich nicht unbedingt einsetzen. Es war nicht nötig, dass Rose eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieb, Liz wollte nicht, dass es Gerede gab, weil sie in den Akten eines Kollegen wühlte. Doch sie sah keine Alternative; Judith konnte tagelang weg sein.

»Könnten Sie ein paar Namen für mich suchen? Ich glaube, Sie werden was in den Berichten von der MI6-Station in Pakistan finden. Wahrscheinlich hat Tom Dartmouth sie geschickt, als er dort eingesetzt war. Es sind sicher ziemlich viele Berichte, aber wahrscheinlich sind die Namen in einem Index. Tom ist gerade weg, deshalb kann ich ihn nicht fragen.«

»Okay«, sagte Rose fröhlich.

Liz ging zu ihrem Schreibtisch zurück und hoffte, dass Rose nicht allzu lang für die Durchsicht der Berichte brauchen würde. Sie beantwortete ein paar E-Mails und erledigte etwas Papierkram, dann ging sie in den Konferenzraum, den sie mit Peggy benutzte, um Toms Personalakte noch einmal durchzusehen. Sie war überrascht, Rose Love dort zu finden, die mit Peggy schwatzte. »Ich wollte Sie gerade suchen«, sagte Rose.

»Ich habe die Antwort, die Sie wollten.«

»Wirklich? Das ging ja schnell.«

»Ich habe nur die Namen gesucht. Zwei sind in den Berichten, aber der dritte nicht. Ich habe auch alle Varianten bei der Schreibung gesucht. Nichts.« Sie gab Liz ein Blatt. Der fehlende Name war Bashir Siddiqui. Tom hatte ihn geschützt, als er in Pakistan rekrutiert worden war, indem er einfach seinen Namen aus den Berichten an den MI5 herausließ.

»Danke, Rose. Jetzt muss ich mir überlegen, wie ich ihn finde.«

Rose sah erstaunt aus. »Oh, das hab ich schon gemacht.« Als sie Liz' Überraschung sah, wurde sie verlegen wegen ihrer Initiative. »Ich dachte, das wäre in Ihrem Sinn.«

»Und wie.«

»Ich habe seinen Namen mit der Liste britischer Pakistani verglichen, die für längere Zeit nach Pakistan gereist sind.« Stolz fügte sie hinzu: »Es hat nicht lange gedauert, ihn zu finden.«

»Wissen wir, wo er herkommt?«, drängte Liz. Hab Geduld, ermahnte sie sich. Rose hat dir tagelange Arbeit erspart.

»Ja. Aus Mittelengland.«

»Wolverhampton?«

»Woher wussten Sie das?«, fragte Rose.

Eddie Morgan wollte nicht gefeuert werden, aber da es das

vierte Mal in fünf Jahren sein würde, war er wenigstens dran gewöhnt. »Jeder kann verkaufen«, erklärte sein Boss Jack Symonson gern und dann, mit einem sarkastischen Seitenblick zu Eddie: »Na ja, fast jeder.«

Seine Frau Gloria würde enttäuscht sein, das wusste er, aber inzwischen sollte sie wissen, dass es immer einen neuen Job gab, immer eine andere Nische im flexiblen Bereich des Gebrauchtwagenhandels. Der Bonus war bei der Bezahlung so viel größer als das Festgehalt, sodass es nicht sehr riskant war, jemanden einzustellen – besonders wenn er wie Eddie seit fast zwanzig Jahren in der Branche war.

Er kannte sich mit Autos aus, das war nicht das Problem. Er brauchte einen Rover mit hundertzwanzigtausend Kilometern nur kurz anzusehen und konnte sagen, wie lange er noch halten und was er bringen würde. Was er jedoch nicht hatte – das musste er sich eingestehen –, war die Fähigkeit, einen Handel abzuschließen. Die Kunden mochten ihn (das gaben sogar seine Bosse zu), und er konnte flüssig über alles mit vier Rädern reden. Aber wenn es drauf ankam ... machte er keinen Abschluss.

Warum kann ich das nicht?, fragte er sich zum dritten Mal in dieser Woche, als eine Blondine in Shorts, die kürzlich geschieden war und »was Sportliches« suchte, »Ich denk drüber nach« sagte und den Hof verließ, nachdem sie über vierzig Minuten seiner Zeit in Anspruch genommen hatte. Eddie lehnte an einem fünf Jahre alten Rover und sonnte sich.

Jemand stieß einen Pfiff aus, und er sah Gillian von der Rezeption, die ihm von der Tür des Ausstellungsraums aus zuwinkte. »Der Boss will dich sehen, Eddie.«

Na denn, dachte Eddie, als er reinging, und zog sich die

Krawatte gerade wie ein Mann auf dem Weg zum Erschießungskommando.

Er klopfte und ging in Symonsons Büro, wo zu seiner Überraschung noch ein anderer Mann war. »Eddie, kommen Sie rein. Das ist Simon Willis von der Zulassungsbehörde. Er hat Fragen an Sie wegen eines Wagens.« Willis war jung und leger angezogen – er trug einen Parka und Chinos. Er wirkte freundlich, und als Eddie sich setzte, grinste er.

Was will die Zulassungsbehörde hier?, fragte sich Eddie eher neugierig als nervös. Oder war der Typ ein Polizist? Was immer seine Schwächen waren, Eddie war immer ehrlich gewesen, wenn es ums Geschäft ging, nicht der Normalfall in der Gebrauchtwagenbranche.

Willis sagte: »Ich suche nach einem Golf mit T-Nummer. Nach unseren Unterlagen wurde er vor etwa zwei Monaten hier verkauft.«

»Von mir?«

Willis schaute zu Symonson, der verächtlich lachte. »Es geschehen noch Wunder, Eddie.«

Zum Brüllen, dachte Eddie genervt, setzte aber kurz ein Lächeln auf und blickte dann wieder zu Willis, während Symonson weiter über seinen eigenen Witz gluckste. Willis fuhr fort: »Der Wagen wurde von jemandem namens Siddiqui gekauft. Hier ist ein Foto von ihm.«

Er zog ein Bild aus der Aktentasche auf seinem Schoß und gab es Eddie. Es war ein vergrößertes Passbild eines jungen Pakistani mit dunklen traurigen Augen und dem dünnen Versuch eines Spitzbarts.

»Können Sie sich an ihn erinnern?«

»Na klar.« Wie konnte er ihn vergessen? Es war sein erster

Abschluss in fast zwei Wochen gewesen. Symonson hatte schon angefangen, die ersten unzufriedenen Geräusche zu machen, die inzwischen immer lauter geworden waren.

Dann war eines Morgens der junge Pakistani gekommen und hatte sich umgesehen, nachdem er die Angebote von zwei anderen Verkäufern, ihm zu helfen, abgelehnt hatte. Eddie hatte sich deshalb vorsichtig genähert, aber der Mann war bereit, sich von Eddie die Wagen auf dem Hof zeigen zu lassen, die Peugeots, Fords und zwei Minis, bis er vor dem schwarzen Golf stehen geblieben war. Hunderttausend Kilometer auf dem Zähler. Ordentlicher Zustand, könnte aber eine neue Lackierung vertragen.

Eddie hatte gerade mit dem Verkaufsgespräch begonnen, als ihm der Mann ins Wort fiel – sonst kannte Eddie diese Leute eigentlich als sehr höflich. »Sparen Sie sich den Quatsch«, hatte er gesagt. »Was soll er kosten?«

Eddie sagte jetzt zu Willis: »Ja, das ist er. Wir haben ein bisschen über den Preis gefeilscht, aber am Schluss war er ganz zufrieden.« Symonson sollte den Eindruck haben, er habe den Verkauf routiniert abgewickelt, aber sein Boss verzog keine Miene. »Warum?«, fragte Eddie. »Gibt es ein Problem?«

»Mit dem Auto nicht«, antwortete Willis. Eddie schaute ihn genauer an. Er hatte über die Jahre genug Polizisten gesehen, um zu wissen, dass Willis kein gewöhnlicher Bulle war, egal, was er sagte.

»Wenn es ein Problem mit dem Lieferwagen gab, ist das seine Sache. Ich habe ihn gewarnt, dass er ziemlich angerannt ist.«

Es herrschte Stille im Raum, während Willis das eben Gehörte zu verdauen schien. Schließlich fragte er: »Welcher Lieferwagen?«

»Der, den er zwei Tage später gekauft hat. Als ich ihn kommen sah, dachte ich, er hätte ein Problem mit dem Golf. Oder er hätte es sich anders überlegt – das machen die Leute oft, nachdem sie ein Auto gekauft haben. Aber er wollte auch einen Lieferwagen. Also hab ich ihm einen verkauft.«

»Welche Marke?«

»Ein Ford, glaube ich. Es steht in den Büchern.« Er deutete zu Symonson. »Aber er war sechs Jahre alt, daran erinnere ich mich. Weiß natürlich. Er wollte unbedingt hinten reinklettern, um zu sehen, wie groß er ist. Ich hab dreitausendfünfhundert dafür gekriegt. Ich hab ihn wegen des Getriebes gewarnt, aber das schien ihm egal zu sein.«

»Hat er gesagt, wofür er ihn wollte?«

»Nein.« Beim zweiten Mal war der junge Mann namens Siddiqui noch abweisender gewesen, also hatte Eddie sich nicht angestrengt, ein Gespräch anzuknüpfen.

»Hat er irgendwas gesagt, wo er hinwollte?«

Eddie schüttelte den Kopf. »Er hat überhaupt nicht viel gesagt. Kein Smalltalk. In den Büchern wird ein Name und eine Adresse stehen, aber er hat bar bezahlt – beide Male.«

Willis nickte, aber Eddie sah, dass er nicht glücklich war. »Wenn Sie sich an irgendwas an diesem Mann erinnern können, rufen Sie mich bitte an«, sagte Willis. Er nahm seine Brieftasche heraus und gab Eddie eine Karte. »Das ist meine Durchwahl. Rufen Sie mich jederzeit an.«

»Okay«, sagte Eddie und schaute auf die Karte. Ich fass es nicht, der ist ja doch von der Zulassungsbehörde, dachte er. »Ist das alles?«, fragte er und blickte zwischen Symonson und Willis hin und her.

Es war Willis, der zuerst sprach. »Ja. Danke für Ihre Hilfe.«

Als er aufstand, um zu gehen, sagte Symonson: »Sind Sie später da, Eddie? Ich muss mit Ihnen reden.«

Was meint er, wo ich sonst bin?, dachte Eddie säuerlich. In Honolulu? Auf den Seychellen? »Ja, Jack«, sagte er und wusste genau, worüber sie reden würden. »Ich bin da.«

48

Liz war überrascht, dass Tom in Fulham lebte. Sie hatte gemeint, seine Wohnung liege in Nordlondon, in der Nähe von ihrer in Kentish Town. Er hatte es zwar an dem Abend, als er sie absetzte, nicht ausdrücklich gesagt, aber sie auf jeden Fall in dem Eindruck gelassen, er mache keinen Umweg für sie.

Liz ging die zwei oder drei Straßen von der U-Bahn zu Toms Adresse durch ein ruhiges grünes Viertel mit einheitlichen Backsteindoppelhäusern vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, die meist in Wohnungen aufgeteilt waren.

Als sie sich der Haustür näherte, stiegen zwei Mann von A2 wie durch Zauberei aus einem Lieferwagen, der ein Stück weiter weg parkte. Liz erkannte die große, breite Figur von Bernie, einem umgänglichen Exfeldwebel, mit dem sie schon zusammengearbeitet hatte. Er war in Begleitung von seinem ruhigeren Assistenten Dom, einem kleinen, drahtigen Mann, der sich durch Marathonläufe fit hielt. Doms Spezialität waren Schlösser, in Thames House hatte er eine riesige Sammlung davon. Er liebte sie, er studierte sie, er grübelte über sie nach

wie ein begeisterter Briefmarkensammler.

Doch seine Fähigkeiten wurden zunächst nicht gebraucht, da die Haustür offen stand und eine Putzfrau, die den gefliesten Boden des Hausflurs gewischt hatte, gerade ging. Sie nahm keine Notiz von ihnen, als sie direkt an ihr vorbei und die Treppe hinauf in den ersten Stock gingen, wo Tom wohnte. Bernie klopfte laut an die Tür. Die A4-Leute, die die Wohnung beobachteten, hatten ihnen gesagt, Tom sei nicht da, aber niemand wollte eine Überraschung erleben.

Sie warteten eine Minute, dann ging Dom an die Arbeit. Für das erste Schloss brauchte er nur fünfzehn Sekunden, dann kämpfte er mit dem Sicherheitsschloss in der oberen Ecke der Tür. »Der Mistkerl hat es verändern lassen«, sagte er. Nach weiteren drei Minuten grunzte er zufrieden und drückte die Tür auf.

Liz wusste nicht, was sie erwartete hatte, und ihr erster Eindruck war der von überwältigender Ordnung, eine fast deutsche Sauberkeit. Das und das Licht, das durch die Vorderfenster des Wohnzimmers hereinströmte und auf die gewachsenen und polierten Dielen fiel. Die weißen Wände betonten noch das Gefühl von Weitläufigkeit, und die Einrichtung war modern und sah neu aus: Stühle im skandinavischen Stil und ein breites, unbenutztes weißes Sofa. An der Wand hingen ein paar nichtssagende Drucke in kühlen Metallrahmen.

»Nette Bude«, sagte Bernie anerkennend. »Hat er eigenes Geld?«

Liz zuckte die Achseln. Wahrscheinlich hatte Toms Stiefvater ihm etwas hinterlassen. Die Wohnung war eher bequem als vornehm, lag aber in einer teuren Gegend. Schwer zu sagen, wie

Tom hier von seinem MI5-Gehalt leben konnte, besonders weil er vermutlich noch etwas an Margarita zahlte.

Sie folgte Bernie und Dom in die anderen Zimmer, eine Kochnische mit Essbereich und zwei Zimmer nach hinten. Tom schlief im größeren, das andere benutzte er offensichtlich als Arbeitszimmer, denn in der Ecke standen ein kleiner Schreibtisch und ein Aktenschrank.

»Meinen Sie, er war immer so ordentlich, oder hat er aufgeräumt, bevor er verduftet ist?«, fragte Bernie.

Liz strich mit dem Finger unter der Tischplatte entlang und hielt ihn sauber in die Luft. »Ich glaube, es ist immer so.«

»Dauert etwa eine Stunde«, sagte Bernie. Er und Dom ließen Liz im Wohnzimmer, während sie mit der Suche nach Verstecken begannen, von den einfachen (dem Spülbecken der Toilette) zu den schwierigen (der Suche nach geheimen Hohlräumen unter den Dielenbrettern oder in den Zwischenwänden und der Decke). Das war nur eine vorläufige Suche. Wenn es nötig sein sollte, würde man später die ganze Wohnung auseinandernehmen.

Liz konzentrierte sich auf die sichtbaren Dinge und hoffte, von ihnen etwas über den Menschen zu erfahren, das sie noch nicht wusste. Nicht dass das viel wäre, sagte sie sich. Die Wohnung hatte so viel Charakter wie eine Hotelsuite.

Zuerst untersuchte sie Toms Schlafzimmer. Mehrere Anzüge und Jacketts hingen von einer Stange im Schrank. In einer Kommode lagen Boxershorts, Socken und ein Dutzend saubere und ordentlich gefaltete Baumwollhemden, gewaschen und gebügelt von einem Wäschereiservice.

Er zieht sich gut an, dachte Liz. Das wusste ich schon. Sie blickte zu dem großen Bücherschrank aus Eiche an der einen

Wand. Waren Bücher der Schlüssel zu Geist oder Herz eines Menschen? Schwer zu sagen. Es war eine Mischung aus Unterhaltungsliteratur und anspruchsvolleren Sachen – Geschichte und Politik. Tom mochte offensichtlich Thriller, vor allem von Frederick Forsyth. Wie passend, dass Tom, der einsame Wolf, den *Schakal* besaß, dachte Liz.

Unter den Sachbüchern waren drei langweilig aussehende Bände über die Zukunft der EU. Fast zwei Regalreihen über Terrorismus und mehrere neuere Bücher über Al Qaida. Na und, dachte Liz, ein paar davon habe ich selbst. Ich habe auch *Mein Kampf*, aber das macht mich nicht zur Nazi-Sympathisantin. Es war das Handwerkszeug ihres Berufs.

Ihr fiel auf, dass es nur wenige Bücher über Irland gab. Die gesammelten Gedichte von William Butler Yeats und ein abgegriffener Shell-Reiseführer. Nichts Politisches; keine Bücher über die jüngere Geschichte der IRA.

Und dann sah sie es. Am Ende einer Reihe, ein dünner blauer Band. *Parnell und das englische Establishment*. Sie brauchte es nicht zu öffnen, um den Namen des Autors zu kennen. Liam O’Phelan, Queen’s University Belfast.

Liz wurde immer enttäuscht, dass es in der ganzen Wohnung nichts Persönliches gab – Briefe, Andenken, Fotos. Nicht einmal ein Teppich oder eine Vase verrieten, dass Tom gerade vier Jahre in Pakistan verbracht hatte. Seine Wohnung war ebenso unpersönlich wie sein Büro. Mit voller Absicht, dachte Liz. Möglicherweise hatte Tom seine eigene Version der Durchsuchung gemacht, die Bernie und Dom gerade vornahmen, und alles entfernt, was die dürren Fakten seiner Vergangenheit ergänzen konnte, alles, was darauf hinweisen konnte, was für ein Mann er war – und was er plante. Allerdings

hatte er O'Phelans Buch vergessen.

Im Arbeitszimmer fand Liz zu ihrer Überraschung den Aktenschrank unverschlossen, aber das legte sich, als sie nachsah, was darin war – in der obersten Schublade Rechnungen, geordnet nach Wohnungsnebenkosten und Kreditkarten. In der nächsten Steuererklärungen und ein längerer Briefwechsel mit dem Finanzamt über die Absetzbarkeit des Unterhalts im Jahr von Toms Scheidung. In der dritten Kontoauszüge, und die unterste war leer.

Als sie den Stapel der Kreditkartenauszüge herausnahm, fiel ihr auf, dass der oberste ziemlich neu war. Alles schien ziemlich normal zu sein, bis sie zur letzten Eintragung kam, dem Lucky Pheasant Hotel in Salisbury: 212,83 £. Überrascht sah sie, dass es das Wochenende war, an dem ihre Mutter untersucht wurde, das Wochenende, als Tom in Bowerbridge auftauchte. Also hatte er doch in Salisbury gegessen, dachte sie und erinnerte sich an seine Einladung. Aber 212,83 £ für ein Abendessen? Er musste eine größere Gruppe eingeladen haben. Nein. Viel wahrscheinlicher war, dass er dort gewohnt hatte.

So viel zu den Freunden mit der Farm an der Straße nach Blandford, dachte Liz. Kein Wunder, dass Tom so vage bei der Ortsbeschreibung gewesen war – wahrscheinlich existierte die Farm ebenso wenig wie seine Freunde. Tom hatte die ganze Zeit im Lucky Pheasant gewohnt. Aber warum? Was hatte er da gemacht?

Er hat mich besucht, dachte Liz. Kam zufällig vorbei, dann nach einem langen Candle-Light-Dinner im Restaurant des Lucky Pheasant die Frage »Wie war's?«. Was hatte er erwartet? Dass sie ihm in die Arme und dann auf die Daunenkissen seines Himmelbetts fiel?

Das musste der Plan gewesen sein, um sie bei ihren Ermittlungen von der Spur abzubringen. Er hatte gehofft, sie leicht ablenken zu können; das muss sein Plan gewesen sein. Das arrogante Arschloch, dachte Liz. Gott sei Dank habe ich Nein gesagt. Jetzt sollte ich mit seiner Exfrau reden.

49

Es war sehr zivilisiert, die Kaffeetassen aus Delfter Porzellan und die kleinen Wiener Biskuits auf einem Teller, der starke Kaffee, der mit einer Art mitteleuropäischen Höflichkeit eingegossen wurde, und im Hintergrund leise klassische Musik. Es war so kultiviert, dass Liz hätte schreien mögen.

Die Zeit schien still gestanden zu haben, doch ein heimlicher Blick auf die Uhr aus Goldbronze auf dem Kaminsims sagte ihr, dass sie seit genau elf Minuten da war. Margarita spitzte die Ohren. »Oh, ich habe das Radio angelassen. Stört es Sie?«

»Überhaupt nicht. Ist das Bruckner?«

Margarita sah erfreut aus. »Bestimmt mögen Sie Musik«, sagte sie. »Spielen Sie ein Instrument?«

Liz zuckte bescheiden die Achseln. »Klavier. Ich war nicht sehr gut.« Sie war gar nicht schlecht gewesen, hatte dann aber die Übung verloren. In Bowerbridge stand ein Klavier, aber sogar während ihrer Erholungszeit hatte Liz die Tasten kaum angerührt, »Wir könnten bestimmt den ganzen Tag über Musik reden«, sagte Margarita mit der Kaffeetasse in der Hand, »aber

deswegen sind Sie nicht hier.«

»Nein, leider nicht.«

Margarita schaute sie forschend an. »Es geht wieder um Tom, nicht? Die junge Frau, die vor Ihnen herkam – sie sagte, es sei nur eine Formalität. Aber das kann nicht sein, nicht wahr? Nicht, wenn Sie selbst kommen.«

»Das stimmt.«

»Ist er in Schwierigkeiten?«

»Ja, ich glaube schon. Haben Sie etwas von ihm gehört?«

»Nein, ich sagte Ihrer Kollegin schon, ich habe nicht mehr mit ihm gesprochen, seit er nach Lahore ging. Was hat er gemacht?«

»Zunächst mal ist er verschwunden. Wir können ihn nirgends finden. Wir glauben, dass er Leuten hilft, die Schaden anrichten wollen.«

»Was für Schaden?«

»Das wissen wir nicht, und darum müssen wir ihn finden. Ich war in seiner Wohnung, aber da waren nicht viele Hinweise.«

»Er mochte keinen Besitz. Er nannte es Ballast«, sagte Margarita mit angedeutetem Lächeln. Sie zeigte auf das Zimmer, in dem sie saßen, voller Möbelstücke, Bilder und Krimskrams. »Wie Sie sehen, hätten wir nicht unterschiedlicher sein können.«

»War das ein Problem?«

»Nein«, erwiderte Margarita etwas empfindlich, »wir haben es geregelt.« Sie lächelte. »Ich hatte bestimmte Bereiche für meine Sachen, andere waren streng gesperrt.«

»Eine Übereinkunft?«, fragte Liz.

»Eigentlich eher eine Kapitulation meinerseits«, seufzte Margarita. »So war es meistens. Zum Beispiel haben wir hier geheiratet, obwohl meine Eltern noch lebten und in Israel

wohnten. Sie wollten die Hochzeit dort, aber Tom hat sich durchgesetzt.«

Margarita stand auf und ging zu einem der Beistelltische voller gerahmter Fotos. Die meisten waren von ihrer Familie in Israel – eines zeigte einen älteren Mann in Uniform, der lächelte und die Augen vor der Sonne zusammenkniff –, aber weiter hinten war ein Bild im Silberrahmen, das sie Liz gab. »Das ist leider mein ganzes Hochzeitsalbum.«

Das Bild war vor dem Standesamt in Marylebone aufgenommen, das Liz von Prominentenhochzeiten wiedererkannte. Tom und Margarita standen Arm in Arm auf den Stufen und schauten zum Fotografen. Was sofort auffiel, war ihr unterschiedlicher Gesichtsausdruck. Margarita, die in einem elfenbeinfarbenen Seidenjackett atemberaubend aussah, strahlte mit unverhohlener Freude. Tom trug einen dunklen Anzug mit einer Nelke im Knopfloch und starrte emotionslos auf einen Punkt hinter dem Fotografen. Er sieht aus, als wäre er gerade zu sechs Monaten verurteilt worden, dachte Liz, und gab das Foto zurück. »Sie sehen sehr glücklich aus«, sagte sie diplomatisch. »Wer war Toms Trauzeuge?«

»Er hatte keinen«, sagte Margarita, und die Worte sprachen für sich. Trocken fügte sie hinzu: »Unser Fahrer war der einzige Zeuge. Er machte auch das Foto.«

»Waren Ihre Eltern nicht da?«

»Nein. Tom machte ganz deutlich, dass er sie nicht dabeihaben wollte. Natürlich war meine Mutter sehr unglücklich.«

Margarita blieb stehen und ging zum Fenster, wo sie zu den Dächern gegenüber starrte. Sie trug einen grauen Wollpullover, der ihre volle Figur betonte. Liz bemerkte, dass sie groß war,

bestimmt hatte sie in der Orchesterwelt viele Augen auf sich gezogen. Es ist nicht, dass sie nicht mehr schön wäre, dachte Liz; ihre Schönheit lag jetzt unter einem Schleier unendlicher Traurigkeit.

»Dann kam Tom mit Ihren Eltern nicht gut aus?«

»Er hat sie nur ein paar Mal getroffen, aber es war in Ordnung. Ich hatte mir Sorgen gemacht, weil er Arabist war – ich dachte, mein Vater könnte ihn für einen Antisemiten halten. Mein Vater verlor seine ganze Familie in Polen, deshalb war er in solchen Dingen empfindlich.«

»Hatte er bei Tom recht? Ist er antisemitisch?«

Margarita schwieg einen Augenblick. »Ich habe oft darüber nachgedacht. Es ist wahr, dass Tom wenig für Israel übrig hatte. Er sagte mal, die Balfour-Erklärung sei die Wurzel allen modernen Übels. Aber ich hatte selbst Sympathien für die Palästinenser – im Gegensatz zu dem, was hier in den Zeitungen steht, haben das viele Israelis. Also gab es zwischen uns eigentlich keine politischen Meinungsverschiedenheiten. Das war nicht das Problem.«

»Was war das Problem?«, fragte Liz kühn. Das war die schwierige Seite, die persönlichen Fragen.

Margarita wandte den Kopf und starrte Liz an, die plötzlich fürchtete, sie könne die Frau zu stark und zu früh gedrängt haben. Aber sie beantwortete die Frage. »Er hat mich nie geliebt«, sagte sie ohne jedes Selbstmitleid. Liz wollte nicht daran denken, wie viel Schmerz Margarita durchlitten haben musste, bevor sie so leidenschaftslos darüber sprechen konnte.

»Am Anfang war er zauberhaft. Entspannt, witzig, ironisch. Aber ich sehe jetzt, dass es nichts mit mir zu tun hatte. Verstehen Sie, was ich meine?«

Sie schaute Liz so bittend an, dass diese sich gezwungen fühlte, mitfühlend zu nicken. Liz hatte etwas von dieser Mischung aus Charme und skrupellosem Egoismus in Toms gescheiterten Annäherungsversuchen gesehen. Gott sei Dank bin ich auf Distanz geblieben, dachte sie.

Um Fassung bemüht, sagte Margarita: »Eine Weile habe ich geglaubt, er liebt mich.« Dann fügte sie wehmütig hinzu: »Wahrscheinlich, weil ich mir das so gewünscht habe. Aber er tat es nicht.«

Sie deutete auf das Hochzeitsfoto auf dem Tisch und verstummte. Liz war überzeugt, dass sie noch nie so offen darüber gesprochen hatte, nicht einmal gegenüber ihren engsten Freundinnen, wenn sie welche hatte. Sie wirkte zu stolz, zu zurückhaltend für eine Beichte.

Margarita schüttelte bedauernd den Kopf. »Wenn Sie wissen wollen, was mit unserer Ehe schiefgelaufen ist, muss ich sagen, dass sich nichts wirklich verändert hat. Ich hatte gedacht, er ist eben ein bisschen kühl, aber er muss mich mögen, warum will er mich sonst heiraten? Aber dann war es, als hätte er mich gewählt, und dann beschlossen, mich abzuwählen. Wie man ein Kleid, das nicht passt, in den Laden zurückbringt.« Mit vom Gefühl angespannter Stimme sagte sie: »Liebe hat dabei nie eine Rolle gespielt.«

»Gab es jemanden, den er geliebt hat?«

»Seinen Vater«, antwortete sie ohne Zögern. »Ich meine natürlich seinen richtigen Vater. Und auch das nur, weil er ihn nie richtig kennengelernt hat.«

»Hat Tom jemals über seinen Vater gesprochen?« Die Hintergrundmusik war jetzt Schuberts *Tod und das Mädchen* mit langsamem und melancholischem Cello.

»Fast nie. Und wenn doch, dann ging es nicht so sehr um seinen Vater, als vielmehr um die Leute, die ihn zerstört hatten. Das Wort hat Tom immer benutzt – »zerstört.«

»Wer waren diese Leute?«

Margarita lächelte bitter. »Gute Frage. Ich habe ihn gefragt, aber er hat nie geantwortet.«

»Bei der Arbeit war Tom sehr unemotional, sehr kontrolliert«, sagte Liz. »Die meisten von uns sind so – das ist in unserem Beruf notwendig. Emotionen stören da nur. Aber *irgendetwas* muss ihm doch wichtig gewesen sein.«

»Sie meinen, abgesehen von seinem Vater?«, fragte Margarita, drehte sich um und starrte das Foto auf dem Tisch an.

»Ich dachte nicht so sehr an das, was er liebte, als an das, was er nicht liebte. Hat ihn irgendetwas wütend gemacht?«

»Er hat Wut nie gezeigt«, sagte Margarita ausdruckslos und fügte nachdenklich hinzu: »Es wäre besser gewesen, wenn er es getan hätte.«

Sie setzte sich wieder. »Er hat die Schule gehasst, aber tut das nicht jeder?« Sie lachte leise. »Diese Internate scheinen eine besondere englische Krankheit zu sein. Und er musste nach Oundle gehen.«

»Oundle?«

»Die alte Schule seines Stiefvaters. Ich weiß, dass er ihm das übel nahm.«

Irgendwie bezweifelte Liz, dass Tom die Kapelle in Oundle in die Luft jagen wollte, wo auch immer das war. »Ich frage mich ...«, begann sie, wurde aber von Margarita unterbrochen.

»Das Seltsame ist, man hätte erwartet, dass er Oxford liebt.«

»Und tat er das nicht?«

»Ganz im Gegenteil. Ich habe ihn ein paar Mal gebeten, es

mir zu zeigen. Ich hätte gern sein altes College mit ihm besichtigt, die Plätze, wo er viel war. Aber er wollte nicht, ich musste allein hinfahren.«

»Hat er gesagt, warum?«

»Nein. So war er. Er entschied, und damit aus. Er sah anscheinend nie die Notwendigkeit, etwas zu begründen. Ich habe ihn aufgezogen. Ich sagte: ›Was ist, wenn unsere Kinder da studieren wollen?‹ Das war zu der Zeit, als ich noch glaubte, wir würden einmal eine Familie haben.«

»Und was hat Tom gesagt?«

»Er sagte, das Empire habe auf Macht und Heuchelei beruht und Oxford sei immer noch so. Ich dachte, er macht einen Witz. Dann sagte er, er würde lieber keine Kinder haben, als sie nach Oxford schicken.«

»Vielleicht hat er es nicht wörtlich gemeint.«

Margarita blickte Liz fest an, und Liz spürte, dass sie das Gespräch beenden wollte. Vielleicht bereute sie ihre Aufrichtigkeit, und ihre Offenheit könnte bald in Ablehnung umschlagen. Sie sprach jetzt weniger freundlich. »Tom hat es immer wörtlich gemeint, darin war er wie ein Amerikaner. Er konnte sehr eisig sein, schon am Anfang. Am Ende war er wie eine Kühltruhe.«

Liz beschloss, sie habe so viel aus dem Gespräch erfahren, wie es nur möglich war. Es war Zeit zu gehen. »Vielen Dank für den Kaffee und das Gespräch«, sagte sie und stand auf. »Sie haben mir sehr geholfen.« Als sie zur Tür ging, blieb sie für eine letzte Frage stehen. »Sagen Sie, wenn Sie raten sollten, wo Tom hin ist, wo wäre das?«

Margarita dachte einen Moment nach und zuckte dann müde die Achseln. »Wer weiß? Er hatte keine echte Heimat, nicht mal

im Herzen. Das habe ich Ihnen zu sagen versucht.«

Hatte sie etwas über Tom erfahren?, fragte sich Liz, als sie das Wohnhaus verließ und zur U-Bahn High Street Kensington ging. Der Nachmittag wurde drückend, eine feuchte Wärme hing in der Luft wie der Vorbote eines Gewitters.

Nach Liz' Erfahrung wurden die Menschen, die sie verfolgte, oft von Motiven angetrieben, die einem Außenstehenden armselig, fast langweilig vorkamen, verglichen mit den extremen Aktionen, die sie auslösten. Geld, Sex, Drogen, ein politisches Motiv, sogar Religion – wie konnten sie als Rechtfertigung der Gewalt dienen, zu der sie einige Leute trieben?

Aber bei Tom war es anders. Er schien ein Mann ohne Motiv zu sein. Ein Mann, der nichts und niemanden liebte oder lieben konnte. Wie sonst war ein IRA-Maulwurf zu erklären, der das Interesse an Irland verloren zu haben schien? Ein IRA-Maulwurf, der britische Muslime in Pakistan anwarb, um irgendeine Gewalttat gegen sein eigenes Land zu verüben? Tom schien einen Charakter zu haben, wie er Liz noch nie begegnet war.

Worum geht das Ganze?, fragte sie sich. Sie schien eine Eismaschine zu verfolgen. Aber früher musste Tom starke Gefühle gehabt haben. Warum hatte er O'Phelans Annäherung akzeptiert? Nur der fanatischste Gläubige an den Kampf für ein vereinigtes Irland hätte das getan. Aber waren seine Gefühle wirklich so stark? Er war kein Ire.

Während sie über alles nachdachte, was sie über Tom erfahren hatte, kam sie auf ihre Frage an Margarita zurück: »Gab es jemanden, den er geliebt hat?« Und die Antwort war gewesen: »Seinen Vater. Ich meine natürlich seinen richtigen Vater.« Aber wie konnte die Liebe zu seinem Vater, einem Zeitungsschreiber,

der vor über dreißig Jahren seinen guten Ruf verloren und sich umgebracht hatte, *jetzt* ein Motiv sein?

Plötzlich dachte Liz, ich sehe die Sache nur von einer Seite. Was, wenn Tom nicht liebte, sondern hasste, wirklich hasste – konnte dies das Motiv sein?

Wen hatte er für den Untergang seines Vaters verantwortlich gemacht? Sie erinnerte sich an die Einzelheiten von Peggys Bericht. Wenig überraschend hatte Toms Vater damals seine Unschuld gegenüber dem Vorwurf beteuert, er habe seine Story gefälscht, und behauptet, er sei das Opfer einer raffinierten Verschwörung geworden. Nach seinen Worten war der mythische SAS-Mann – die Quelle seiner Geschichte – ein Köder gewesen, den man ihm vor die Nase gehalten hatte. Aber wer?

Die Briten natürlich, eine unbestimmte Verschwörung von Armee und Geheimdienst, dazu das britische Konsulat in New York. Toms Vater hatte für seinen Untergang »die Briten« verantwortlich gemacht.

Liz blieb nachdenklich auf dem Bürgersteig vor dem U-Bahnhof stehen, während die Passanten ihr gewandt auswichen. Was war dann das Ziel von Toms Feindseligkeit? Die Briten – sein eigenes Volk? Was hatte er zu Margarita gesagt – ein Land, das »auf Macht und Heuchelei beruht«? Und er hatte es ernst gemeint. Tödern.

Wie dumm ich war, dachte Liz. Sie hatte sich darauf versteift, Toms Bindungen zu suchen, und gehofft, sie würden sie zu dem Ort führen, wo er hinging, wenn alles andere gescheitert war.

Versuch nicht, ihn da zu finden – dieser Weg führt nirgendwohin. Es gab nur eine Spur, der sie folgen konnte, sagte sie sich. Folge dem Hass.

Peggy Kinsolving hatte eine Karte der Grafschaften rund um London vergrößert, die nun vor ihnen auf dem Tisch des Konferenzraums lag. Wetherby hatte schon zweimal vorbeigeschaut, und nun kam er herein und setzte sich. Er sah nicht aus, als wolle er wieder gehen. Liz wusste, dass er Optimismus verbreiten wollte, aber sie spürte seine Besorgnis, denn sie teilte sie.

Sie war dennoch froh, dass er da war, weil sich den ganzen Nachmittag eine Idee in ihrem Kopf entwickelt hatte, die vielleicht weit hergeholt war, aber nicht verschwinden wollte. Sie zählte auf Wetherbys Entscheidung, ob sie dumm oder genial war.

Draußen zog eine lange Spirale schwarzer Wolken von Westen heran, und der Wind hatte aufgefrischt und peitschte die Blätter an den Platanen auf der anderen Straßenseite. Liz dachte einen Moment an das Gartencenter in Bowerbridge. Es war genau das Wetter, das ihre Mutter nicht ausstehen konnte, weil es die jungen Pflanzen beschädigte. Dann fühlte sie sich schuldig, weil sie am letzten Abend nicht angerufen hatte. In zehn Tagen wurde ihre Mutter operiert, und Liz hatte versucht, jeden Tag mit ihr zu sprechen.

Sie blickte über den Tisch zu Dave Armstrong, der aus Wolverhampton zurück war und von seinen dortigen Erkenntnissen berichtete. »Bashir hat diesen Lieferwagen ein paar Tage nach dem Golf gekauft. Das Problem ist nur, es gibt

etwa zweihunderttausend davon. Es ist wie ein Berufsabzeichen. Man kann sich nicht Bauunternehmer nennen, wenn man keinen weißen Lieferwagen hat.«

»Was ist mit den Nummernschildern?«, fragte Liz.

»Ich habe die Nummer gleich weitergegeben. Es gibt achttausend Kameras zur Nummernerkennung in England, wenn er also mit diesem Nummernschild fährt, wird er irgendwann aufgenommen. Ich bin aber sicher, dass er es ausgetauscht hat, so wie beim Golf. Er war so schlau, das T zu behalten, weil es zum Baujahr des Wagens passte, aber er änderte die Nummer.«

Dann sagte Wetherby mit leiser Stimme, die müde klang: »Wahrscheinlich werden sie den Lieferwagen sowieso außer Sicht abstellen, bis sie ihn brauchen. Wenn sie nicht noch einen Wagen haben, werden sie wohl in einer Stadt sein, wo es öffentliche Verkehrsmittel gibt, falls sie irgendwohin wollen.«

Liz schaute auf die Kugelschreiberkreuze auf der Karte. »London«, sagte sie und zeigte dann etwas weiter nach Westen. »Dann Wokingham.« Sie fuhr mit der Hand weiter nach Nordwesten und tippte auf einen anderen Fleck. »Und zuletzt auf den Downs in der Nähe des Kammwegs.«

»Was ist da in der Nähe?«, fragte Wetherby. »Wantage?«

Liz schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass das Ziel dort ist. Es ist eine Kleinstadt. Keine militärischen Einrichtungen. Und Peggy hat die öffentlichen Veranstaltungen überprüft.«

»Jeden Samstag ist Markt«, sagte Peggy, »aber sonst gibt's nicht viel.«

»Unwahrscheinlich«, sagte Wetherby. Er zeigte auf die Karte. »Was ist mit Newbury?«

»Dieses Wochenende ist da eine Landwirtschaftsschau«, sagte

Peggy, und Wetherby lächelte, schüttelte aber den Kopf.

»Swindon?«, fragte David. »Zentrale von W. H. Smith und dem National Trust.« Diesmal machte Wetherby sich nicht mal die Mühe, zu lächeln.

»Wie ist es mit Didcot?«, fragte Liz, die all diese Orte schon mit Peggy diskutiert hatte, bevor die beiden Männer kamen. Sie zeigte ein paar Kilometer östlich vom Fundort des ausgebrannten Wagens auf die Karte. »Die Stadt ist größer, als ich dachte. Sie hat fünfundzwanzigtausend Einwohner und wächst rasch. Es gibt genug Inder und Pakistani, dass unsere Verdächtigen nicht auffallen. Und am wichtigsten ist, es gibt da das Kraftwerk.«

»Ein AKW?«, fragte Dave.

»Nein, ein Kohlekraftwerk, obwohl die Leute immer denken, es wäre ein AKW, weil es in der Nähe von Harwell liegt. Die Kühltürme wären ein gutes Ziel.« Sie blickte auf ihre Notizen. »Der Hauptschornstein ist zweihundertzwanzig Meter hoch und die sechs Kühltürme jeweils hundert Meter. Man kann sie kilometerweit sehen. Die Leser von *Country Life* haben es zum dritthässlichsten Bauwerk in England gewählt.«

»Klingt schon besser«, spottete Dave, der als Labour-Anhänger der alten Schule kein Leser von *Country Life* war.

»Moment«, sagte Charles, »wenn sie da unten sind, sollten wir uns nicht Sorgen wegen Aldermaston machen? Dort werden die Atombomben hergestellt.«

»Aber bis dahin käme man gar nicht«, erwiderte Dave. »Das ist wahrscheinlich der am besten gesicherte Ort in England. Und wie sollen sie wissen, was sie angreifen sollen, wenn sie keine Insiderinformationen haben? Es ist nicht anzunehmen, dass Tom welche hat.«

»Wir sollten den Objektschutz verständigen«, sagte Wetherby ohne Enthusiasmus. »Was meinen Sie, Liz?« Er schien ihre Skepsis zu spüren.

»Ich könnte mir vorstellen, dass sie in Didcot untertauchen – es ist ein so anonymer Ort, eigentlich nur ein gewachsener Umsteigebahnhof. Viel besser als auf dem Land. Da würden sie zu sehr auffallen. Aber ich sehe das Kraftwerk in Didcot oder Aldermaston nicht als Ziel. Warum sollte Tom es wichtig finden, ein Kraftwerk oder eine Atombombenfabrik in die Luft zu sprengen? Das hat keinen symbolischen Wert. Und außerdem bräuchte er eine viel größere Operation, als er zu haben scheint.«

»Schön und gut«, gab Wetherby zurück, »aber wäre Symbolik den Terroristen wichtig? Sie sind doch sicher auf größtmögliche Wirkung aus.«

»Aber für Tom wäre Symbolik bestimmt wichtig. Wenn er so etwas Verrücktes tut, gibt es einen Grund dafür.«

»Sie sind sicher, dass Tom diese Männer führt und ihnen nicht bloß hilft?«

»Ja«, sagte Liz fest und dachte an das, was sie in den letzten beiden Tagen über ihn gelernt hatte. »Tom will die Dinge kontrollieren, auch wenn es hinter den Kulissen passiert. Alles, was Margarita Levy sagte, bestätigt das. Dies ist irgendeine Mission, und er führt sie an. In seinem Kopf gibt es einen Grund dafür.«

»Glaubst du, dass er mit Al Qaida zusammenarbeitet?«, fragte Dave.

»Nein, ich glaube, er hat Bashir selbst in Pakistan angeworben. Er hatte genug unüberwachte Treffen mit ihm – schließlich sollte er ihn für den MI6 rekrutieren.«

Wetherby klopfte mit seinem Bleistift auf den Tisch. »Also gut, wenn nicht Didcot oder Aldermaston, wo dann?« In seiner Stimme lag eine Spur Ungeduld. »Wir müssen ein paar Entscheidungen treffen. Welche Ziele sollen wir bewachen? Ich habe das Gefühl, wir haben nicht mehr viel Zeit«, fügte er hinzu. »Die sind in Panik – denken Sie an die Sache mit dem Auto. Wenn sie es anzünden, schließe ich daraus, dass sie kurz davorstehen, ihren Plan auszuführen.«

Er starrte Liz an, als müsse sie die Antwort in petto haben, und wirkte dankbar, als sie das Wort ergriff.

»Ich glaube, es ist Oxford«, sagte sie.

»Oxford? Wieso Oxford? Haben Sie einen bestimmten Grund dafür?«

»Keinen hieb- und stichfesten«, gab sie zu. »Aber es begann mit etwas, das Margarita sagte. Er hasst Oxford aus tiefstem Herzen.«

»Wenn es Oxford ist, was ist dann das Ziel?«, fragte Wetherby. »Sein College? Oder eine bestimmte Person oder Veranstaltung?«

»Das wissen wir nicht. Peggy hat versucht herauszufinden, ob dort eine besondere Veranstaltung stattfindet.«

»Ich versuch's noch mal«, sagte Peggy. »Ich habe die Polizei noch nicht alarmiert, weil wir nichts Sicheres wissen. Ich wollte die Sekretärin der Universitätsverwaltung anrufen, aber sie war den ganzen Nachmittag nicht da.« Sie stand auf und verließ eilig den Raum.

Eine Minute saßen sie stumm da. Wetherby trommelte gedankenverloren mit den Fingern auf den Tisch, während Dave in seinem Stuhl hing und zu Boden starrte.

Plötzlich blickte Wetherby zu Liz. »Ich habe Leute gekannt,

die in Oxford unglücklich waren, aber keine, die es leidenschaftlich hassten.«

»Ich glaube auch nicht, dass es um den Ort geht, sondern um das, was er für ihn symbolisiert. Irgendwie ist es für ihn die Verkörperung des Establishments geworden.«

»War das der Einfluss von O'Phelan?«

Liz lehnte sich zurück. »Zum Teil vielleicht. Als ich ihn in Belfast besuchte, sprach er jedenfalls nicht sehr positiv über seine Zeit in Oxford. Aber ich glaube, es hat mit Toms eigenen Gefühlen zu tun. Er hat seit dem Selbstmord seines Vaters einen tiefen Hass auf England. Ich bin sicher, dass er glaubt, sein Vater sei reingelegt worden, von den Geheimdiensten, der Regierung und dem Establishment – was immer das heutzutage noch bedeutet.«

»Wurde er denn reingelegt?«, fragte Dave.

»Nein. Es sind damals ein paar seltsame Sachen in Nordirland passiert, aber ich glaube die Geschichte nicht. Ich glaube, sein Vater war einfach das Opfer eines Betrügers, der mit einer sensationellen Lügengeschichte Geld machen wollte. Die Tragödie dabei ist, dass sein Vater nicht meinte, er würde antibritische Propaganda schreiben, sondern von der Wahrheit der Sache überzeugt war.«

»Warum versucht Tom dann nicht Thames House in die Luft zu jagen? Oder Vauxhall Cross?«, fragte Dave.

»Er weiß, wie schwierig das wäre. Es wäre nicht den Versuch wert.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Wetherby entschieden. Er zog nervös an seiner Krawatte. »Wenn er das Establishment *symbolisch* treffen und zugleich eine Menge Schaden anrichten will, sind wir das falsche Ziel.«

»Also sprengt er stattdessen einen College-Speisesaal in die Luft«, sagte Dave, und Liz verstand zwar seine Skepsis, aber die brachte sie auch nicht weiter. Sie folgte jetzt ihrem Bauchgefühl und war sich immer sicherer, dass Oxford Toms Ziel sein würde, zugleich aber sehr beunruhigt, weil sie es nicht wirklich wusste und nicht spezifischer sein konnte. All diese Colleges, dachte sie, mit Bibliotheken, Kapellen, Wohnheimen und Museen. Es konnte überall sein.

Peggy betrat mit aschfahlem Gesicht wieder den Raum. »Was ist los?«, fragte Liz.

»Ich hatte die Sekretärin der Verwaltung nicht erreicht, weil sie schrecklich beschäftigt war wegen der Vorbereitungen für die Encaenia.«

»Mein Gott, das muss es sein!«, rief Wetherby aus.

»Was ist Encaenia?«, fragte Dave.

»Eine Zeremonie in Oxford während des Sommers«, erklärte Wetherby ruhig. »Sie findet im Sheldonian Theatre statt. Es ist eine besondere Zeremonie, bei der Leute zum Ehrendoktor ernannt werden.«

»Studenten?«, fragte Dave.

Wetherby schüttelte den Kopf. »Nein, nein, bekannte Persönlichkeiten. Meistens kommen ein oder zwei ausländische Würdenträger – ich glaube, letztes Jahr war es Präsident Chirac. Manchmal ein Nobelpreisträger oder berühmte Schriftsteller. Diese Art von Veranstaltung.«

»Es sind nicht bloß die Encaenia«, sagte Peggy. »Sie führen auch den neuen Kanzler in sein Amt ein.«

»Lord Rackton?«, sagte Wetherby, und Peggy nickte.

Dave verzog ein wenig den Mund. Rackton war viele Jahre lang ein wichtiger Tory-Minister gewesen und wurde oft als der

beste Premierminister bezeichnet, den das Land nie hatte.

Peggy blickte auf ihre Notizen. »Die Zeremonie für den Kanzler ist um elf Uhr dreißig im Sheldonian. Dann kommen die Encaenia um halb eins. Dazwischen treffen sich die Geehrten mit Angehörigen der Universität in einem der Colleges in der Nähe zu Lord Crewes »wohlthätiger Gabe.«

»Und was ist das?«, fragte Liz.

Peggy zitierte laut: »Pflirsiche, Erdbeeren und Champagner. Die Erfrischungen werden aus einer Stiftung von Lord Crewe aus dem achtzehnten Jahrhundert bezahlt.«

Dave warf Liz einen amüsierten Blick zu.

Peggy fuhr fort: »Nachdem er eingeführt ist, kommt Lord Rackton zu ihnen, und sie gehen in einer Prozession zum Sheldonian. Dieses Jahr findet die wohlthätige Gabe im Lincoln College statt, sie brauchen also nur um die Ecke zu gehen.«

»Es ist ein ziemlich großes Ereignis«, sagte Wetherby. »Eine Art symbolische Selbstdarstellung der Universität. Sehr pittoresk – berühmte Leute, sehr öffentlich, sehr zugänglich. Ich fürchte, es ist wahrscheinlich«, schloss er ruhig. Niemand fragte, was »es« war. Die Unruhe, Toms Ziel nicht zu kennen, machte rasch der Spannung Platz, nicht zu wissen, ob man ihn aufhalten könnte.

»Wann sind diese Encaenia?«, fragte Dave Peggy. Bitte lass es noch Wochen hin sein, betete Liz. Sie wartete mit kaum verhüllter Ungeduld, während Peggy auf ihre Notizen schaute. »Die Zeremonie findet immer am Mittwoch der neunten Trimester-Woche statt«, verkündete sie schließlich.

»Aber welcher Mittwoch ist das?«, fragte Dave zähneknirschend. Er saß jetzt völlig aufrecht.

Peggy sah ihn mit aufgerissenen Augen an. »Morgen natürlich, deshalb war die Sekretärin heute so beschäftigt.«

Ein langes, leises Rumpeln erfüllte den Raum, als fliege ein Flugzeug über das Haus, und die Fensterscheiben zitterten leicht. Peggy, die neben Liz stand, fuhr sichtbar zusammen.

»Alles in Ordnung, ist bloß Donner«, sagte Dave.

Tom hatte ein kleines Hotel, das schon bessere Zeiten gesehen hatte, am alten Dorfanger in Witney gefunden, einem Marktstädtchen westlich von Oxford. Er bezahlte für eine Woche im Voraus und trug sich unter dem Namen Sherwood ein. Auf den gleichen Namen mietete er ein Auto und buchte einen Flug.

Als Sherwood fand er es schwierig, sich eine Vergangenheit auszudenken, so sehr war er mit der Gegenwart beschäftigt. Wenn es so weit war, würde er die leeren Stellen ausfüllen können, um auch den hartnäckigsten Frager zu befriedigen, aber jetzt hatte er das Gefühl, sich im existenziellsten Augenblick seines Lebens zu befinden.

Er rief Bashir einmal an, nachdem er über Nebenstraßen ohne Kameras an den Ortsrand von Burford gefahren war. Tom kalkulierte, dass es sowieso sicher sein würde – nur Rashids Telefon war ein Risiko gewesen, und das auch nur aufgrund der Dummheit des Jungen. Was für ein Fehler, ihn auszuwählen, auch wenn er Khaled Hassan mitgebracht hatte, der verlässlich wie ein Felsen war.

Jetzt wiederholten sie den Plan zum hundertsten Mal und synchronisierten ihre Uhren, bevor Tom das Gespräch beendete. Bashir klang ruhig, aber er war auch von anderem Kaliber – und anderem Engagement – als Rashid, der zum Glück nur eine Nebenrolle spielen sollte. Bis jetzt war Rashid der einzige Fehler gewesen. Aber nun war es sowieso zu spät, noch etwas wegen ihm zu unternehmen.

In gewisser Hinsicht war Tom froh darüber, denn es hatte ihm keinen Spaß gemacht, seinen alten Tutor O’Phelan umzubringen oder den Mord an Marzipan anzuordnen. Trotzdem fühlte er keine Reue – es waren notwendige Morde gewesen, und wenn irgendetwas sie ausgelöst hatte, war es der Übereifer seiner MI5-Kollegen gewesen, besonders Liz Carlyles. Tom hatte kein Problem damit, dass Bashir und Khaled freudig sterben wollten. Ihre Motive interessierten ihn nicht. Sie würden *seinem* Ziel dienen. Das war ihre Bedeutung.

Und jetzt war es Mittwochmorgen. D-Day, sagte sich Tom, während er packte, und war amüsiert, wie englisch das klang. Später würde er nach Bristol fahren, wo er für die kommende Nacht ein weiteres Hotelzimmer gebucht hatte. Dann der Frühflug nach Shannon und von da weiter nach New York, passenderweise mit Aer Lingus. Zu diesem Zeitpunkt würde man bereits intensiv nach ihm fahnden, deshalb vermied er Heathrow, wo man ihn leichter erkennen könnte. Als Sherwood würde er an einer irischen Passkontrolle keine Schwierigkeiten haben und bestimmt auch nicht in New York. Dort konnte er entscheiden, was Teil zwei seiner langen Kampagne sein sollte. Sehr lang – er hatte nicht vor, etwas anderes als ein dauernder Dorn im Fleisch der Leute zu sein, die seinen Vater zur Strecke gebracht hatten.

Beim Hinausgehen sagte er der Frau an der Rezeption, er fahre ins West Country und nehme seine Tasche mit, falls er übernachten müsse. Er wollte nicht, dass sie dachte, er reise gleich wieder ab. Sie kann ihre Überraschung später haben, dachte er. Genau wie alle anderen. Einschließlich Bashir.

52

Sehr früh am Morgen fuhr Liz mit Wetherby nach Oxford. Sie war fast die ganze Nacht wach gewesen und hatte an den kommenden Tag gedacht. Schließlich schlief sie ein, aber die Sommersonnenwende war erst zwei Tage her, und bald weckte sie wieder das Licht der Morgendämmerung, das durch ihr Badezimmerfenster fiel.

Als sie durch den Einschnitt bei Stokenchurch fuhren und sich das Themsetal vor ihnen öffnete, brach Wetherby das Schweigen und sagte: »Irgendwie hoffe ich, dass wir uns irren.«

»Ich weiß«, sagte Liz.

»Wenn das aber der Fall ist, könnte es woanders passieren.«

Sie verließen die M 40 bei Oxford und saßen dann mehrere Minuten vor einem Kreisverkehr am östlichen Stadtrand fest. Während sie im Stau standen, fragte Wetherby: »Was glauben Sie, wo Tom ist?«

»Das weiß nur Gott. Selbst Margarita hatte keine Ahnung.«

»Meinen Sie, er hat sich mit den Terroristen getroffen?«

»Vielleicht hat er Kontakt zu ihnen gehalten, aber er wird

nicht das Risiko eingehen, sie zu treffen. Glauben Sie das?»

»Nein, aber ich glaube auch nicht, dass er das Land verlassen hat. Jedenfalls jetzt noch nicht. Er will sehen, dass der Job erledigt wird. *Job!*«, sagte er mit uncharakteristischer Verachtung. Er fuhr in den Kreisverkehr und überholte einen Lastwagen, dann bog er auf die Straße nach Headington ab. Auf dem Bürgersteig gingen Kinder zur Schule, kleine mit ihren Müttern, ältere spielten Fangen. Es schien ein völlig normaler Tag zu sein, dachte Liz.

An der Ampel in Headington hielten sie. »Haben Sie das Gefühl, Sie verstehen ihn jetzt?«, fragte Wetherby.

Liz sah einen Jack-Russell-Terrier auf seiner Leine herumkauen, während sein Besitzer mit einer korpulenten Frau im Sommerkleid redete. Sie antwortete: »Bei dem Ressentiment, das er wegen des Todes seines Vaters bestimmt empfunden hat, verstehe ich wohl den Reiz der IRA, besonders wenn sie durch eine charismatische Figur wie O'Phelan an ihn herantrat. Aber ich kapiere nicht, wie er es auf eine andere Art von Terrorismus und andere Motive übertragen konnte. Vor allem, weil ich nicht glaube, dass Tom besondere Sympathie für den Islam hegt.«

»Glaubt er an irgendetwas?«

»Nicht im Sinn eines Credo. Darum verstehe ich nicht, was er heute vorhat – wenn wir richtig liegen. Ein alter Tory wird Kanzler der Universität, der peruanische Botschafter bekommt einen Ehrendoktor. Was hätte es für einen Sinn, sie umzubringen?«

»Vergessen Sie nicht, dass er O'Phelan ermordet hat«, sagte Wetherby. Sie fuhren gerade an der Oxford Brookes University vorbei, die jetzt in dem grauen Herrenhaus, das lang Wohnsitz des Verlegers Robert Maxwell gewesen war, beheimatet war.

»Und er hat den Tod von Marzipan angeordnet, auch wenn er ihn nicht selbst getötet hat.«

»Sie drohten, ihm in die Quere zu kommen.«

»In die Quere von was?«

Liz zuckte die Achseln und dachte an die Selbstmordattentäter. »Wahrscheinlich seinem Plan. Das muss für Tom entscheidend sein. Aber dass er heute all diese Leute ermorden will, kann ich mir einfach nicht vorstellen.«

»Ich auch nicht«, sagte Wetherby. »Irgendwie klingt es falsch.«

Constable Winston war auf Socken einen Meter neunundachtzig groß und in seinen schwarzen Dienstschuhen noch mindestens drei Zentimeter größer. Er hob sich heraus und sah das durchaus als Vorteil – vor allem bei öffentlichen Veranstaltungen, wo er eine Art Leuchtturm für Kollegen war, die in der Menge den Überblick verloren hatten.

Normalerweise arbeitete er gern bei öffentlichen Veranstaltungen, aber an diesem Morgen freute sich Winston nicht auf den Dienst. Meistens hatte er mittwochs frei und brachte die Kinder zur Schule. Wahrscheinlich hätte er ablehnen können, als der diensthabende Sergeant ihn gestern bei Dienstschluss ansprach, aber er merkte an dessen Ton, dass es wichtig war, also hatte er sich gefügt. Bei der

Dienstbesprechung um sechs Uhr fünfundvierzig war aber nicht richtig erklärt worden, was so dringend war. »Wir haben einen Hinweis auf einen möglichen Zwischenfall bei den heutigen Universitätszeremonien bekommen«, hatte der Sergeant erklärt. »Wenn wir mehr Informationen haben, geben wir sie an Sie weiter.«

Was zum Teufel sollte das bedeuten?, dachte Winston, als er die wie ein Goldfisch geformte Broad Street betrat. An diesem Ende der Straße lagen auf der einen Seite ein paar pastellfarbige Geschäfte, auf der anderen die viktorianischen Giebel von Balliol College. Am anderen Ende verengte sie sich beim Sheldonian Theatre. Dort drinnen sollte die aufwändige Encaenia-Zeremonie stattfinden, während draußen die übliche Mischung aus glotzenden Touristen und gleichgültigen Einheimischen die Straße bevölkern würde. Aber während jetzt die Sonne durch die feuchten Wolken zu brechen versuchte, waren noch kaum Fußgänger und Autos auf der Straße.

Was sollte heute eigentlich passieren?, fragte sich Constable Winston wieder, als er sich der Ecke der Turl Street näherte. Er blieb einen Moment stehen und bewunderte den noch etwas im Morgenlicht liegenden Blick entlang der pittoresken Straße, wo der spitze Turm der Bibliothek von Lincoln College wie eine umgedrehte Eistüte über der College-Mauer aufstieg. Er hatte vor fast zehn Jahren Dienst gehabt, als Präsident Clinton einen Ehrendoktor bekam, und erinnerte sich an die Schroffheit der Leibwächter, die darauf bestanden hatten, dass sogar Polizisten wie er für den Tag überprüft wurden. Verständlich, denn jeder Präsident war ein potenzielles Anschlagziel. Und das war noch vor dem 11. September. Würde heute jemand ebenso Berühmtes da sein? Er bezweifelte es – dann hätte er schon

lange vorher davon erfahren und wäre nicht so schnell für die Extraschicht eingeteilt worden.

Er ging weiter und kam an den »Römischen Kaisern« vorbei, einer Reihe grimmig dreinblickender Büsten auf Steinsockeln, die den langen Eisenzaun vor dem Sheldonian unterbrachen. Als er vor sich einen Lieferwagen an der doppelten gelben Linie parken sah, beschleunigte er seinen Schritt etwas, um dem Fahrer Bescheid zu stoßen. Plötzlich stiegen hinten zwei Männer mit je einem Spürhund an der Leine aus.

Der eine nickte ihm zu, als er näher kam. »Ist das ein Problem?«, fragte er und zeigte auf die gelben Linien.

»So früh noch nicht«, antwortete Winston. »Was ist los?«

»Keine Ahnung«, sagte der Mann. »Ich bin den ganzen Weg dafür aus Reading gekommen. Man sollte meinen, die wären besser vorbereitet.«

Und obwohl Constable Winston selbst von den kurzfristigen Maßnahmen erstaunt war, brachte ihn der Stolz auf seine Polizei dazu, mit aufgesetzter Sicherheit zu sagen: »Das sind die Tierversuchsgegner. Unberechenbarer Haufen.«

In diesem Moment erschien ein weiterer Polizist, ein junger Neuling namens Jacobs, und kam rasch auf sie zu. »Da bist du ja, Sidney«, sagte er unbeschwert zu Winston, der es nicht mochte, von so einem jungen Kerl beim Vornamen genannt zu werden. Klugscheißer, dachte er, während Jacobs ihm ein DIN-A4-Blatt mit vergrößerten und fotokopierten Passbildern gab. Sie zeigten drei Männer südasiatischer Herkunft, jung und völlig unschuldig aussehend. Winston prägte sich die Gesichter ein und dachte, wie Tierversuchsgegner sehen die nicht aus.

Um neun Uhr fünfzehn folgte Liz aufmerksam der Besprechung, die gerade begann. Sie saß auf einem der unbequemen Plastikstühle in der Operationszentrale der Thames Valley Police in St. Aldates und schaute in Richtung einer Projektionsleinwand an der gegenüberliegenden Wand. An der Seitenwand des Raums hingen Bildschirme von der Decke.

Neben Liz saß auf der einen Seite Dave Armstrong, der schon am vorigen Abend gekommen war und angespannt und erschöpft wirkte. Auf der anderen Seite saßen Wetherby und der Chief Constable, ein habichtartiger Mann namens Ferris. Weiter entfernt hatten andere höhere Polizisten, darunter der Leiter des Staatsschutzes mit einem Kaffeebecher in der Hand, Platz genommen.

Ferris' Stellvertreter Colin Matheson sprach als Leiter der Operation zu ihnen und hielt einen hölzernen Zeigestock von der Länge eines Billardqueues in der Hand. Er war ein gepflegter Mann Ende dreißig mit tiefschwarzem Haar und trockenem Witz. Sein Verhalten war knapp und professionell, aber es lag eine spürbare Spannung im Raum, die seine Worte nicht vertreiben konnten.

Matheson hob den Zeigestock, um etwas an der hinteren Wand zu zeigen, und sofort erschien ein Plan des Stadtzentrums auf der Leinwand. »Nach dem, was Sie uns gesagt haben«, sagte er zu Wetherby und bewegte den Zeigestock die Broad Street entlang zum Sheldonian, »ist hier der entscheidende Punkt.«

»Das ist unsere Einschätzung«, sagte Wetherby. »Die Amtseinführung des Kanzlers wird dort stattfinden und danach die Encaenia.«

»Wird der Kanzler ein Ziel sein?«

»Das Ziel ist schwer vorauszusagen. Es sind islamistische Extremisten, die so viel Schaden wie möglich auf sehr sichtbare Art anrichten wollen. Ich glaube, ein Attentat auf eine Einzelperson ist nicht ihre Priorität.«

Chief Constable Ferris wandte sich zu Wetherby. »Wissen wir, ob sie bewaffnet sind?«

Wetherby schüttelte den Kopf. »Nein. Ich halte es für unwahrscheinlich, aber wir können es nicht ausschließen. Wir wissen, dass sie Sprengstoff besitzen – wir haben Spuren von Kunstdünger in einem Haus gefunden, das sie in Wokingham benutzt haben. Nach diesem Indiz, ihren Verbindungen und den jüngeren Ereignissen in Großbritannien deutet alles daraufhin, dass sie etwas in die Luft sprengen und so viele Menschen wie möglich töten wollen. Vor allem, wenn es »wichtige« Menschen sind«, fügte er hinzu, wobei sein Ton die Absurdität dieser Unterscheidung ausdrückte. »Das wäre ihnen noch lieber.«

»Welche von den beiden Zeremonien werden sie also vermutlich angreifen?«

»Ich würde sagen, die Encaenia ist wahrscheinlicher als die Amtseinführung. Verstehen Sie mich nicht falsch. Diesen Leuten würde es gar nichts ausmachen, den Kanzler zu ermorden, aber von ihrem Standpunkt aus wäre es besser, wenn sie auch noch viele andere Würdenträger ermorden können.«

»Irgendwelche Hinweise, wie sie es tun wollen?«, fragte Ferris, der seine Besorgnis nicht verbergen konnte.

»Ich glaube, es gibt zwei Möglichkeiten«, antwortete Wetherby. »Entweder ein Selbstmordanschlag zu Fuß, in diesem Fall muss mindestens einer von ihnen nah an die Prozession herankommen und irgendeine Bombe tragen. Oder sie benutzen einen Wagen, was wir für wahrscheinlicher halten. Wir wissen, dass sie einen weißen Lieferwagen, Typ Ford Transit, haben, und der Käufer war einer der drei Hauptverdächtigen. Er war anscheinend besonders an der Ladekapazität interessiert.« Wetherby schaute zu Matheson. »Ihr Staatsschutz hat alle Details, einschließlich der Originalnummer, aber ich bin sicher, die haben sie inzwischen ausgetauscht.«

Matheson nickte und zeigte auf die dunklen Bildschirme an der Wand. »Wir bringen vorübergehend Videokameras an, um das Zielgebiet so gut wie möglich zu überwachen. Wir benutzen feste Kameras, sodass niemand ausweichen kann, wenn sie sich drehen. In der nächsten halben Stunde sollten sie einsatzbereit sein.

Spürhunde aus Reading durchsuchen das Gebäude nach Sprengstoff. Die Hundeführer sind jetzt drin. Es wird eine Weile dauern, ich habe ihnen gesagt, sie sollen besonders sorgfältig sein. Außerdem gibt es Büchermagazine der Bodleian Library, die unterirdisch bis zum Sheldonian verlaufen. Sie sind durch eine Art antikes Fließband mit der New Bodleian auf der anderen Straßenseite und der alten Bibliothek und der Radcliffe Camera auf dieser Seite verbunden.« Er zeigte die Strecke mit dem Zeigestock auf der Leinwand.

»Wie viele Leute wissen, dass es diese Verbindung gibt?«, fragte Liz.

Matheson zuckte die Achseln. »Die meisten Leute, die durch den Hof gehen, haben keine Ahnung, dass eine unterirdische

Welt unter ihnen liegt. Andererseits scheint jeder Oxfordkrimi von Michael Innes bis Inspektor Morse ein Finale im Untergrund unter der Bodleian zu haben. Wenn sie das vorhaben, werden wir sie stoppen.«

»Ich bezweifle, dass sie das tun«, sagte Wetherby mit einem Kopfschütteln. »Nach dem, was Sie sagen, ist es zu offensichtlich, aber es ist gut, wenn Sie es überprüfen.«

Jetzt äußerte sich der Leiter des Oxforder Staatsschutzbüros. »Es gab eine kleine Verzögerung mit den Fotos, die Sie geschickt haben, aber wir haben die Kopien jetzt. Sie werden an alle Beamten in dem Gebiet ausgeteilt.«

Er gab Wetherby einige Kopien, der darauf schaute und sie dann an Dave und Liz weitergab. Rashid sah schrecklich jung aus, dachte Liz. So jung wie Marzipan.

»Alle Sondereinsatzkommandos im Bezirk Thames Valley sind vor Ort«, sagte Ferris zu Wetherby. »Und entlang der Strecke werden bewaffnete Polizisten stehen.«

»Wir platzieren auch Scharfschützen an hoch gelegenen Punkten«, sagte Matheson und richtete den Zeigestock direkt auf das Sheldonian. »Einen hier in der Kuppel.«

Liz erinnerte sich an den atemberaubenden Blick bei ihrem touristischen Aufstieg mit Peggy.

»Einen anderen hier, der den Hof zwischen dem Clarendon Building und dem Sheldonian im Blick hat«, sagte er und deutete auf die Bodleian Library. »Und zwei an der Broad Street im Obergeschoss des Musikladens von Blackwell's, einer nach Westen, einer nach Osten. Außerdem wird sich ein Dutzend Staatsschutzleute in Zivil unter die Menge mischen. Alle sind bewaffnet.«

Er fuhr fort: »Wir achten auf jeden Lieferwagen im Zentrum.

Wir haben alle Parkwächter verständigt und uniformierte Extrastreifen auf den Straßen. Weiße Lieferwagen sind nicht gerade selten, und natürlich können sie den Wagen anders lackiert haben. Aber wir tun, was wir können.«

Nach dieser Aufzählung der Präventivmaßnahmen erfüllte Schweigen den Raum. Niemand schien es brechen zu wollen.

»Dann hoffen wir mal, dass wir gut vorbereitet sind«, endete Matheson mit entschlossener Miene.

»Und dass die Dämme nicht brechen«, fügte Dave Armstrong leise hinzu.

Sie wachten früh auf, dann aßen sie ein einfaches Frühstück und beteten. Rashid beobachtete Bashir und Khaled aufmerksam. Er bewunderte sie für das, was sie tun wollten, und ein Teil von ihm wünschte sich auch, an diesem Tag ein Märtyrer im Kampf gegen die Feinde des Islam zu werden.

Ich habe die schwierigere Rolle, dachte er. Ich werde meinen Lohn noch nicht bekommen. Aber er tröstete sich damit, dass er weiter für den Islam kämpfen würde. Er wusste, was er zu tun hatte und wo er danach hingehen musste. Er würde benachrichtigt und dann nach Pakistan gebracht werden, hatte man ihm gesagt, um sich dem Imam in seiner Madrasa anzuschließen, und dann würde er wirklich den Tod bei einer anderen Operation finden. Er wäre vorher gern noch einmal

nach Hause gefahren, um seine Eltern zu sehen und sich um seine Schwester Yasmina zu kümmern, aber er wusste, dass das unmöglich war. Die Polizei suchte ihn.

Als sich die drei auf die Bank des Lieferwagens quetschten, gab Bashir Rashid widerwillig ein neues Handy, das er in Didcot gekauft hatte, in dem neuen Einkaufszentrum an der Hauptstraße, zu dem er vom Bahnhof aus anderthalb Kilometer zu Fuß gegangen war. »Du wirst das nur ein einziges Mal benutzen«, sagte er zu dem kleinen, jüngeren Mann, »um mich anzurufen, wie wir es geplant haben.«

Bashir hatte die Karte sorgfältig studiert, fuhr auf kleineren Straßen nach Oxford und vermied die A 34, da sie leicht abzuriegeln war. Er fuhr durch das Farmland zwischen Abingdon und Oxford, dann den Cumnor Hill hinunter und kam von Westen in die Stadt. Er folgte dem verschlungenen Einbahnstraßensystem und parkte in dem ruhigen und zentralen Viertel Jericho, in dessen kleinen Backsteinhäusern früher die Drucker der Oxford University Press gewohnt hatten und jetzt wohlhabende junge Familien.

Bashir dachte daran, wie alles begonnen hatte, viele Tausend Kilometer entfernt. Er war dem Engländer auf dem Marktplatz von Lahore begegnet – der Mann hatte den Kopf aus einem Laden gesteckt, als Bashir vorbeikam, und gesagt: »Sprechen Sie Urdu? Können Sie für mich übersetzen?« Bashir sprach fließend Urdu – seine Eltern hatten es zu Hause in Wolverhampton gesprochen – und er half dem Mann, über den Kauf von hundert bestickten Teppichen aus Kaschmir zu verhandeln.

Hinterher hatten sie zusammen Kaffee getrunken, und der Engländer erklärte, er arbeite für eine Import-Export-Firma in

Dubai (was den Umfang der Teppichbestellung erklärte) und sei auf einer drei Monate langen Einkaufsreise in Lahore. Die Unkenntnis der Sprache mache seine Arbeit schwierig; ob Bashir ihm vielleicht helfen könnte? Er würde ihn natürlich bezahlen – der Mann erwähnte eine Summe, bei der Bashir überrascht blinzeln musste. Geschmeichelt und neugierig (wenn auch ein bisschen vorsichtig) hatte Bashir zugesagt.

An der Oberfläche war ihr Verhältnis rein geschäftlich, obwohl sich die Gespräche, wenn sie nach dem täglichen Feilschen auf dem Markt in einem Café saßen, um Politik und Religion drehten. Der Engländer war freundlich und offen gewesen.

Bashir war nicht naiv, er und seine Mitstudenten waren vom ersten Tag an in der Koranschule vor westlichen Geheimdienstagenten gewarnt worden. Mehr als einmal ging ihm durch den Kopf, der Mann sei nicht das, was er zu sein vorgab. Aber in ihren Gesprächen hatte der Engländer nie nachgebohrt; er war scheinbar eher geneigt, Bashir seine eigenen Ansichten zu erklären.

Sie erschienen seltsam unwestlich, denn er wusste viel über den Islam, vor allem im Nahen Osten, den er so gut zu kennen schien. Er war auch vehement antiamerikanisch und tat den 11. September leichthin als Fall von »wie du mir, so ich dir« ab.

Der Imam hatte Bashir ermutigt, in ein Ausbildungslager zu gehen und danach mit seinen muslimischen Brüdern in Afghanistan oder sogar im Irak zu kämpfen. Doch er hatte sich widersetzt. Warum? Er wusste es selbst nicht genau, bis der Engländer ihn bei einem ihrer Treffen auf eine neue Idee gebracht hatte. Wenn er in Bashirs Alter wäre, grübelte der Engländer, würde er die Waffe gegen den Westen erheben. Aber

nicht in Afghanistan oder im Irak, fügte er nachdenklich hinzu. Warum anonym in einem fremden Land sterben, wenn man den Krieg stattdessen wirksamer in die eigene Heimat tragen konnte? Hier gegen die westlichen Soldaten zu kämpfen, war Schwachsinn, sagte er. Was bedeutete es schon, wenn die amerikanische und englische Armee ein paar Soldaten verloren? Sie hatten es trotzdem geschafft, den Krieg in ferne Länder zu verlagern, von denen nur wenige ihrer Bürger irgendetwas wussten. Was diese Mächte wirklich fürchteten, war ein Krieg auf ihrem eigenen Boden.

Der Engländer sagte all das in einer Reihe zufälliger Bemerkungen, aber für Bashir klärten sie das eigene Denken und seinen Widerwillen, als Freiwilliger neben Al-Qaida-Rekruten zu kämpfen. Warum nicht nach der Ausbildung den Krieg nach Hause tragen?, dachte er.

Aber was konnte er allein tun? Bei ihrem nächsten Treffen äußerte er eine entsprechende Bemerkung dem Engländer gegenüber. Und dann schlossen sie ihren schicksalhaften Pakt. Denn der Engländer hatte angeboten, ihm zu helfen.

Dieses Angebot kam Bashir zunächst verdächtig vor. Er meinte, der Engländer wolle ihm eine Falle stellen, um ihn festnehmen und einsperren zu lassen. Doch der Engländer nahm ihm die Angst. Er sagte, er verstehe, warum Bashir ihm nicht vertraue, und Bashir habe guten Grund dazu, weil das Import-Export-Geschäft nicht seine einzige Aktivität sei. Jawohl, er habe Verbindungen zu Geheimdiensten – mehr könne er jetzt nicht sagen, erklärte er. Er verfolge aber eigene Ziele, die sich mit Bashirs Wunsch trafen, einen Schlag gegen den Westen zu führen.

Konnte Bashir ihm trauen, wenn er das wusste?, fragte der

Engländer rhetorisch. Warum nicht? Hätte er ihm eine Falle stellen wollen, warum sollte er ihn dann ermutigen, allein zu handeln? Hätte er nicht eher versucht, ihn in Verbindung mit einer schon bestehenden Zelle zu bringen, damit die Behörden die Aktivität eines größeren Kreises erst überwachen und dann verhindern konnten?

Der Rest war ... Geschichte, dachte Bashir jetzt. Er war Rashid und Khaled in einer Moschee in Wolverhampton begegnet. Sie waren ebenso bereit zum Heiligen Krieg und wollten sich von ihm führen lassen. Sie waren jung und leicht zu beeinflussen. Der Engländer hatte ihrer Rekrutierung aus diesem Grund zugestimmt und auch, weil beide für die Sicherheitsbehörden unbeschriebene Blätter waren, wie er Bashir erklärte.

Vielleicht war es ein Fehler, denn Rashid erwies sich als nervös und neigte zu Fehleinschätzungen, aber wenigstens konnte man ihn isolieren – obwohl seine holländischen Verbindungen eher ein Grund zur Sorge waren als ein Zeichen von Erfahrung, wie es zuerst schien. Dennoch würde Rashid heute nicht viel zu tun haben – nur einen Telefonanruf. So konnte man wohl sicherstellen, dass er die Nerven behielt.

Es war elf Uhr dreißig.

Im Gegensatz zu Bashir brauchte Tom in Oxford kein Auto und ließ darum den Leihwagen mit seiner Tasche im Kofferraum auf dem Park-and-Ride-Parkplatz am nördlichen Stadtrand stehen. Der erste Schritt war fast getan.

Wie jeder gewöhnliche Einkäufer an Wochentagen nahm er den Pendlerebus und stieg gegenüber dem Radcliffe Infirmary aus, in dem früher das städtische Krankenhaus gewesen war. Es

war ein außergewöhnlich schöner Tag, die Sonne schien mit voller Kraft, aber eine Brise ließ es nicht zu heiß werden. Touristenbusse parkten auf St. Giles, während er ins Zentrum ging. Waren sie so zahlreich gewesen, als er hier noch studiert hatte? Wahrscheinlich, aber damals hatte er nicht darauf geachtet.

Auch sonst wirkte alles erstaunlich unverändert. Aber warum sollte sich auch irgendetwas verändern? Das würde es nur auf Anregung von außen tun, weil die, die bereits mächtig genug waren, um Veränderungen zu erzwingen, keine wollten. Warum nicht? Weil sie bereits auf derselben Seite standen. Oxford, Cambridge, das Außenministerium und die Geheimdienste, das dunkle Herz des Establishments, das seinen Vater zerstört hatte. Er hatte sie infiltriert, um ihnen zu schaden. Endlich konnte er damit beginnen. Ihre Selbstzufriedenheit wird bald verschwunden sein, sagte er sich.

Er bog in die Broad Street und ging bis zum Buchladen Blackwell's. Dort bestellte er im Coffeeshop im ersten Stock einen doppelten Espresso und setzte sich ans Fenster. Ein Platz in der ersten Reihe, dachte er und blickte über die Straße zum Sheldonian, das auf dieser Seite halbrund war. Über dem gelben Mauerwerk erhob sich weiß leuchtend die hölzerne Kuppel.

Auf dem Streifen in der Mitte der Straße parkten keine Autos, denn er war abgesperrt. Tom fragte sich nach dem Grund, aber nur kurz, denn es erschien sinnvoll – die Autos würden die Schönheit der Prozession stören, wenn sie auf der anderen Straßenseite aus der Turl Street kam.

Er überflog den *Guardian*, behielt aber die Straße im Auge. Von den Stufen des Clarendon Building gegenüber gingen Studenten und ab und zu ein Dozent von der dahinterliegenden

Bodleian Library hinunter und trugen Aktentaschen, Rucksäcke und Stapel eigener Bücher. Auf der Straße durfte ein letzter Rundfahrtbus vor dem Museum für Wissenschaftsgeschichte halten, dessen offenes Oberdeck sich mit kamerabewaffneten Touristen füllte. An der Ecke Turl Street erklärte ein Polizist in Uniform einer orientalischen Frau den Weg. Er wirkte völlig unaufgeregt. Gut, dachte Tom.

Es war genau Mittag. Er trank den Kaffee aus und stand auf, dann ging er langsam in den hinteren Teil des Ladens, wo er in die Literaturabteilung schaute, bevor er nach unten ging. Wäre er zwei Minuten länger am Fenster geblieben, hätte er gesehen, wie vier Kollegen sich dem Polizisten anschlossen, zwei davon in kugelsicheren Westen und mit Heckler Et Koch-Maschinenpistolen.

Im Erdgeschoss hielt er sich vom vorderen Ladentisch fern, an dem zwei Angestellte standen, und blätterte hinten bei den Kinderbüchern, wo eine Mutter versuchte, ein Auge auf ihr kleines Kind zu haben, während sie den *Zauberer von Oz* kaufte.

Er sah auf die Uhr und ging um genau fünf nach zwölf zu dem unauffällig zurückgesetzten einzigen Fahrstuhl. Er drückte den Knopf und wartete geduldig; er hatte eine Extraminute einkalkuliert, falls es eine Verzögerung gab. Wenn nötig, konnte er nach draußen gehen.

Die Fahrstuhltür öffnete sich langsam, und eine Frau mit einem Stock stieg aus. Er lächelte freundlich, dann trat er hinein und drückte rasch die oberste Etage, bevor jemand anderes einsteigen konnte. Während er nach oben fuhr, drückte er die gespeicherte Nummer auf seinem Handy; der Empfang war gut. Im dritten Stock drückte er den Knopf, der die Tür geschlossen hielt – er wollte jetzt nicht gestört werden.

Dann sagte er: »Hören Sie genau zu. Ich werde diese Nachricht nicht wiederholen ...«

Es war Zeit. Bashir ließ den Lieferwagen an und fuhr zur Walton Street, wo er an der imposanten Fassade der Oxford University Press entlangkam. An der Ampel bog er links ab und fuhr vorsichtig zweihundert Meter, dann blinkte er und hielt vor dem Ashmolean Museum im absoluten Halteverbot. Rashid machte sich bereit zum Aussteigen. »Da drüben steht ein Verkehrspolizist«, log Bashir, um einen langen Abschied zu vermeiden. Er streckte an Khaled vorbei die Hand aus.

Rashid schüttelte sie nervös. »Allah sei mit dir«, sagte er zögernd. Er schüttelte auch Khaled die Hand und sprach denselben Segen aus.

Ruhig wiederholte Bashir zum letzten Mal die Instruktionen. »Lass dir Zeit auf dem Weg. Egal, was du tust, sei nicht gehetzt, sonst fällst du auf. Ich erwarte deinen Anruf – es sollte in zwanzig Minuten sein. Aber vergiss nicht: Ruf erst an, wenn du die Prozession siehst.« Er blickte Rashid ernst an. »Allah sei mit dir«, sagte er und gab ihm das Zeichen zum Aussteigen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Bashir bog nach links auf die breite Durchfahrtsstraße St. Giles ab und bemerkte den Polizisten auf der anderen Straßenseite. Er fuhr mit mittlerer Geschwindigkeit Richtung Nordoxford, wendete dann aber und fuhr zurück ins Zentrum. Etwa einen halben Kilometer nördlich des Sheldonian bog er in eine ruhige Seitenstraße an den roten Backsteinmauern von Keble College – einem gotischen Prachtbau aus der viktorianischen Ära. Dort parkte er den Lieferwagen und wartete dann mit Khaled schweigend auf Rashids Anruf.

Bin ich nervös?, fragte sich Bashir. Eigentlich nicht. Der Engländer hatte ihn davor gewarnt und ihm sogar Tabletten dagegen angeboten – aber er hatte sie abgelehnt. Nun, wo der Augenblick endlich näher kam, spürte er sogar, wie er langsam immer ruhiger wurde.

Er drehte sich um, fasste vorsichtig nach hinten und tastete nach einem Seil. Er zog sanft daran, bis das freie Ende neben ihm auf dem Fahrersitz lag, dann legte er es auf Khaleds Seite der Schaltung. Es war fast gespannt; wenn Khaled in zehn Minuten scharf daran zog, würde es eine Verzögerung von einer halben Sekunde geben, dann würden sie im Paradies sein.

Liz starrte angestrengt auf die Bilder der Kameras von der Broad Street. Sie merkte kaum, dass Dave ihr einen Pappbecher Kaffee mit Milch hinstellte. »Sechs Stück Zucker, stimmt's?«, zog er sie auf, als er ihre Konzentration bemerkte, und sie lächelte flüchtig und setzte dann die Überwachung fort. Der inzwischen in sein Amt eingeführte Kanzler hatte vor wenigen Minuten das Sheldonian Theatre verlassen und war über den Hof der Bodleian Library zum Lincoln College gegangen. Alles unter dem wachsamen Blick eines Scharfschützen auf dem Dach der Bibliothek und der vollen Aufmerksamkeit mehrerer Polizisten in Zivil auf der Straße.

Plötzlich stürzte eine junge Polizistin mit geröteten Wangen

in den Raum. Als sie die Gruppe vor den Bildschirmen sah, blieb sie wegen ihrer neugierigen Blicke verlegen stehen. »Sir«, sagte sie atemlos und schien gleichzeitig Matheson und den Chief Constable anzusprechen, »wir haben gerade einen Anruf bekommen. Er warnt vor einem schweren Zwischenfall auf der Broad Street.«

»Wie war der genaue Wortlaut?«, fragte Wetherby.

»Ich kann es Ihnen vorspielen«, sagte die Polizistin. Sie ging zu einer Konsole an der Rückwand, drückte einen Knopf, und nach einem Knistern erfüllte das aufgenommene Gespräch den Raum.

»Staatsschutz«, meldete sich eine weibliche Stimme.

»Hören Sie genau zu«, sagte eine männliche englische Stimme. »Ich werde diese Nachricht nicht wiederholen. In fünfzehn Minuten wird eine Bombe bei der Prozession auf der Broad Street explodieren. Suchen Sie nach einem jungen Pakistani. Sie müssen sich beeilen.« Dann wurde die Verbindung unterbrochen.

Liz und Wetherby schauten sich angespannt an.

Chief Constable Ferris sagte: »Das wird kein Streich sein, oder?«

»Nein«, antwortete Wetherby. »Das ist kein Streich. Wir kennen die Stimme.«

»Warum hat Tom angerufen?«, fragte Dave verblüfft.

»Und was ist mit den anderen Terroristen?«, fragte Liz Wetherby mit besorgter Miene.

Wetherby schüttelte den Kopf. Er sah ratlos aus. »Tom weiß vielleicht, was er vorhat. Ich nicht.«

Constable Winstons Funkgerät hatte kaum zwei oder drei

Minuten vor dieser dringenden Nachricht gerauscht, und er nahm eine Position vor dem Doppeltor des Trinity College ein, wo er bei der Umleitung des Fußgängerverkehrs half. Zu den normalerweise schon zahlreichen Fußgängern gesellten sich heute Besucher, die das bunte Schauspiel der Encaenia-Prozession sehen wollten, und sie machten trotz der dringenden Aufforderung der Polizisten, sich vom Sheldonian zu entfernen, nur langsam Platz. Ein Fernsteam des örtlichen ITN-Studios war besonders hartnäckig, denn wenn die gemäßigte Langeweile der alljährlichen Encaenia durch einen »Zwischenfall« unterbrochen werden sollte, waren die Fernsehleute entschlossen, das zu filmen.

Jetzt war Winston von japanischen Touristen umgeben, die wenig auf seine Anweisungen achteten und einander vor dem Hintergrund des Trinity College fotografierten. Sie wollten ihn auch auf den Fotos haben, was seine Aufgabe noch schwieriger machte. Er tat gerade sein Bestes, ein junges Mädchen, das kein Wort Englisch verstand, aber ihm heftig auf den Ellbogen klopfte, zum Weitergehen zu bewegen, als er ihn sah.

Er stand in einer kleinen Gruppe italienischer Teenager, die ebenfalls die Anweisung zum Weitergehen ignorierte. Und der kleine Mann wäre vielleicht auch nicht aufgefallen, wenn er nicht ganz anders als die anderen gekleidet gewesen wäre, mit einem richtigen Hemd statt einem T-Shirt, und nicht irgendwie komisch ein Handy in der Hand gehalten hätte. Und dieses Gefühl, er sei anders, bestätigte sich für Winston, als der Mann sich aus der Gruppe löste, zurück zum wenige Meter entfernten College-Tor ging und in Richtung Turl Street blickte. Er wartet auf irgendwas, dachte Winston und beobachtete, wie er eine Nummer auf seinem Handy tippte.

Constable Winston konnte schnell sein, wenn es nötig war. Der kleine Mann hatte das Handy gerade ans Ohr gehalten, als Winstons langer Arm seine Hand packte. »Entschuldigen Sie, Sir«, sagte er bestimmt, »könnte ich bitte mal Ihr Telefon sehen?«

Der Pakistani blickte an ihm empor und wirkte wie versteinert. »Natürlich«, sagte er nervös und lächelte schwach, während er das Handy losließ. Dann drehte er sich plötzlich um und rannte die Broad Street entlang in Richtung der Einkaufsstraßen.

Winston verfolgte ihn mit dem Handy in der Hand und brüllte: »Haltet ihn!«

Als Rashid auf die Ecke des Friedhofs an der Magdalen Street zulief, wurde er plötzlich gegen die Außenmauer von Balliol College gestoßen und dann von den kräftigen Händen eines weiteren uniformierten Polizisten festgehalten. Geschnappt!, dachte Winston, dessen Erleichterung ein wenig getrübt wurde, als er sah, dass Constable Jacobs, der junge Klugscheißer, die Festnahme vorgenommen hatte.

Wo war er? Warum hatte Rashid nicht angerufen? Bashir missachtete die Anweisungen des Engländers und rief Rashids Handy an, aber es war ausgeschaltet. Verdammt! Er sah auf die Uhr – die Prozession musste jeden Moment die Broad Street

erreichen. Was hatte der Engländer gesagt? »Wenn die Verständigung nicht klappt, fahr los. Egal, was passiert, du darfst nicht zu spät kommen. Zu spät bedeutet gescheitert.«

Er würde noch dreißig Sekunden warten, beschloss er und starrte auf seine Digitaluhr. Neben ihm regte sich Khaled plötzlich und zeigte durch die Windschutzscheibe. Als Bashir ans Ende der Straße sah, wo der üppige grüne Rasen des Universitätsparks im Hintergrund sichtbar war, sah er sie.

Einer war in Uniform, zwei in Zivil, und sie überprüften in jeder Seitenstraße rasch die parkenden Autos, dann gingen sie schnell weiter. Sie kamen auf ihn zu.

Bitte ruf an, Rashid, bitte ruf an, sagte Bashir fast wie ein Gebet. Bashir sah einen der Polizisten in Zivil in seine Richtung deuten, und dann merkte er, dass er auf ihn zeigte. Der Polizist in Uniform schaute auf und rannte los, wobei er sich mit der einen Hand den Helm festhielt und in der anderen das Funkgerät hielt, in das er hineinbrüllte. Die beiden anderen Männer waren hinter ihm, und alle drei liefen mit vollem Tempo mitten auf der Straße.

Er konnte nicht länger warten. Er drehte den Zündschlüssel, und der Lieferwagen sprang keuchend an. Mit aufheulendem Motor fuhr er aus der Parklücke und wollte Richtung Parks Road beschleunigen, um von dort in die wenige Hundert Meter lange Straße einzubiegen, die ihn ans Ziel bringen würde.

Als er den Wagen losfahren sah, sprang der Mann in Uniform auf den Bürgersteig, und einer der Polizisten in Zivil zog eine Pistole aus der Jacke und duckte sich hinter einem geparkten Auto.

Dann sah Bashir, wie ein großer Transporter – der Typ, mit dem Polizisten zu Fußballspielen gefahren wurden – direkt am

anderen Ende der Seitenstraße hielt und seinen Weg blockierte. Er bremste scharf und bog noch rechtzeitig in eine kleine Straße ab, die hinter Keble College herumführte. Er raste an den modernen College-Anbauten vorbei und nahm die Neunzig-Grad-Linkskurve mit quietschenden Reifen, fluchte dann aber laut, als er einen weiteren Polizeitransporter vorfahren sah, um auch diese Seitenstraße abzusperren. Es gab keinen Ausweg; Bashir trat das Gaspedal durch, fuhr direkt auf den Transporter zu und drehte kurz davor das Lenkrad abrupt nach rechts. Sein Vorderreifen traf auf den oberen Rand des Bürgersteigs, der Lieferwagen schoss in die Luft und verfehlte nur knapp ein vorbeigehendes Mädchen, das aufschrie. Der Schrei erfüllte die Luft wie eine Sirene und verklang, während der Lieferwagen mit einem heftigen Rums auf der Parks Road landete.

Bashir bekam ihn wieder unter Kontrolle und beschleunigte auf der baumgesäumten Straße Richtung Encaenia-Prozession. Sie musste jetzt die Broad Street erreicht haben, dachte er. Ich darf nicht zu spät kommen, darf nicht zu spät kommen. Die Straße war leer, aber er zwang sich, langsamer zu fahren, als der Tacho die Hundert-Stundenkilometer-Marke erreichte, denn er fürchtete, es sonst nicht um die Kurve zu schaffen. Er tippte einmal leicht auf die Bremse, dann ein zweites Mal und machte sich bereit. Aus dem Augenwinkel heraus sah er, wie Khaled das Seilende fest packte.

Die Ampel vor ihm schaltete auf Gelb, aber er ignorierte sie und betete, dass kein Auto aus der Broad Street kam. Stattdessen fuhr ein Student auf einem Fahrrad von links aus der Holywell Street. Wie im Film erschien ein Polizist aus dem Nichts und warf sich auf ihn, wobei er ihn samt dem Fahrrad zu Boden riss.

Bevor Bashir das überhaupt realisierte, war er schon auf der Kreuzung und bog scharf nach rechts ab. Er berührte den Bürgersteig auf der anderen Straßenseite, genau vor den unteren Stufen des Clarendon Building, und versuchte, den Lieferwagen in Richtung der Prozession zu lenken, die genau auf ihn zukommen musste. Er würde auf dem Bürgersteig fahren, dann würde Khaled das Seil ziehen. Die Explosion würde jeden im Umkreis von hundert Metern töten. Das hatte der Engländer gesagt. Hundert Meter.

Aber die Broad Street war *völlig leer*. Niemand war auf dem Bürgersteig oder der Fahrbahn. Keine Prozession, keine Fußgänger, nicht mal ein Student auf einem Fahrrad. Wie eine Geisterstadt.

Bashir geriet in Panik, als er einen heftigen Schlag gegen den linken Vorderreifen spürte. Wogegen war er gefahren? Dann fühlte er fast gleichzeitig das Platzen eines weiteren Reifens. Plötzlich verlor er die Kontrolle über den Wagen.

Der Lieferwagen zog scharf nach links, direkt auf die Mauer vor dem Sheldonian zu. Bashir erkannte sofort, dass Khaled das Seil nicht zu ziehen brauchte. Der Aufprall würde reichen, um die Bombe zu zünden, dachte er.

Liz kauerte mit Charles Wetherby hinter einem der Polizeiwagen. Sie war in Deckung gegangen, sobald sie sah, dass

der erste Reifen von einem Scharfschützen getroffen wurde. Nun wartete sie auf eine Explosion und hielt sich die Ohren zu. Neben ihr warf Wetherby spontan den Arm schützend um ihre Schulter.

Man hörte das knirschende Geräusch von Metall, das auf ein unbewegliches Objekt prallte, und dann einen gedämpften Knall, halb Geräusch, halb Vibration.

Dann Stille. Liz wollte den Kopf heben, aber Wetherby drückte sie wieder hinunter. »Warten Sie«, sagte er. »Nur aus Vorsicht.« Aber es gab keine Explosion, und als der Druck seines Arms nachließ, spähte Liz vorsichtig über die Motorhaube des Polizeiwagens.

Der Lieferwagen war gegen das Mäuerchen geprallt und nach oben geschleudert worden, wo er am hohen Eisenzaun lehnte, während sich die Vorderräder in der Luft drehten.

Matheson kam hinter den Autos hervor und brüllte Befehle. Vom Kaufhaus Debenhams hinter ihnen kam ein Feuerwehrgewagen. Um den Pollern an diesem Ende der Broad Street auszuweichen, fuhr er langsam auf dem Bürgersteig vor den Läden um sie herum, beschleunigte dann und fuhr mit heulender Sirene auf den Lieferwagen zu.

Als er da war, kamen bewaffnete Polizisten aus den Nischen und Hauseingängen, wo sie Deckung gesucht hatten, und näherten sich dem Unfallwagen. Ein Staatsschutzbeamter in Zivil erreichte ihn zuerst, fasste hinauf und rüttelte erfolglos an der Fahrertür. Er hat Mut, dachte Liz, denn der Tank konnte immer noch explodieren.

Sie kam hinter dem Auto hervor und ging mit Wetherby vorsichtig auf den Lieferwagen zu. Dave Armstrong schloss sich ihnen atemlos und mit fassungsloser Miene an. »Was war das

denn?«, fragte er. Weder Liz noch Wetherby antworteten.

Während sie die Straße entlanggingen, sprühten die Feuerwehrleute Schaum über den Lieferwagen.

Liz sagte: »Ich verstehe nicht, warum Tom angerufen hat.«

»Er hat uns jedenfalls nicht vor dem Lieferwagen gewarnt«, sagte Dave scharf.

Wetherby zuckte die Achseln. »Vielleicht hielt er das nicht für nötig.«

Liz sah ihn fragend an, als Matheson zu ihnen trat. »Im Lieferwagen saßen zwei Männer. Beide sind tot«, sagte er.

»Beim Aufprall getötet?«, fragte Wetherby.

Matheson nickte. »Sie hatten eine Kunstdüngerbombe hinten drin, aber sie ist nicht losgegangen. Wir wissen noch nicht genau warum, aber anscheinend haben die Zünder nicht funktioniert.«

»Ich bin nicht sicher, dass sie das sollten«, sagte Wetherby langsam.

Liz schaute ihn wieder an; Wetherbys Gesichtsausdruck war völlig rätselhaft. »Sie meinen, sie wussten, dass es keine Explosion geben würde?«, fragte sie.

»Nein, aber ich glaube, Tom wusste es. Sie haben selbst gesagt, Sie könnten nicht verstehen, warum er so viele unschuldige Menschen töten wollte. Er wollte, dass der Lieferwagen durchkommt, aber er wusste, er würde nicht hochgehen.«

»Warum sollte er das tun? Was hätte das für einen Zweck?«

»Wahrscheinlich um zu zeigen, dass es geht«, sagte Wetherby schulterzuckend. »Um uns als gefährlich inkompetent dastehen zu lassen.« Er deutete die Straße entlang, wo Liz ein Fernsehteam näher kommen sah. »Die sind zwar von einem Lokalsender, aber Sie können sicher sein, dass die Bilder heute

Abend überall in den Nachrichten laufen. Danach wird niemand von uns gut aussehen.«

»War es das, was er wollte?«, fragte Liz. »Das Ansehen des Dienstes zerstören?«

»So was in der Art.«

»Moment mal«, unterbrach Dave. »Es war ihm egal, dass zwei Typen gestorben sind, nicht?«, fragte er ungeduldig und machte eine Geste in Richtung des Lieferwagens.

»Natürlich war es ihm egal«, sagte Wetherby. Er lachte freudlos. »Ich will Tom nicht verteidigen. Ich sage bloß, dass ich sein Ziel für raffinierter halte, als wir dachten. Gott sei Dank.« Er schaute die Broad Street entlang, die voller Polizisten war, während die Feuerwehr den Lieferwagen weiter einschäumte. »Stellen Sie sich vor, wie viele Tote es vielleicht gegeben hätte. Wenn Tom nicht angerufen hätte, wäre es hier voller Menschen gewesen ...«

Sie standen in der Mitte der Broad Street, wenige Meter vom Lieferwagen entfernt. Liz sah sich um, immer noch erstaunt, dass es keine Explosion gegeben hatte und keine Opfer außer dem Fahrer und seinem Beifahrer. Dann sah sie, dass an dem hohen Zaun über dem Mäuerchen, auf das er geprallt war, zwei Sockel leer waren – die Köpfe der »Römischen Kaiser« waren weg.

Wetherby zeigte auf ein paar Trümmer, die auf der Straße lagen. Trocken sagte er: »Irgendwie habe ich das Gefühl, es werden noch mehr Köpfe rollen.«

Der Polizist ließ alle von den Fenstern wegtreten, obwohl Tom wusste, dass es unnötig war. Sie wurden in den großen Raum im Untergeschoss der Buchhandlung geführt und mussten dort etwa eine halbe Stunde warten. Er schaute wachsam auf die Uhr und lächelte nach acht Minuten unwillkürlich, als der Countdown schließlich endete. Drei Jahre, sagte er sich, ich habe es drei Jahre geplant – und jetzt ist der Moment endlich da.

Er war in absoluter Hochstimmung. Er wusste, dass die Polizei oben auf der Straße völlig verwirrt sein würde, wenn sie in dem Lieferwagen Kunstdünger entdeckte, der nicht explodiert war. Die Zünder, die er Bashir gegeben hatte, waren nutzlos – mit denen konnte man nicht mal eine Zigarette anzünden, dachte Tom, noch viel weniger eine Bombe.

Wenn die Nachricht sich wie ein Lauffeuer verbreitete, würde die Reaktion vor Ort Erleichterung sein, obwohl er sicher war, dass es in Oxford nie wieder eine öffentliche Encaenia-Prozession geben würde. Weiter weg, in Thames House, würde die Reaktion aber völlig anders sein. Die Leute in Thames House würden einen kollektiven Herzanfall bekommen, vermutete er.

Sie würden nämlich keine Ahnung haben, wo er war, und hätten keine Spur, um ihn zu finden. Sie würden vor Sorge krank werden, dass er wieder zuschlug – und sie würden recht damit haben. Oxford war erst der Anfang, und er sah keinen Grund, warum er seinen früheren Kollegen nicht auf lange Zeit

immer einen Schritt voraus sein sollte. Er sah auf die Uhr. In drei Stunden würde er in seinem Hotelzimmer am Rand von Bristol sein. In kaum mehr als vierundzwanzig Stunden würde seine Maschine zur Landung auf dem Kennedy-Airport ansetzen.

Auch kurzfristig hatte er dem MI5 eine Menge Ärger bereitet. Die Bloßstellung wegen der Rettung in letzter Minute würde rasch abgelöst werden von besorgten Besprechungen, internen Untersuchungen, einem Mediensturm, Anfragen im Parlament, dem Herumreichen des Schwarzen Peters, dem unzweifelhaften Schaden für das Ansehen der Geheimdienste. »Warum haben sie die Attentäter nicht gestoppt?«

»Was, wenn die Zünder funktioniert hätten?« Und dabei hatten sie noch gar nicht angefangen, das Wissen zu verdauen, dass fast fünfzehn Jahre lang ein Maulwurf unter ihnen gewesen war. Ein Maulwurf, den sie nicht fassen konnten.

Jetzt ließ ein Polizist sie endlich hinaus, und sie gingen die Treppe hinauf, die direkt auf die Broad Street führte. Tom blieb zur Sicherheit etwas zurück und war sehr froh, dass er es tat. Sechs Meter vor dem Ausgang schaute er von der obersten Stufe auf die Straße und sah die vertraute Gestalt von Liz Carlyle mitten auf der Straße stehen und mit Charles Wetherby reden.

Zuerst glaubte er seinen Augen nicht. Wie waren sie auf seine Spur gekommen? Woher hatten sie sein Ziel gekannt? Es ergab keinen Sinn; er war so vorsichtig gewesen.

Hatten sie vielleicht einen der Attentäter umgedreht? Nein, nur Bashir hatte das genaue Ziel gekannt – Khaled hatte keinen Wert darauf gelegt, und Rashid war zu schwach, als dass er selbst oder Bashir ihm vertraut hätte. Bashir hätte nie eine Sache

verraten, für die er so bereitwillig sterben wollte. Und wenn einer von ihnen jetzt redete – er nahm an, sie waren vor wenigen Minuten festgenommen worden –, würden sie nichts wissen, was die Polizei oder seine früheren Kollegen zu ihm führen konnte.

Wer hatte ihn dann verraten? Hatte O’Phelan geredet, bevor Tom ihn in Belfast aufsuchte? Es schien unvorstellbar. Warum hätte der Dozent ihn dann anrufen und warnen sollen, dass Liz ihn besucht und neugierige Fragen gestellt hatte?

Es schien keine naheliegende Antwort zu geben, was schiefgegangen war, aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Er drehte sich um und ging zurück ins Gebäude. Eine Buchhändlerin berührte ihn am Arm – sie hatte alle die Treppe hinaufgeführt wie ein Schäferhund seine Herde –, und er setzte das charmante Lächeln auf, das er wie eine Waffe zu benutzen gelernt hatte. »Ich hab was liegen lassen«, erklärte er.

Sie lächelte zurück und ließ ihn gehen. Geduld, sagte er sich. Keine Panik. Aber du musst schnell hier raus. Es war schließlich erst Phase eins. Er durfte sich jetzt nicht aufhalten lassen.

Der Scharfschütze in der Kuppel des Sheldonian war noch da. Als Liz sich umdrehte, sah sie einen weiteren Scharfschützen mit einem Gewehr auf dem Dach des Musikladens Blackwell’s an der Ecke.

Irgendetwas an der Szene beunruhigte sie. Sie blickte zu Charles, und plötzlich kam ihr aus dem Nichts ein Gedanke. »Ich glaube, Tom ist hier«, sagte sie plötzlich »Er will das Ganze bestimmt sehen.«

Wetherby war verblüfft. »Wirklich?«, sagte er zweifelnd. Dann schien er darüber nachzudenken. »Vielleicht haben Sie recht. Seiner Meinung nach sind wir noch in London und fragen uns, wo er zum Teufel steckt.«

Matheson kam wieder zu ihnen. »Bei Blackwell's sind noch etwa dreißig Leute im Untergeschoss. Wir haben sie da zu ihrer Sicherheit hingeschickt. Ich lasse sie jetzt gehen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Nein, alles in Ordnung«, sagte Wetherby, und Matheson ging schon zurück, als Liz hinter ihm her rief: »Entschuldigen Sie, könnten wir alle überprüfen, wenn sie gehen?«

Er schaute sie überrascht an und wandte sich dann zu Wetherby, der bestätigend nickte und sagte: »Wenn alle durch dieselbe Tür rauskommen, können wir sie kurz kontrollieren.«

Sie gingen hinüber und standen auf der Seite des Trinity College am Ende des Schaufensters, wo an der Rückseite eines kleinen Erdgeschossraums eine steile Treppe in den ausgedehnten Norrington Room hinunterführte. Matheson und ein großer Polizist standen neben ihnen, als die Kunden herauskamen – die meisten gefasst, ein paar erbost.

Niemand war dabei, den sie kannten.

»Ich muss rausfinden, was mit dem Verdächtigen ist, der festgenommen wurde«, sagte Wetherby. Er drehte sich beim Gehen zu Dave und Liz. »Schauen Sie sich drinnen noch mal um, um sicherzugehen.«

»Können Sie jemanden hier am Eingang postieren?«, fragte

Liz Matheson.

»Na schön«, sagte er, doch sein Miene gab zu verstehen, dass er bessere Verwendung für seine Leute hatte.

Und Dave schüttelte den Kopf. »Ich weiß, große Geister denken ähnlich«, sagte er und zeigte erst auf den sich entfernenden Wetherby und dann auf Liz. »Aber wenn Tom in der Nähe gewesen wäre, wäre er jetzt schon lange weg, und wenn er im Buchladen war, warum sollte er nicht einfach durch den Hinterausgang gehen?«

»Nein.« Die Stimme hatte einen nördlichen Akzent und gehörte einem stämmigen Mann in einem karierten Jackett. »Ich bin von Blackwell's«, sagte er. »Als die Polizei sagte, alle sollten nach unten gehen, habe ich die Angestelltenausgänge hinten abgeschlossen. Mehr damit keiner reinkommt, als um jemanden festzuhalten. Aber das war der Nebeneffekt.«

»Los«, sagte Liz zu Dave. »Wir verlieren nichts, wenn wir mal nachgucken.« Sie standen einen Moment im Erdgeschoss und schauten zu den Tischen voller Neuerscheinungen. »Es ist viel größer, als man von draußen denkt«, sagte Dave wenig begeistert.

»Wir trennen uns. Du fängst unten an, ich gehe von oben nach unten. Wir treffen uns in der Mitte.«

»Okay«, sagte Dave. »Pass auf dich auf«, fügte er noch hinzu, aber Liz war schon die Treppe hinaufgegangen.

Die erste Etage war unheimlich leer. Das Café war verlassen, obwohl auf den Tischen noch Kaffeebecher und halb gegessene Teilchen lagen, offenbar waren die Leute rasch runtergebracht worden. Sie schaute zum anderen Ende des Stockwerks, das ebenso verlassen war. Es war ein wenig gespenstisch – Liz hatte das Gefühl, in einem geschlossenen Museum zu sein. Kaum

hörbare Geräusche kamen von der Straße, aber hier drinnen herrschte tiefe Stille – bis auf ihre Schritte auf der Holztreppe.

Sie ging zur zweiten Etage und weiter hinauf, diese Stockwerke würde sie auf dem Weg nach unten überprüfen. Ganz oben fand sie eine Schwingtür zu ihrer Linken und ein Toilettenschild. Liz ging vorsichtig hinein und öffnete die Tür zur Damentoilette. Beide Türen standen weit offen, es war niemand da.

Mit leichtem Zögern betrat sie die Herrentoilette. Auch sie war leer, aber das Fenster war hochgeschoben. Sie duckte sich und schaute hinaus. Etwas entfernt sah sie den großen Vorhof des Trinity College. Dann steckte sie den Kopf hinaus und sah direkt unter sich einen kleinen Innenhof. Vom Fenster zu den Pflastersteinen waren es fast fünfzehn Meter. Das hätte Tom nicht überlebt, dachte Liz.

Als sie wieder auf den Hauptkorridor kam, hörte sie ein Geräusch – ein langes, leises Rutschen, als werde etwas weggezogen. War das unten? Sie stand still und lauschte angestrengt, aber es war nichts mehr zu hören.

Misstrauisch und vorsichtig ging sie um die Ecke in einen langen hellen Raum voller antiquarischer Bücher. Es roch schwach nach altem Leder und Staub. Am Ende des Raums stand auf einer Tür »Nur für Mitarbeiter«, und Liz ging darauf zu, als sie das Fenster an der Ecke sah. Es war weit offen.

Rasch lief sie hin und sah hinaus. Direkt unter ihr befand sich das Dach eines modernen College-Anbaus.

Ein leichter Fluchtweg, dachte Liz. Und dann sah sie den Mann.

Er lehnte an der schrägen Fläche der Dachziegel und hielt sich am Rahmen eines hölzernen Oberlichts fest.

Es war Tom.

Er versuchte, das Oberlicht zu öffnen, und Liz wurde klar, wenn er es schaffte, würde er hineinspringen und im Gebäude verschwinden. Mathesons Männer könnten ihn vielleicht finden, aber da es sich um ein weit verzweigtes Gebäude mit Hunderten von möglichen Verstecken handelte, wollte sie nicht darauf wetten.

Sie hatte ihr Handy in der Tasche – sie konnte anrufen und das Gebäude umstellen lassen. Aber bis sie durchkam – und dann wen erreichte? Dave war unten, Charles in St. Aldates, um den überlebenden Terroristen zu verhören, und Tom konnte entkommen.

»Tom!«, rief sie und lehnte sich aus dem Fenster. Ihre Stimme wurde von dem kleinen Innenhof unten zurückgeworfen.

Er schaute nicht zurück, gab den Versuch mit dem Oberlicht auf und tastete sich am Dach entlang.

Er bewegte sich auf die älteren Gebäude zu. Dort konnte er sich schneller entlang der Giebeldächer bewegen, die zu den Gärten hinter dem College führten. Dann wäre er weg gewesen.

»Tom!«, rief sie wieder. »Es hat keinen Sinn. Du kannst genauso gut zurückkommen. Sie warten unten auf dich.«

Diesmal reagierte er. Er zog sich zum Dachfirst hinauf. Als er dort kauerte, sah er fast jugendlich aus, wie ein Student im ersten Jahr, der hineinkletterte, nachdem die Tore für die Nacht geschlossen worden waren. Langsam drehte er sich um und ließ den Blick schweifen, bis er das Fenster erreichte, an dem Liz stand.

In seinem festen Blick lag nichts Spielerisches. Seine Augen waren hart, und sein Gesicht drückte Entschlossenheit aus.

»Tom«, sagte Liz jetzt ruhiger, wobei sie ihre Stimme unter

Kontrolle zu halten versuchte. Aber bevor sie noch mehr sagen konnte, schüttelte er entschieden den Kopf. Dann schwang er sich gewandt auf der anderen Dachseite hinunter und verschwand.

Liz stand einen Augenblick wie betäubt da und wartete, ob Tom wieder erschien. Dann merkte sie, dass er weg war, und lief zum Treppenhaus. Auf der Hälfte rannte sie Dave Armstrong in die Arme, der hinaufkam. »Schnell«, sagte sie und drehte ihn am Arm herum. »Er ist auf dem Dach nebenan. Beeil dich!«

Als sie aus dem Geschäft auf die Broad Street liefen, sahen sie Matheson neben einem Krankenwagen stehen und mit zwei Polizisten in Uniform reden.

»Er ist nebenan«, rief Dave ihm zu und rannte mit Liz rasch zum Eingang des College. Die kleine Tür neben der Portiersloge stand offen. Der Portier kam heraus und wollte sie aufhalten.

»Polizei! Aus dem Weg!«, brüllte Dave. Liz wich dem Mann aus, duckte sich unter den Ästen einer riesigen Zeder und lief quer über den Hof. Rasen und Wege waren leer, und sie fragte sich, ob das College wie der Rest der Straße geräumt worden war. Das würde Tom das Entkommen erleichtern, dachte sie, während ihre Augen die Dachgiebel nach ihm absuchten.

»Ich geh nach hinten«, brüllte Dave. Liz lief zu dem Hof unter dem Fenster von Blackwell's. Als sie durch den Torbogen kam, bremste sie, schaute nach oben und suchte das Dach ab, wo sie Tom zuletzt gesehen hatte. Das Oberlicht sah geschlossen aus – er war nicht hierher zurückgekommen.

Sie hörte Schritte hinter sich und fuhr zusammen. »Alles in Ordnung«, sagte jemand, und als sie sich umdrehte, sah sie Matheson mit einem jungen Polizisten. »Ich lasse meine Leute gerade das College durchsuchen.«

»Wir brauchen sie auch auf dem Dach«, sagte Liz und deutete hinauf. Plötzlich schwieg sie und lauschte angestrengt. »Was ist das für ein Geräusch?«

»Was für ein Geräusch?«

Dann hörte sie es wieder. Durch einen zweiten Torbogen, der auf dieser Seite weiter hinein ins College führte. Es war ein leises Wimmern, als sei jemand in Not. Das Geräusch ähnelte fast dem eines Tieres.

Sie lief rasch durch den Torbogen und fand sich in einem langen Hof wieder, der auf drei Seiten von College-Gebäuden umgeben war. Am entfernten offenen Ende sah Liz die blühenden Sträucher eines großen Gartens. Niemand war zu sehen. Was hatte sie dann gehört?

Dann sah sie zu ihrer Linken das Mädchen – fast noch ein Teenager. Sie stand am Eingang zu einem Treppenaufgang und weinte unkontrolliert. Hinter ihr, fast in der Ecke, lag ein Mann bewegungslos auf dem Rücken.

Liz ging rasch zu dem Mädchen hinüber. »Ist schon gut«, sagte sie sanft, während Matheson neben dem Mann niederkniete.

Das Mädchen hörte auf zu weinen und schaute Liz angsterfüllt an. Vom anderen Ende des Hofes hörte Liz einen Ruf und sah Dave auf sich zulaufen.

»Was ist passiert?«, fragte er und blickte zuerst zu dem Mädchen, dann zu der Leiche in der Ecke. Matheson hielt das Handgelenk des am Boden ausgestreckten Mannes und versuchte den Puls zu fühlen. Er stand auf, schaute Liz an und schüttelte den Kopf.

»Er muss abgestürzt sein«, sagte Liz ruhig und hob den Blick zum Dach über ihnen.

»Wenn er nicht gesprungen ist«, sagte Dave.

Das Mädchen unterdrückte sein Schluchzen und sprach zum ersten Mal. »Nein, er ist nicht gesprungen«, sagte sie und wischte sich die Augen.

»Hast du es gesehen?«, fragte Liz.

Das Mädchen nickte. »Ich hab geschlafen«, erklärte sie. »Dann bin ich aufgewacht und hab gemerkt, dass ich zu spät zum Tutorium komme. Als ich rauskam, hab ich gesehen« – sie zögerte –, »wie dieser Mann übers Dach lief. Ich hab noch gedacht, das ist ja komisch, weil er zu alt für so was war.« Sie lachte nervös, und Liz legte den Arm um sie, einen hysterischen Anfall konnten sie jetzt nicht brauchen.

»Dann schien er plötzlich auszugleiten und rutschte das Dach runter. Er wollte sich an den Ziegeln festhalten, aber es ging nicht. Er ist weitergerutscht bis ... er runterfiel.« Und sie fing wieder an zu weinen.

Liz sah an ihr vorbei zu der Gestalt auf dem Boden. Sie ließ das Mädchen los, trat neben Matheson und blickte auf den Mann nieder. Sie hatte gewusst, dass es Tom war, sobald sie den Toten gesehen hatte.

In vieler Hinsicht sah er aus wie immer, schick und gut aussehend in seinem blauen Anzug, als werde er in einer Minute aufspringen und wieder er selbst sein. Welches Selbst ist das?, dachte Liz bitter. Der Mann, von dem sie dachte, sie habe ihn zu kennen begonnen? Der große, selbstbewusste, entspannte Mann, ruhig, aber kompetent, charmant – zumindest, wenn er wollte.

Oder das andere, geheime Selbst eines Menschen, den sie niemals wirklich gekannt hatte? Ein Mann, der von inneren Dämonen besessen war, die sie sich nie im Entferntesten

vorgestellt hatte.

Liz schwankte zwischen Tränen der Trauer und des Zorns, schloss die Augen und vergoss gar keine. Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging zu dem weinenden Mädchen zurück. Sie konnte sie immerhin trösten. Für Tom konnte sie nichts mehr tun.

61

Im Gegensatz zur Hinfahrt am Morgen schien die Rückfahrt nach London ewig zu dauern. Als sie Oxford verließen, zogen niedrige Wolken von Süden heran, schoben sich vor die Sonne und verwandelten den Himmel in ein stumpfes Grau. Es begann zu regnen, zuerst in heftigen Schauern, die dann in ein monotones Nieseln übergingen. Die M 40 war bald eine endlose Linie von langsam fahrenden Lastwagen und vorsichtigen Autos.

Wie betäubt von dem Geschehenen und nicht sicher, ob sie sich freuen sollten, dass sie ein Attentat verhindert, oder erschüttert, weil sie es beinahe zugelassen hatten, sprachen Liz und Charles anfangs kaum miteinander. Dann redeten sie wie auf Verabredung fast zwanghaft über alles und jedes. Bis auf die Ereignisse des Tages. Lieblingsreisen, Lieblingsrestaurants, Lieblingsgegenden, sogar *Sakrileg*, das weder sie noch Wetherby gelesen hatte. Persönliche Unterhaltung, aber nicht zu persönlich – Wetherbys Frau Joanne wurde nicht erwähnt, und

Liz sagte nicht, wer sie auf diesen Lieblingsreisen begleitet hatte. Es war eine fast manische Verteidigung gegen die schiere Unglaublichkeit dessen, was sie gerade miterlebt hatten. Und zugleich eine Verteidigung gegen die Fragen, die Suche nach den Verantwortlichen, die unausweichlich kommen würde.

Da aber beide Realisten waren, konnte die Vermeidungsstrategie nicht ewig dauern. Als sie in die Senke von High Wycombe fuhren, seufzte Wetherby und unterbrach seinen Bericht von einem besonders schönen Segelurlaub an der Westküste der Isle of Wight. »Woher wussten Sie, dass Tom da sein würde?«, fragte er.

»Ich weiß nicht. Es war nur so eine Ahnung.«

Wetherby schnaufte kurz. »Ich muss sagen, Ihre Ahnungen sind besser als die meisten rationalen Analysen, die ich auf den Tisch bekomme.«

Es war ein Kompliment, aber Liz musste sich eingestehen, dass Glück dabei ebenso wichtig wie Gefühle gewesen war.

Und was, wenn Tom nicht abgerutscht wäre? Sie war sich ganz sicher, dass er entkommen wäre.

Wetherby schien ihre Gedanken zu lesen. »Was meinen Sie, wo Tom hingegangen wäre?«

Liz schaute zu einem Golfplatz an einem Hügelrücken und dachte darüber nach. Vermutlich hätte Tom das Land verlassen und wäre im Ausland geblieben. Aber wo? Es war nicht so, als hätte Tom eine Sache oder einen Ort gehabt, wohin er flüchten konnte – in Nordirland hätte er keine achtundvierzig Stunden untertauchen können, und in jedem Fall hätte die neuerdings friedliche IRA ihn nicht gern in der Nähe gehabt.

»Tom sprach fließend Arabisch«, sagte sie schließlich, »also hätte er versuchen können, in den Nahen Osten zu kommen

und mit einer neuen Identität eine neue Position zu finden.«

»Er wäre das Risiko eingegangen, dass er auffliegt. Europäer im Nahen Osten – das ist eine kleine Welt.«

»Vielleicht wäre er wie sein Vater nach New York gegangen. Er hatte bestimmt noch mehr vor.«

»Noch mehr von derselben Art?«, fragte Wetherby sanft.

»Wer weiß? Aber ich glaube, Rache an einer anderen Institution. An der Zeitung, die seinen Vater feuerte. Am MI6 wahrscheinlich. Danach hätte er wahrscheinlich wieder uns aufs Korn genommen.«

»Er hätte in Bewegung bleiben müssen, egal, wie seine neue Identität ausgesehen hätte.«

»Stimmt, aber vielleicht hätte ihm das gefallen.«

Sie näherten sich dem Autobahnkreuz mit der M 25, und auf den Schildern erschien Heathrow, was irgendwie zu dem Gespräch über Toms Pläne passte. »Aber warum ist er überhaupt geflüchtet?«, fragte sie rhetorisch. »Ich meine, wenn er an seinem Platz geblieben wäre, was hätte ihm passieren können? Genauer gesagt, was hätten wir ihm nachweisen können? O’Phelans Tod wurde nicht aufgeklärt – keine Zeugen, keine Fingerabdrücke, keine Spur von Tom in Belfast. Bei Marzipan genauso. Die forensische Untersuchung ergab absolut nichts, was auf seinen Mörder hindeutete.«

Wetherby lächelte nachdenklich. »Ich verstehe Ihre Argumentation, aber sie geht an der Sache vorbei. Tom ist geflohen, weil er wollte, dass wir Bescheid wissen.«

»Aber warum? Was für einen Unterschied machte das?«

»Für Tom einen entscheidenden«, sagte Wetherby geduldig. »Er wollte uns demütigen. Er wollte uns unter Kontrolle haben. Er wollte, dass wir uns machtlos und klein fühlen. Hilflös.«

»So wie sein Vater sich gefühlt haben muss«, murmelte Liz.

»Wahrscheinlich. Mein Punkt ist aber, dass Toms Motive nicht politisch waren, sonst hätten die Zünder funktioniert.«

»Und er hätte nicht angerufen.«

»Genau. Er wollte nicht Dutzende von Menschen umbringen. Er wollte nur, dass wir wissen, er hätte es tun können. Und er hätte uns das immer wieder zeigen wollen, wobei er jedes Mal vermutlich ein oder zwei Leute getötet hätte, die ihm in die Quere gekommen wären – wie Marzipan. Die Ironie liegt darin, dass er am Ende wohl so viele Leute getötet hätte wie heute mit einer Bombe.« Wetherby schüttelte in ratloser Verwunderung den Kopf.

»Dann war er einfach wahnsinnig?«, fragte Liz.

»Wir werden es nie erfahren«, antwortete er. »Wir wissen nur, dass er nicht der war, für den wir ihn gehalten haben.«

Die Sitzung war gerade zu Ende, aber der lange freudlose Prozess hatte erst begonnen.

Die Presseberichte über den verhinderten Bombenanschlag in Oxford waren sensationell gewesen. ZEHN SEKUNDEN VOM TOD ENTFERNT hatte die *Daily Mail* getitelt und eine geteilte Titelseite gebracht, mit dem Wrack des Lieferwagens auf der einen und dem neuen Kanzler auf der anderen Seite, der in seiner akademischen Robe schockiert dreinblickte.

BLINDGÄNGER! verkündete die *Sun*, die an ein Foto von Rashid Khan gekommen war, wie er mit einem Tuch über dem Kopf vor dem Polizeirevier St. Aldates aus einem Transporter geholt wurde. Der *Express* brachte ein Foto der Prozession des Kanzlers mit seinem ganzen Gefolge, das aber aus einem früheren Jahr stammen musste, denn es zeigte die Prozession auf der Broad Street, und sie wurde vom alten, nicht vom neuen Kanzler angeführt. Die großen Zeitungen waren zurückhaltender. Dem Bericht in der *Times* – BOMBENANSCHLAG IN OXFORD VERHINDERT – schlossen sich andere an, die stärker die Aufdeckung des Anschlags betonten als wie nahe er vor dem Erfolg gestanden hatte. Der *Guardian* brachte außerdem noch den Artikel eines Architekten über den Schaden am historischen Zaun.

Alle erwähnten natürlich den Tod von Fahrer und Beifahrer des Lieferwagens sowie den Tod eines Geheimdienstbeamten – obwohl Leser, die über letzteren Todesfall mehr wissen wollten, ihre Neugier nicht befriedigen konnten. Binnen Stunden war eine Aufforderung zur Geheimhaltung auf dem Tisch jedes Zeitungsredakteurs in Großbritannien gelandet, sodass Toms Tod zwar mitgeteilt und durchgehend als »tragischer Unfall« beschrieben wurde, sonst aber nichts über ihn erschien.

Egal, wie die Ereignisse beschrieben wurden, die Tatsachen waren unbestreitbar. Zwei Terroristen hatten um ein Haar ein Symbol einer der ältesten britischen Institutionen und dazu viele Würdenträger in die Luft gesprengt. Während einige Zeitungen die Sicherheitsdienste dafür lobten, den Anschlag verhindert zu haben, kritisierten andere sie dafür, dass er fast gelungen wäre. Niemand verschwieg, dass es äußerst knapp gewesen war.

Zum Glück für Liz und ihre Kollegen erwies sich die schrille

Aufmerksamkeit der Medien als kurzlebig. Die Geschichte wurde von einem besonders grausamen Anschlag in Bagdad und einem weiteren Krach zwischen dem Premier- und dem Finanzminister abgelöst. Die Berichte über die Oxford-Verschwörung (wie sie bereits genannt wurde) wanderten nach zwei Tagen auf die inneren Seiten und manchmal in die Kommentarspalte, und obwohl sie in der Zukunft immer wieder als Beispiel für die Bedrohungen genannt wurde, denen das Land gegenüberstand, schwand der Nachrichtenwert mit jedem Tag.

Innerhalb von MI5 und MI6 war die Wirkung der Oxford-Verschwörung jedoch nicht so kurzlebig. Die Analyse der Geschehnisse und ihrer Gründe fing gerade erst an. Nach der ersten Sitzung würde es noch viele andere geben. Schon jetzt begannen die verschiedenen Abteilungen mit der Schadenbegutachtung, und es würde regelmäßige Sitzungen geben, um sich auszutauschen.

Während die Teilnehmer ihre Papiere einsammelten und den Raum verließen, warf Dave Armstrong Liz einen Blick zu. »Hast du Zeit für einen Kaffee?«, fragte er.

»Vielleicht später«, sagte sie, denn sie hatte das Gefühl, sie sollte noch dableiben.

Als sich der Raum leerte, fand sie sich allein mit Wetherby am Tisch sitzen, der müde und sogar für seine Verhältnisse ruhig wirkte. Er warf Liz ein wehmütiges Lächeln zu. »Ich habe schon fröhlichere Sitzungen geleitet.«

»Jedenfalls wissen jetzt alle, was sie zu tun haben.«

»Ja. Es ist offensichtlich wichtig, die ganze Sache zurückzuverfolgen. Bis zu Toms Einstellung«, sagte Wetherby und hob eine Hand, um die Details anzudeuten, durch die sie

sich gerade hindurchgearbeitet hatten. »Wir müssen verstehen, warum wir übersehen haben, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Warum wir nichts gemerkt haben. Dann wird es eine Untersuchung geben. Wahrscheinlich keine öffentliche, obwohl es Druck geben wird, eine durchzuführen, aber eine große interne. Der Innenminister deutete an, sie solle von einem Oberrichter geführt werden. Er hat sich wirklich nicht entblödet zu sagen: ›*Quis custodiet ipsos custodes?*‹ Man sollte meinen, ihm würde was Originelleres einfallen.« Wetherby schüttelte ungläubig den Kopf. Liz hatte ihr wenig Schullatein vergessen, aber diesen Satz kannte sie gut: »Wer wacht über die Wächter?«

»Ich muss aber sagen, der Direktor war in der Sitzung sehr gut«, fügte Wetherby hinzu.

»Was ist mit dem MI6?«, fragte Liz. »Was sagt Geoffrey Fane?«

»Ich habe mit ihm gesprochen. Er hat angemessene Entrüstung über Toms Verrat geäußert. Allerdings war da ein leichter Unterton, wir seien etwas unvorsichtig gewesen, einen Verräter zum MI6 abzustellen. Andererseits hat Tom den Attentäter in Pakistan kennengelernt, wo er unter ihrer Kontrolle war. Ich habe angedeutet, sie sollten sich vielleicht um ihre eigene Überprüfungspraxis kümmern.«

Liz nickte und erinnerte sich an Fanes anfänglichen Unglauben, als sie Tom als den Maulwurf bezeichnete.

»Geht Peggy direkt nach Vauxhall Cross zurück?«, fragte sie.

»Nein, noch nicht. Ich habe Fane gebeten, sie noch hier zu lassen, damit sie bei der Schadenanalyse helfen kann.«

»Ich muss sowieso mit Ihnen über sie sprechen. Sie würde gern hier bleiben. Anscheinend gefällt ihr der MI5.«

Wetherby zog die Augenbrauen hoch. »Da wird Fane ja

beglückt sein.« Er hielt inne und sah angespannt auf die Uhr, dann entspannte er sich. Er hatte Zeit zum Reden, und Liz spürte, dass er es wollte. »Ungefähr nach der Hälfte der Sitzung hatte ich ein ganz komisches Gefühl. Als ob irgendetwas fehlt. Kennen Sie das Gefühl, wenn Sie Ihre Uhr oder Ihr Portemonnaie zu Hause vergessen haben? Sie wissen nicht, was fehlt; Sie wissen bloß, etwas ist nicht da, das da sein sollte.« Wetherby schaute Liz an. Dann verschwand alle Vagheit, seine Miene verhärtete sich. »Und dann habe ich gemerkt, es fehlt nicht etwas, sondern eine Person.«

»Tom.«

»Genau«, sagte er und sah sie konzentriert an.

Es stimmte, dachte sie. Vor wenigen Minuten saßen am Tisch der unzufrieden blickende Michael Binding mit ein paar A2-Männern, Patrick Dobson mit gerötetem Gesicht, Reggie Purvis und sein Stellvertreter von A4, Judith Spratt, die immer noch mitgenommen wirkte, aber wenigstens da war, Liz, Dave, Charles ... die üblichen Teilnehmer. Bis auf einen.

Wetherby sagte: »Er war noch nicht lange wieder zurück, aber er wirkte ganz wie einer von uns.«

»Darum war er so schwer zu fassen. Er passte perfekt rein.«

»Das war Teil des Plans«, sagte Wetherby, stützte das Kinn auf die Hand und blickte nachdenklich. »Und trotzdem möchte ich glauben, dass ein Teil seiner Rolle aufrichtig war. Er machte seinen Job gut, ich glaube, er hat ihm wirklich Spaß gemacht. Aber es stellte sich raus, dass er einen anderen Job gemacht hat. Er war von Anfang an nie auf unserer Seite. Ich meine aber, sein Hass galt dem Dienst, nicht den einzelnen Leuten. Irgendwie fällt es mir schwer, es persönlich zu nehmen. Und Sie?«

Liz dachte an das Wochenende, an dem Tom beim Haus

ihrer Mutter »vorbeigekommen« war. Sie hatte Wetherby nichts von Toms Annäherungsversuchen erzählt, aber hatte sie sich auch nicht getäuscht? Hatte sie vielleicht mehr in seiner Einladung gesehen, als darin lag? Es war schließlich nur ein Abendessen. War ihre Urteilskraft durch persönliche Eitelkeit beeinflusst? Doch dann erinnerte sie sich an die Hotelrechnung und Toms Lügen über seine Freunde mit der Farm. Nein, sie bildete sich nichts ein. Er hatte versucht, sie für seine Zwecke zu benutzen.

»Nein, Charles, ich nehme es persönlich«, erwiderte sie. »Er war nie loyal dem Dienst oder irgendeinem von uns gegenüber. Er hat uns als Mittel zum Zweck benutzt. Er war nur loyal seiner verdrehten Überzeugung gegenüber, alles zu zerstören, wofür wir arbeiten. Im Gewirr der Spiegel schaute er in die falsche Richtung.«

»Natürlich haben Sie recht«, sagte Charles mit entspanntem Lächeln. »Es ist sinnlos, zwischen dem Dienst und seinen Mitarbeitern zu unterscheiden. Wie sagte E. M. Forster: ›Wenn ich wählen müsste, ob ich mein Land oder meinen Freund verrate, hätte ich hoffentlich den Mut, mein Land zu verraten.« Ich habe immer das Gefühl gehabt, unsere Pflicht wäre das genaue Gegenteil.«

»Ich auch«, sagte Liz schlicht.

Einen Moment saßen sie schweigend da. Wetherby fragte ruhig: »Wie geht es Ihrer Mutter?«

Er ist ein netter Mann, dachte Liz. Nach dieser Beinahekatastrophe ist seine Karriere in Gefahr, und er erinnert sich an meine Mutter. »Gut, glaube ich«, sagte sie dankbar. »Die Operation scheint gut verlaufen zu sein.«

»Schön«, sagte er ermutigend.

»Ja, sie glauben, sie haben alles rausgeholt.« Aus irgendeinem Grund dachte sie an Tom und den Schaden, den er angerichtet hatte. »Zumindest scheint es so«, sagte sie und fügte vorsichtig hinzu: »Aber man kann nie ganz sicher sein.«